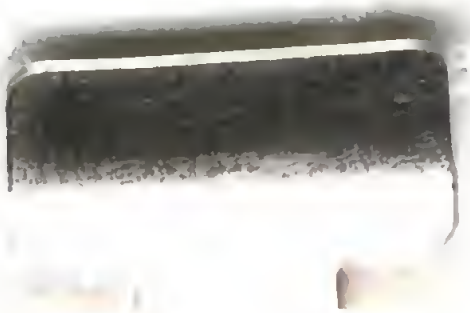
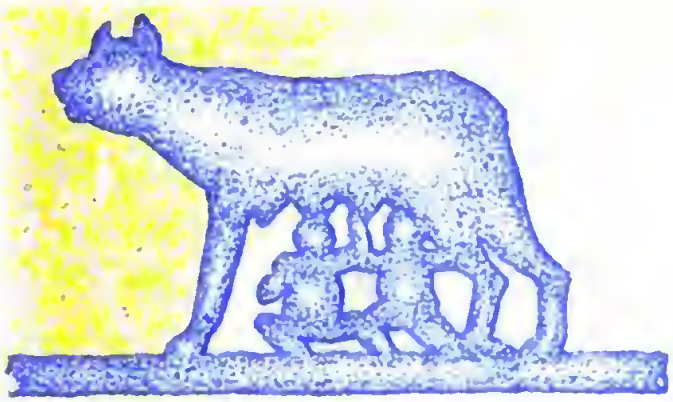


Digitized by Google

Der Neue Roman

Ein Almanach



Kurt Wolff Verlag

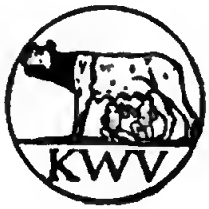
Digitized by Google

Bildnis Heinrich Manns
Nach einer Radierung von Max Oppenheimer

Der neue Roman

Ein Almanach

Mit Bildbeigaben



Erstes bis dreißigstes Tausend

Kurt Wolff Verlag / Leipzig 1917

LOAN STACK

Copyright 1917 by Kurt Wolff Verlag, Leipzig
Rotationsdruck der Spamerschen Buchdruckerei, Leipzig

Digitized by Google

PT1324
N4

Inhalt

Seite

Heinrich Mann: Flaubert und die Herkunft des modernen Romans 1
Max Brod: Das große Sündenbekenntnis . . 14
Heinrich Mann: Der Vater 28
Georg Brandes: Anatole France 48
Anatole France: Das neunundzwanzigste Kapitel des Romans „Der Aufruhr der Engel" . . . 70
Rudolf Leonhard: Das Werk Heinrich Manns . 79
Heinrich Mann: In San Gregorio 108
Ossip Dymow: Beleidigung 121
Gustav Meyrink: Lazarus Eidotter 139
Heinrich Mann: Die Künstlerin Fröhlich . . . 162
Max Brod: Die neuen Christen 174
Carl Sternheim: Die Schwestern Stork . . . 186
Maxim Gorki: Ilja und der Lumpensammler . 217
Hugo von Hofmannsthal: Über Charaktere im Roman und Drama 251

Bildbeigaben

Gegenüber Seite

Bildnis Heinrich Manns. Nach einer Radierung von Max Oppenheimer. Titelbild

Flaubert auf dem Totenbette. Nach einer photographischen Aufnahme 8

Anatole France. Büste von Lavergne. 48

Gustav Meyrink. Nach einem Ölbild von Oskar Kokoschka 144

Carl Sternheim. Nach einem Gemälde von Max Oppenheimer 176

Drei Szenen aus Sternheims: Mädchen. Nach Lithographien von Ottomar Starke 202. 208. 224

Heinrich Mann: Flaubert und die Herkunft des modernen Romans

Flaubert vollbringt sein ganzes Werk im Kampf gegen sich selbst. Dieser endgültige Eroberer des Realismus ist kein Liebhaber der Wirklichkeit, dieser Moderne haßt die Bürgerwelt, dieser Erfinder des unpersönlichen Romanstils hat Lyrik zu verbergen.

Die letzten Windstöße des romantischen Sturmes gelangten, als er jung war, bis in seine Provinz. Er und seine Kameraden, gesprengt von Schwärmerei, fühlten sich als Ausnahmen in der platten Menschheit um sie her. Sie träumten vom Räuberleben, von der Liebe großer Damen und dem Kampf für den Islam, von allem, was beim frühen Victor Hugo steht, trugen Dolche, benutzten sie auch und verstanden zu sterben. Eine Pariser Geistesmode hat sie verspätet erreicht, als man in Paris schon anfing, sie abzulegen: so verspätet dringt sie auch in das Kloster, worin Emma Bovary ihre Mädchenzeit verträumt. In ihren bildsamsten Jahren werden diese jungen Gehirne nach Vorstellungen und Bedürfnissen gefaltet, gegen die alsbald die ganze Wirklichkeit als Feind aufstehen wird. Einige erliegen ihr: so erliegt Emma Bovary. Vor allem darum, weil Paris, das sie nie zu sehen bekommt, ihr immer das Irrlicht bleibt. Flaubert sieht es, wie es ist, vergleicht, schämt sich, und was er von seinem Herzen zu Papier zu bringen sich trotzdem nicht versagen kann, Stimmungsprosa, wolkig wie November-

tage, Herzensdrang an Chateaubriands, seines Helden, Geburtstätte und Grab: das ist von diesem Augenblick ab verurteilt, verschlossen zu bleiben. Er unterdrückt seine Jugend, seine ganze Jugend, um reif vor die Welt hinzutreten, mit einem kurz vor den Dreißig begonnenen Werk, aus dem vermeintlich der Autor abwesend, das angeblich die unter den unerforschlichen Augen eines unsichtbaren Gottes geschehene Selbstgestaltung der Dinge ist. Aber die wilde Ironie, die nirgends nachweisbar hervortritt und deren Katzenaugen man doch überall ahnt, hinter den Vorgängen, hinter dem Stil, hinter der verfälschten und unangemessenen Gefühlssucht der Heldin: wie entsteht sie? Wer hat hier gelitten, um so ironisch sein zu dürfen? Eine arme Frau, die sich weder ihre Sinne noch ihre Eindrücke selbst gab, muß, weil sie ihnen und nicht den Bürgerregeln folgte, ärgste Erniedrigung, bittersten Tod erdulden. Die Tatsachen hetzen sie, und kein Mensch ist da, dem die Wimper zucken würde, kein verstehender Mensch; so konnte ihr Dichter in den Ruf eines harten Erziehers kommen. Gewiß, er erzog. Aber er war kein Gewissensrat für Bürgerfrauen, und nicht eine Dame namens Emma Bovary hat ihn zum Schreiben genötigt. Er erzieht sein Herz. Die Éducation sentimentale, die er später beschrieb, hier geschieht sie. Alle Gewalt des Buches liegt darin: daß jemand mit bitterer Überzeugung gegen sein eigenes Herz wütet und gegen seines Herzens ehebrecherische Gelüste nach Poesie. Gäbe er ihnen nach, er wäre gewiß, von der Zeit beiseite geschoben zu werden, unwirksam zu bleiben und abzu-

ſterben. Die Zeit will ihn modern, wiſſenſchaftlich und nüchtern. Sie erhebt ihre Forderungen in ihm ſelbſt. Seine zunehmende Geiſtigkeit verfeindet ihn mit ſeinem Herzen. So ergibt er ſich der Unterwerfung deſſen, was er war, dem Kampf gegen den Jüngling, der noch in ihm lebendig iſt. Aber dieſer Jüngling ſcheint in denen, die als Erſtes die Romantik ſahen, ein zähes Leben gehabt zu haben. Flauberts nächſter Freund, Louis Bouilhet, blieb all ſeine Dauer ein Poet aus den Boheme-Tagen und immer im Zorn gegen die nachkommenden Zeiten, die er mitmachen mußte. So nimmt der Peſſimismus Flauberts ſeinen Urſprung in entrüſteter Romantik. Rodolphe, der Dichter, ſitzt, hoffnungslos verdüſtert, in ſeiner winterlichen Dachkammer. Das Feuer, das er, ſeiner Unerſchöpflichkeit gewiß, mit den Manuſkripten ſeiner Gedichte entfachte, erloſch im Kamin. Wo kamen die Genoſſen hin? Der Mond iſt untergegangen und Mimi tot.

Aus dem mißverſtändlichen Erfolg von Madame Bovary mag Flaubert bittere Genugtuung geſchöpft haben. Vielleicht, er war noch jung, hat er ſich auch berauſchen und täuſchen laſſen, hat ſich — nach Beendigung eines Buches iſt uns ſein Keim und, was es uns war, oft ganz entfallen — im Augenblick ſelbſt für den unbeirrbaren Realiſten gehalten, als den man ihn anſprach. Er kann den Peſſimismus ſeines Buches für nüchternen Wirklichkeitsſinn angeſehen haben, während er leidende Rache war; kann die Form, die er ſeinem Peſſimismus gegeben hatte, das Groteske, für wirkliche, überlegene Stärke

gehalten haben, und doch verdankte er es nur seinem Drang, sich zu behaupten, griff an aus Not und gestand, indem er karikierte, Schwäche ein. In seiner Jugendprosa, wo er noch das gute Gewissen zu seinen ersten Idealen hat, gibt es kein Groteskes. Während einer Orientreise nimmt es überhand. Hier, wo der Romantiker sich im Burnus an der Spitze von Mameluken und bei Brunnen mit Rosenwasser hätte fühlen sollen, verbringt er ganze Tage damit, einen imaginären alten Franzosen zu parodieren. Seine Feinde, die Bürger, halten ihn schon belagert, lassen ihm keine volle Ruhe mehr zum Genuß von Träumen. Nach der Heimkehr schließt er sich ein mit den Phantomen der Menschheit, um sich von ihnen vorspielen zu lassen. Sein noch jugendlicher Übermut verdüstert sich wohl, aber kein Zweifel, daß Monsieur Homais früher in ihm entstanden ist als Emma Bovary und daß sein Drang, darzustellen, vor allem eine Sucht zu herrschen ist. — Das Verlangen treibt ihn, die Welt dadurch unter sich zu bringen, daß er sie als arme Fratze sich gebärden läßt. Nie selbst hervortreten, die „Unpersönlichkeit" zu seiner Rache machen, und in seiner hohen Einsamkeit mehr als menschliche Genüsse feiern! Denn welchen menschlichen Genuß vermöchte er nicht durch Literatur zu überbieten? Von der Liebe gibt sie ihm das Beste: intellektuelle Wollust, Hingabe wie Beherrschung, das Selbstvergessen in der Umarmung des Vollkommenen, und das Fragwürdigste, Aufstachelndste, Genüsse wie das keuchende Entsagen in der Éducation sentimentale, oder Salambos Python, oder die Tochter der Herodias

Die Literatur gibt ihm, ſtärker als das Leben, die Exaltation des Zeugens; ſie gibt ihm konzentrierter das angſtvolle Heranziehen der Geſchöpfe. Sie gibt ihm Abenteuer, Reiſen, unvorhergeſehene Bekanntſchaften, Qualen, Krankheiten und Kriſen jeder Art. Mehrere Tage hindurch hat er den ſüßlichen Geſchmack des Giftes auf der Zunge, das die Bovary nahm.

Nur will dieſer Rauſch, der ſchnell unentbehrlich wird, immer üppiger genährt werden. Die mitlebenden Bürger findet Flaubert längſt ohne Reiz, ihr Groteskes kläglich. Er braucht wildere Abſonderlichkeiten, eine Welt der Ungeheuer und Gifte, einen Himmel, der wie ein Alpdruck iſt; eine Welt auch, wo die Worte raſſeln und klirren dürfen wie Panzer und Foltern, trompeten wie Elefanten, hyſteriſch beben wie eine mit Wohlgerüchen durchfeuchte Prieſterin, wo die Worte in die Augen ſchreien, die Augen ſengen, die Augen zu Göttern machen und martern dürfen gleich der unerbittlichen Schönheit des harten Südens. Die wirklichen Bedürfniſſe, aus denen „Salambo“ kam, ſind dieſe. Vor ſich ſelbſt wird Flaubert den anderen Beweggrund ausgeſpielt haben: wenn bei ſeinem erſten Buch die Moraliſten, Geſellſchaftstheoretiker, Pädagogen ſich aufgeregt hatten, — diesmal ſollten die Archäologen ſtaunen, die von der gerade modernſten Wiſſenſchaft! Er wollte — da es ſchon Wirklichkeit ſein ſollte — eine allen unbekannte, von ihm allein ſchwer errungene Wirklichkeit hinlegen, an der ſollten ſie ihre Freude haben. Auf die Geſte kam es an, die herriſche, unberührte Geſte, mit der man dies alles

hinausſchleuderte: niedergeſtampfte Armeen und den heulenden, blutrünſtigen Liebeswahnſinn eines Halbwilden, Baal mit Kindern auf den rotglühenden Armen und Felſenkeſſel voll Menſchen und reißende Tiere darüber her! ... Geheimnis bleibt es, ob der jahrelang in dieſer Hölle Schmiedende nie darauf geachtet hat, daß es hier von den Grenzen härteſter Wirklichkeit wieder in ſein altes Traumland geht, daß ſich in der Überfülle prachtvoller Landſchaften die unausweichliche Nähe Chateaubriands erklärt, in Salambo die myſtiſche Liebende Velleda — und die unbeſiegliche Zärtlichkeit des Lyrikers, der Hamilkars Tochter ſang, in der Bezauberung, die dies kleine Mädchen, kaum daß es ſich zeigt, an tauſend Bluthunden mit Menſchengeſichtern übt. Niemand fehlt als René, und fehlt er? Der galliſche General, der, erſtickt vom Schirokko und der Schwere der Wüſtenweiten, an einem Luftloch des verſchloſſenen Zeltes röchelt und nach Galliens Viehweiden, dem aus Walddunkel zitternden Licht ſeiner Strohhütte lechzt: wäre er nicht die Seele deſſen, der ſich an ſolche ſchlimme Schöpfung vergab, in dieſe von Seelen leere Einſamkeit ſich verirrte?

Wenn ſoviel Entſagen, ſoviel Selbſtvergewaltigung wenigſtens Ruhm eintrüge! Flaubert hatte nicht den Körper eines Skeptikers, mochte ſeine Geiſtigkeit das Geräuſch der Gewöhnlichen verachten, ſeine Sinnlichkeit gierte nach ihrer Anerkennung. Er empfand: „Um Dauerhaftes zu ſchaffen, darf man über den Ruhm nicht

lachen“; und litt heftig unter dem Achtungserfolg von Salambo. Damals zuerſt mag er ſich überblickt, mit ſeinem Schickſal abgerechnet haben: erſtaunte und wehe Fragen, die niemand gehört hat.

Wie kommt es, daß ich hier ſitze, abſeits und mit vierzig Jahren noch immer allein? Zwölf Jahre ſind vergangen, ſeit ich mich einſchloß. Die von meiner Kraft, mit meiner Bovary geſchaffene Bewegung haben andere ausgenutzt; inzwiſchen war ich fern, bei dieſer Salambo, die nun alle künſtlich nennen. Es gelang mir alſo zu gut, euch zu täuſchen. Mein überreiztes Herz habe ich unter Lichtgarben und Tubengebrüll ſo wohl verſteckt, daß niemand es ſpürt. Als ich jung war, liebte ich allzu glänzende Frauen, denen ich es nie ſagte. So habe ich dich geliebt, Salambo, und dich, grauſames Afrika! Aber niemand weiß, daß um die ſchönen Dinge, um die fernen, kaum mehr menſchlichen Geſtalten gelitten werden muß. Man faſelt von ſeelenloſer Schönheit. Man iſt ſo unwiſſend über den Künſtler, daß man ihm zutraut, er mache leichten Herzens Schönheit; ſo unerfahren in der Schönheit, daß man für möglich hält, es ſei jemals eine vollendet worden, hinter der nicht der Schmerz ſtand, den Meißel noch in der Hand. Ich werde ihnen nichts darüber verraten. Spricht jemand von Salambo, und wäre es meine gütigſte Freundin, ich werde ihr antworten: Der Schmöker hätte es nötig, daß man ihn um gewiſſe Inverſionen leichter macht; es ſind zu viele Damals, Aber und Und darin: man merkt die Arbeit.

Gelte ich nicht als Techniker? Faſt bin ich es gewor-

den! Ich, der den überschäumendsten Achtzehnhundertdreißiger abgab, wäre ich so glücklich gewesen, mit der Hernani-Bande zur Welt zu kommen! Wie ich Verse gedonnert, was ich auf meiner breiten Brust für leuchtende Stoffe getragen, welchen Gottesdienst ich einer Frau geweiht haben würde, einer einzigen! In dieser nüchternen Zeit mußte ich mich in eine Werkstatt schließen, Sätze feilen, meinen Stolz auf die Verknüpfung einer Analyse, eines Porträts und eines Dialoges setzen, neue Arten erfinden, um eine Empfindung auszudrücken, und die Empfindung selbst für Nebensache ausgeben; mußte das Äußere am wichtigsten nehmen. In Wahrheit aber glaube ich nicht einmal, daß es in der Kunst ein Äußeres gibt. Ich erinnere mich, wie ich Herzklopfen bekam und eine heftige Lust empfand, als ich eine Mauer der Akropolis betrachtete, eine ganz nackte Mauer (die zur Linken, wenn man nach den Propyläen hinaufgeht). Und ich frage mich, ob ein Buch, unabhängig von dem, was es sagt, nicht dieselbe Wirkung hervorbringen kann. Liegt nicht in der Genauigkeit der Wortgefüge, der Seltenheit der Bestandteile, der Glätte der Oberfläche, der Übereinstimmung des Ganzen, liegt darin nicht eine innere Tugend, eine Art göttlicher Kraft, etwas Ewiges wie ein Prinzip? (Ich spreche als Platoniker.) Warum besteht, zum Beispiel, eine notwendige Beziehung zwischen dem richtigen und musikalischen Wort? Warum kommt man immer auf einen Vers hinaus, wenn man seine Gedanken zu sehr zusammendrängt? Das Gesetz des Wohlklanges regiert also die Gefühle und die Bil-

Flaubert auf dem Totenbette
Nach einer photographischen Aufnahme

der. Und was als das Äußere erſcheint, iſt gerade das Innere. . . . Ich bin Myſtiker: ich, der Handwerker der Form. In der Form erſt glüht meine Phantaſie und wird flüſſig. An einer Seite voll bunter und tönender Namen berauſche ich mich bis zu der Gewißheit, mit den Schickſalen dieſer Namen einſt dageweſen zu ſein. Ich bin alter Schönheit ſo voll, daß ich das Gefühl beginnenden Lebens, das ſtarre Staunen eines friſch erſchloſſenen Daſeins nie gekannt habe. Das in den Tiefen der Geſchichte Verlorene zieht mich an, der ich von jeher dabei war. Mit den Prieſtern des Orients konnte ich reden, und wenn vor dem Tor meiner Stadt Zigeuner aus ihrem grünen Wagen lugen, regt ſich in mir etwas Brüderliches. Denn ich habe — ob mir das von meinen nordiſchen Vätern kommt? — die Körperverfaſſung raffinierter Barbaren, überreizte Nerven in einem Rieſen, eine Geiſtigkeit, die ſich ſchwer aus den Schlacken der Sinne losringt. Ich habe eine ungeheure Animalität abzuſchleifen, bevor Geiſt entſtehen kann. Zu ihrer Bändigung bin ich auf eine Hygiene der Ungeſundheit verfallen: keinen Schritt vors Haus und Nachtarbeit, bis mir die Augen kochen. Hinter allen fünf Fenſtern meines Zimmers, rings um dies alte Kloſter, iſt weites, grau ſchlafendes Land, Mondgleiten den Fluß entlang, und in der ungeheuren Stille zucke ich empor bei jedem Kniſtern, jedem Aſteknacken: Kommſt du? Es regt ſich in den Zauberworten, die ich anſammle, und aus ihnen hervor, in wahnſinnig aufregenden Schleiern und auf den Sohlen verſtorbener Tänzerinnen erſcheint mir mein Werk!

Betrachte dich: wie es dich ſchon zurichtete! In deinem kuttenähnlichen Rock haben deine Schultern ſich gewölbt; dein Geſicht mit dem galliſchen Schnurrbart war rund und feſt, nun iſt es zerfetzt durch die ſich windende Seele; es hat ſich, rot von den Ausſchweifungen der Arbeit, geſenkt um die Augen her; deine Lider liegen in Falten vom Hohn auf das groteske Leben, und dein Blick iſt ſo müde, als wäre dies Gelächter ſchwere Arbeit geweſen; eine Braue krampft ſich die kahle Stirn hinan; und als übrig gebliebene Lüge von Jugendmut fallen dir romantiſche Locken über die Ohren. Du biſt vierzig, und es iſt keine Hoffnung, von dieſer Galeere noch einmal zu entkommen. Auch würdeſt du nicht wollen. Ach, ſobald die Qual eines Werkes aus iſt, iſt auch die Erleichterung meiner Leidenſchaft vorbei. Ich vergleiche dieſe Leidenſchaft einem Ausſchlag, den man ſchreiend kratzt ... Ich habe nicht gelebt und bin ein Paria. Es gibt Parias hier auf der Höhe, wie es welche ganz unten gibt. Warum? Der Literat war ehemals eine ſo regelrechte Exiſtenz. Was war Herr von Voltaire? Ein geiſtreicher Großbürger, nichts weiter, mit all ſeinen Tugenden und Laſtern, Eitelkeit, Habgier, phyſiſcher Furchtſamkeit, Anfällen moraliſcher Kühnheit, dem Trieb zu geiſtigem Fortſchritt, politiſch reaktionär, ſobald der Deſpot ſeiner Anſicht war, prieſterfeindlich, weil er die Prieſter in der Macht über das Volk abzulöſen wünſchte, aber gewillt, dem Volk den Glauben an die ewigen Strafen zu erhalten, aus Furcht vor ſeinen Lakaien. Selbſt eine ſo fragwürdige Erſcheinung wie Rouſſeau, das wühleriſchſte Sklaven-

genie, das je gelebt hat, konnte in die alte Gesellschaft gut aufgenommen werden, Gräfinnen lieben und sich zeitweilig wohlgeraten und einwandfrei fühlen. Das geht nicht mehr. Die Revolution hat uns allzusehr befreit. In der romantischen Zeit genossen wir die zynische Poesie unserer Losgelöstheit von der Bürgerwelt, von der gent épicière, und da nun der erste Übermut dahin ist, sind wir mit unserer allen Guten unverständlichen Sensibilität zurückgeblieben. Denke ich nach, ist es mir, als wäre ich noch Jüngling, ein verbrauchter, überreizter Jüngling, aber ohne die Fähigkeit, reif zu werden. Ich bin, sobald ich es einmal wage, zu handeln, noch immer Enttäuschungen ausgesetzt; denn ich habe noch immer die uninteressierten Ideale eines Zwanzigjährigen, sein ungebundenes Denken, nicht spezialisiert und rein spielerisch, zusammen mit dem theoretischen Pessimismus derer, die am Leben noch nicht tätigen Anteil nahmen und bisher nirgends eingereiht sind: werde ich es doch niemals werden. Ich stehe, sozial gesprochen, auf demselben Fleck wie beim Verlassen der Schule. So will ich denn die Welt der Zwanzigjährigen schildern. Ein gut veranlagter Zwanzigjähriger ist mir verwandt, ist immer ein Stück Künstler, eine Spur Dichter.

Da werde ich also dichten dürfen! Und lieben! Die romantische Liebe, die ich in der Bovary verhöhnt und weggejagt habe, aus Härte gegen mich selbst, nun soll sie zurückkehren, tiefernst und unbesieglich. Ah! Die Lyrismen, die ich mir gönnen will! Den Bürger sollen sie außer sich bringen. Ich werde ihm ins Gesicht sagen, wie ein

junger Menſch mit Idealen im Herzen ihn anſieht. Er geht nur über die Straße und fühlt ſich, werde ich ſagen, übel von der Niedrigkeit der Geſichter, den dummen Reden, der einfältigen Genugtuung, die auf all den ſchwitzenden Stirnen durchbricht. Zwar werde ich hinzufügen: ‚Indeſſen, das Bewußtſein, mehr wert zu ſein als dieſe Menſchen, erleichterte die Mühe des Anblickes‘ und derart ironiſch feſtſtellen, daß ich immerhin über meinen Zwanzigjährigen hinaus bin. Auch werde ich Sorge tragen, daß für jenen Liebesgeſang nicht ich verantwortlich bleibe. Und wenn ich, den alle zum Pontifex des Realismus machen, einmal mit meiner Meinung über ihn herauskomme, laſſe ich ſie natürlich von einem vorbringen, den ich ſo eingerichtet habe, daß keiner ihm glauben wird. ‚Laßt mich in Ruhe mit eurer abſcheulichen Wirklichkeit! Was ſoll das heißen: Wirklichkeit? Die einen ſehen ſchwarz, andere blau, die Menge ſieht dumm. Nichts iſt weniger natürlich als Michelangelo und nichts ſtärker! Die Sorge um äußere Wahrheit iſt bezeichnend für die niedrige Geſinnung dieſer Zeit, und die Kunſt wird, geht es ſo weiter, ich weiß nicht was für ein Plunder werden, weniger poetiſch als die Religion und weniger intereſſant als die Politik. Ihr Ziel — jawohl, ihr Ziel! —, das darin beſteht, eine unperſönliche Exaltation in uns zu bewirken, erreicht ihr nie mit kleinen Werken, trotz aller feinſäuberlichen Ausführung. Ohne Gedanken nichts Großes! Ohne Größe nichts Schönes! Der Olymp iſt ein Berg! Das kühnſte Denkmal bleiben immer die Pyramiden. Beſſer Überſchwang

als Geſchmack, beſſer die Wüſte als ein Trottoir, beſſer ein Wilder als ein Friſeur!'

Das erleichtert! In dieſem Buche werde ich endlich ſagen dürfen, was ich gelitten habe. Daß ich eure gemeine Herzlichkeit nie teilen konnte, und wie meine Liebe beſchaffen iſt. Es handelt ſich darum, Bilder zu finden dafür, wie das Anſchauen einer Frau uns ſchwach machen und erregen kann, gleich dem Gebrauch eines zu ſtarken Parfüms. Eine nervenzerrüttende Enthaltſamkeit wird dem Buch die tiefere, fragwürdige Wolluſt eintränken. Wenn die Liebenden beim Krachen einer Täfelung zuſammenfahren, als wären ſie ſchuldig, wenn ihr überreiztes Gefühl ſie Abgründen zutreibt, um ſie her eine Sturmluft gießt, dann ſchildere ich meine Nächte. Die Nächte zwiſchen mir und meinem Werk. Und mit der Liebe jener romantiſchen Tage ſoll alle Bitterkeit der geſchlagenen Illuſionen ſich vermiſchen, die Achtundvierzig endeten. Ich will ſchweigen, aber niemand darf es merken. Ich muß unſere größten Worte von damals einem Bramarbas der Freiheit und des Patriotismus zuſchreiben, einem Idioten mit einem pomphaften Namen, wie ſage ich? Regimbart! Der und eine zappelnde Mauer von Grotesken wird meine Zärtlichkeit verſtecken. Nicht ganz: ich ertrüge es nicht! Ein Menſch ſoll dabei ſein, ein ſchlichter Menſch, etwas wie ein Kommis, nichts weiter. Der ſoll Gerechtigkeit für möglich halten, den Staat haſſen, ſich eine einzige Liebe wünſchen, für das ganze Leben, und an einem gewiſſen Punkt einen — o, wie weiſe herbeigeführten! — Schrei ausſtoßen: ‚Es

lebe die Republik!' Alles ſoll er ſein, was ich hätte bleiben wollen, und das Kindergemüt obendrein haben, mit dem man den letzten Enttäuſchungen immer entgeht, ſei es auch, indem man ſich rechtzeitig von der Polizei niederſäbeln läßt. Die aber leben bleiben: was werden ſie gehabt haben, woran werden ſie, den Fünfzig nah, mit wirklicher Dankbarkeit gegen das Leben einander erinnern? Der Ehrgeizige und der Liebende, beide an nichts als an einen Abend ihrer frühſten Zeit, als ſie ſich aufmachten, um ihre Keuſchheit herzugeben. Ein wenig platte Leiblichkeit iſt alles, was übrigbleibt nach ſo viel verpuffter Seele. Es wird das Buch der Enttäuſchungen ſein, worin trotz vielem Hin und Her nichts geſchieht, nichts je ans Ende gelangt, nur aus Fließen Sickern wird, — und kein ſchmerzlicheres wird geſchrieben worden ſein ...

Max Brod: Das große Sündenbekenntnis

Tycho ſtand nun in der Fenſterniſche, deren Fußboden zu einer Art Podium erhöht war. Ohne ein Wort weiter zu verlieren, ſtellte er mit Krachen einen Seſſel auf dieſes Podium, zog den Tiſch an ſich heran bis knapp vor die Niſche und ſetzte auf deſſen Fläche, die nun zu niedrig war, einen Fußſchemel. Auf dieſe Weiſe war etwas wie ein Katheder fertiggeſtellt, hinter dem Tycho mit übertrieben gravitätiſcher Miene Platz nahm. Mit Entſetzen bemerkten die Anweſenden, die auf Tychos ironiſch ernſthaften Wink aus ihren Seſſeln eine Reihe in einigem Abſtand

von dieſem ſeltſamen Vortragspult gebildet hatten, daß der Geiſt des alten Helden mehr und mehr außer Rand und Band kam. Man hätte das, was er nun trieb, für einen übermütigen Scherz halten können, aber der tiefe leidvolle Sinn, der in jedem der verzerrten Worte ſtak, brachte im Verein mit dieſer grellen Luſtigkeit den Eindruck des Wahnwitzes hervor. Die beiden Mädchen ſaßen denn auch blaß und geſpannt da, jeden Augenblick bereit, hervorzuſpringen und ihrem Vater wie einem Kranken Hilfe zu bringen. Auch Kepler, den Tycho immer im Auge behielt, hatte allen Unwillen längſt vergeſſen und war von der fürchterlichſten Aufregung überwältigt; in ſeiner Not begann er leiſe, kindlich zu beten, die Nacht möge ſchnell zu Ende gehen und Tychos Wahn geheilt werden. Longomontan und Müller hatten den Kopf verloren, ſie weinten, da ſie ihren verehrten Lehrer in dieſem raſenden Zuſtand feſtgehalten ſahen. Nur Hagecius, der ſogar mitten in dieſer Auflöſung aller Ordnung ſeinem Hang zum Zeremoniell nachgab, machte den angeſtrengten Verſuch, Tychos Worte als einen regelmäßigen lehrhaften Vortrag aufzufaſſen, der nichts Außergewöhnliches hatte. Die Beleidigungen, die Tycho ihm lachend ins Geſicht geſchleudert hatte, hatte er nicht recht verſtanden, nun zog ihn überdies ſeine Neugierde heran, und bald war er der einzige in dem aufgepeitſchten Auditorium, der aufmerkſam zuhörte.

„Ich habe nie die Ehre gehabt," begann Tycho mit großartiger Selbſtverhöhnung, „an einer Univerſitas meine Lehre vortragen zu dürfen. Mit Freude nehme

ich daher die gute Gelegenheit wahr, vor dieſem ausgewählten Publikum meine Vorleſungen zu beginnen, in denen die Erfahrungen eines langen und, das darf man wohl ſagen, mühſamen Lebens ſich verkünden ſollen. Ich nenne mein Kolleg daher auch, indem ich mir ſchon im Titel meine eben gewonnene, augenblicklich letzte Erfahrung zunutze mache: Erfahrungen eines unwichtigen Lebens. Unwichtig, man merke das wohl, es wird ſpäter erklärt werden. Urſprünglich wollte ich den Titel wählen: Ahasverus oder das Leben des ewigen Juden oder der Mißerfolge und der Unruhe. Doch davon bin ich abgekommen, wie ich überhaupt von den dichteriſchen Vergleichen und ſchönen zierlichen Worten abkommen will..."

Hier wurde Tycho unterbrochen. Ein Trupp Soldaten, beſoffen und gröhlend, ſtürzte herein. Sie waren offenbar in der Verfolgung Jeppes begriffen, der knapp vorher mit friſch gefüllten Weinkannen gekommen war. Verhetzt und atemlos war er eingetreten, doch mit ſtrenger Selbſtbeherrſchung verſagte er ſich diesmal, wie immer, jeden Nebenlaut, jede Bewegung, die nicht durch den Dienſt gefordert war. Dieſer arme Zwerg war das einzige Weſen, das ſich Tycho geradezu willenlos unterordnete und es ängſtlich vermied, ihm läſtig zu fallen.

„Da kommen mir ja neue Hörer", begrüßte Tycho die Soldaten. „Tapfere Söhne des Mavors, auch ihr könnt noch manches von mir lernen, obwohl auch ihr wie Ahasverus ruhelos das Land befahrt und der Schwären

und Unbilden voll ſeid an Seel' und Leib. Setzt euch nur um mich her und hört mir zu. Bringt Stühle, Fenſterbänke. Und nehmt Gläſer, Wein, wir trinken und philoſophieren." Sein blaſſes verſchwollenes Geſicht jagte ihnen Furcht ein, ſie ließen ſich auf der Erde nieder wie gebändigte Tiere und hörten dem ſeltſamen Redeſchwall zu, der ſie verwirrte. Von nun an wurde es aber unruhig. Andere Soldaten, die den erſten gefolgt waren, kamen herein, unterhielten ſich laut, wurden von den Zuhörenden zurechtgewieſen. Viele gingen nach kurzer Zeit, da das Zimmer heiß und übervoll war. Zwei rauften ſchon in einer Ecke. Es zeigte ſich, daß einige fromm waren und Tycho für einen Mönch hielten, von dem Ablaß zu kaufen war. Da er nicht enden wollte, ſchrien ſie ihm die Geldſummen zu, die ſie boten. Der weißhaarige Feldhauptmann trat zuletzt ein, zog ſofort Würfel aus der Taſche und verlangte mit lauter Stimme eine Trommel. Sie wurde geholt, und bald wirbelten auf ihrem Fell die fleißigen Steinchen der Spieler. Alle tranken, als aber ein Lied angeſtimmt wurde, wies ſie Hagecius giftig zur Ruhe. Man antwortete ihm mit unbändigem Gelächter und Fluchen.

Von all dem ungeſtört ſetzte Tycho ſeine Vorleſung fort, er ſchien den Lärm überhaupt nicht zu bemerken. Er ſprach davon, wie ihn ſeit ſeiner Jugend das Unglück verfolge, er ſprach wohl eigentlich nur für ſich, obwohl ſeine Stimme den gewohnten unermüdlichen Metallklang behielt. Dann aber verlor er ſich für eine Weile ganz in ein ſinnloſes Gekicher. Scheinbar ohne inneren Grund

begann er, immer noch kichernd, einen Profeſſor der Roſtocker Univerſität, bei dem er vor fünfunddreißig Jahren Medizin gehört hatte, nachzuahmen. Dann bot er ſeinen Zuhörern das Schauſpiel, Gang und Redeweiſe ſeines ehemaligen Präzeptors Vedel darzuſtellen, der beſtellt geweſen war, darüber zu wachen, daß der kleine Tycho nichts als Jura ſtudiere, wie ſeine hochadelige Familie es wünſchte. Natürlich mußte ihm Vedel bald ſtreng verbieten, ſich mit Aſtronomie zu befaſſen, ſo daß ſchon ſeine früheſte Erinnerung an die Wiſſenſchaft ſchmerzensvolle Hinderniſſe betraf. Damals hatte er ſich einen fauſtgroßen Himmelsglobus, auf dem die wichtigſten Sternbilder eingezeichnet waren, für ſchwer erſpartes Geld gekauft, und nachts, wenn Vedel ſchlief, zog der Knabe dieſen Schatz hervor, den er im Notfalle in der Hand verbergen konnte, und lernte das, wonach es ihn drängte. „So ſchwer iſt mir ſchon der Anfang gemacht worden," rief Tycho, „und ebenſo ſchwer iſt es weiter gegangen. Alles mußte ich erkämpfen, um alles mich kümmern. Verſah ich nur einen Augenblick das Richtige, ſo war das Unheil geſchehen. Wie viele Leute ſind Raufbolde ihr Lebtag, ich aber habe gleich in meinem erſten und einzigen Duell dieſes da abbekommen." Er hob den Zeigefinger ſteif zu ſeiner verkrüppelten Naſe empor und machte eine Pauſe, in der ſeine Augen ganz leer und blaß wurden.

„Warum ſage ich das alles?" rief er plötzlich und ſprang auf. „Warum ſage ich das alles, Eliſabeth?" Er zeigte mit dem Finger auf ſie, wie ein Lehrer, der

während des Vortrags eine Frage an einen Schüler stellt, um sich zu überzeugen, ob alle aufmerken. Und mit unbegreiflicher Hartnäckigkeit spielte er seine burleske Rolle weiter, indem er nun, da Elisabeth nicht antwortete, auch den Ärger des Lehrers, der einen Unaufmerksamen ertappt hat, in seine Stimme legte: „Ich erzähle das alles nur, um zu zeigen, wie unwichtig es ist. Nun wohl, es ist mein Teil, mich um alles zu kümmern, alles zu erkämpfen oder besser gesagt, im Kampfe um alles zu unterliegen. Aber das ist eben meine Pflicht, meine natürliche Anlage, im übrigen gar nichts Besonderes. Früher war ich stolz darauf, daß ich mir und allen Menschen rings um mich zu helfen wußte. Und noch heute weiß ich es, daß es richtig ist, allen zu helfen und auch für sich so weit zu sorgen, damit man recht tüchtig helfen kann. Ich weiß, daß es richtig ist, diesen ungeheuren Schmerz zu spüren, angesichts der ganzen qualvollen Welt, die auf Hilfe und Erlösung wartet. Aber wehe dem, der in diesem Schmerze auch nur die kleinste Süßigkeit findet, der darauf stolz ist, zu helfen, der dies nicht als eine bittere, peinvolle Notwendigkeit empfindet, sondern als einen endgültigen, zufriedenstellenden Zustand, als ein Glück, eine Schwelgerei im Schmerz! — Ihr Soldaten," er erhob nun die Stimme zu ihrer vollen Kraft, so daß sie schmetterte und Lärm und Unfug und Würfelspiel und alles Kommen und Gehen in dem engen Gemach hoch übertönte, „ihr Soldaten, seid ihr christliche Landsknechte, oder wollt ihr Heiden gleichgehalten werden?"

Mit grinſenden Geſichtern blickten einige zu ihm auf, die Sache begann ſie zu unterhalten. Sie ſtießen einander mit den Ellenbogen an und machten leiſe Späße. Nur der Hauptmann beſtand darauf, ſein Spiel mit den ihm zunächſt Hockenden fortzuſetzen. Die andern mahnten einander zur Ruhe und ließen nur flüſternd die Kanne im Kreiſe umgehen, ſo daß es ein ſeltſam ſtilles Saufgelage wurde.

Tycho ſchickte ſeinen Blick mit verhaltenem Zorn von einem zum andern, ließ ihn dann an einem jungen rotbackigen Burſchen haften, ganz nach Art eines Profeſſors bei einer allgemeinen Prüfung: „Nun, ſage mir, biſt du ein Chriſt oder biſt du es nicht?“

Der Angerufene ſprang auf und ſtellte ſich gerade hin, als ſpreche der Kommandant mit ihm. „Ich bin ein Chriſt“, erwiderte er mit unerwartet mißtönender, hoher Stimme.

„Dann ſage mir: welches waren die letzten Worte, die Chriſtus, unſer Herr, am Kreuze kurz vor ſeinem leiblichen Tod geſprochen hat.“

Der junge Soldat verſtummte, und als die Kumpane rings um ihn zu lachen anfingen, ſetzte er ſich mit einer unwirſchen Gebärde wieder auf den Fußboden nieder.

Ein anderer meldete ſich und ſagte ſchüchtern: „Mich dürſtet“, worauf ihm aber der Hauptmann ſofort mit hölliſchem Spott die volle Kanne hinhielt. Alle nahmen es für eine gelungene Poſſe und brachen nun in tolles Gewieher aus. Auch Hagecius, der ſich aus ſeinem Seſſel zur Hälfte gegen die verlotterte Andachtsgemeinde

hin umgedreht hatte, konnte ſich nicht enthalten, ein trockenes Räuſpern des Beifalls hören zu laſſen. Tycho aber ſchien durchaus keinen Spaß verſtehen zu wollen, immer noch blickte er, eine Antwort erwartend, die Reihen der Soldaten entlang, und eine lange gereizte Pauſe entſtand. Schon murrten einige ganz bedrohlich, und man konnte nicht vorausſehen, in welcher Form der nächſte Augenblick die Spannung löſen würde. Da fanden Eliſabeth und Magdalena, die wie gelähmt vor Angſt daſaßen, einander innig an den Händen feſthaltend, beide gleichzeitig die Sprache, und von zwei ſchönen ſanften Mädchenſtimmen erzitterte die verdorbene Luft des Zimmers: „Es iſt vollbracht.“

Nun aber war Tycho vollends entfeſſelt: „Nein, nein! Es iſt nicht vollbracht, ſo ſoll es heißen. Es iſt ein Fehler in der Überlieferung, das fühle ich ganz deutlich ... Als der Herr ſeine Kraft erlöſchen fühlte, da rief er aus: ‚Gott, mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen?‘ Und damit ſoll geſagt ſein, daß er wohl wußte, ein unvollendetes Werk, eine unerlöſte Welt voll von böſen Menſchen und Miſſetaten zurückzulaſſen. Daran eben mag man die unſagbare Heiligkeit unſeres Herrn ermeſſen, daß er ſelbſt damals, als er ſchon am Kreuze hing, ſelbſt damals, als er ſich ganz und gar hingab, — immer noch zu wenig getan zu haben vermeinte. Auch als er für die Menſchen ſtarb, als er ſich hinopferte, war er noch — mit ſich und ſeiner Arbeit unzufrieden. Und deshalb waren ſeine letzten Worte keine Hymne, wie ſie unſere wohlfeilen Dichterlinge anſtimmen mögen, ſie waren auch kein Ab-

ſchluß, dieſe letzten Worte, kein Siegel, das vor lauter Befriedigung erkaltet und in ſchöner Rundung hart wird. Nein, dieſe letzten Worte waren ganz weich und zerbrochen, waren ohne jeden Stolz geſagt und des wahrſten Unglücks voll, ja ſchmerzhaft unglücklich und ins Leere verhaucht. Es iſt nicht vollbracht, es iſt nicht vollbracht, wehklagte der Herr. O weinet mit mir, denn es iſt nicht vollbracht. Welch ein Born von Unglück, Mitleid, von Unzufriedenheit und troſtloſer nackter Verzweiflung liegt in dieſen Worten. O könnte ich ſie ganz ausſchöpfen, könnte ich doch in ihre abgründigſte, ſchauerlichſte Tiefe hinabſteigen. Mein Gott, es iſt nicht vollbracht, warum haſt du mich verlaſſen! — Ja, hiervon ſollt ihr lernen, von unſerem Herrn Jeſus ſollt ihr dieſes alleräußerſte Selbſtbewußtſein, das Bewußtſein der Nichtigkeit lernen. Das iſt es vielleicht, weshalb ich ſo klug, ſo umſichtig, geſchickt, ſorgend und bewußt, ſo ganz ohne Selbſtvergeſſen, ſo immer wach durch das Leben gegangen bin, um dieſen jetzigen Augenblick zu erleben, den höchſten Punkt der Wachheit und Klugheit, in dem man zu ſich ſelbſt ſpricht: Opfere dich hin, ſtirb, aber wiſſe, ſelbſt am Kreuze wiſſe es, — niemals iſt es vollbracht. Nein, nein, nein, hilf und geh dabei zugrunde und wiſſe, daß du immer noch viel zu wenig geholfen haſt. Sieh deinen Mißerfolg, ſieh den Teufel, der triumphiert, und dennoch, obwohl es ſinnlos und vergeblich iſt, hilf und hilf und hilf, ohne Dank, ohne Befriedigung, die Schamröte und das Schuldbewußtſein in der Seele, im Bewußtſein des Mißerfolgs hilf und hilf . . .“

Er wandte sich schnell gegen das Fenster in seinem Rücken. Der erste Schein der aufschimmernden Morgendämmerung war auf die Tischfläche gefallen und hatte ihn abgelenkt: „Ein neuer Tag, eine neue Pflicht. Und immer dieses Brennen in der Seele, nie zu löschen, dieser Schrei nach Erlösung, der keine Antwort findet . . .“

Er verstummte. Draußen begannen die Hähne zu krähen. Im grauen Licht, das von den fernen Waldsäumen wie eine leichte Ausdünstung die Himmelskuppel hinanstieg, wie um sie mit sanfter Gewalt zu sprengen, erhob sich ein kühler Luftzug und kam zum Fenster herein. Die Bäume im Park duckten sich rauschend und warfen dann, wieder aufgerichtet, ihre belaubten Äste mit Splittern und Gezisch an die Wände des Schlosses. Im Zimmer dampften die niedergebrannten Kerzen aus . . . Jetzt erst sah man, wie weiß und schlaff Tychos Gesicht war. Schweißtropfen standen auf der Stirn, auf dem kahlen Kopf. Wams und Hemd schlotterten, weit aufgerissen, um die Brust, die sich mehrmals mit einem unendlichen Seufzer den kalten Lüften entgegenhob. Und nun sprach er leiser, immer noch dozierend und störrisch, doch gleichsam dem Ende seiner erzwungenen Verstellung sich nähernd: „Angesichts des neuen Tages erwacht aber auch die neue Hoffnung. Vielleicht ist nämlich gerade dieses Quälende in uns, das sich nie zufrieden gibt und das deshalb nie zur Ruhe kommen kann, das von Hoffnung zu Hoffnung, von Nichterfüllung zu Nichterfüllung hinstrebt, das meinen Stolz bricht und mir, selbst im Augenblicke, da ich Hilfe bringe, meine Schlechtigkeit

zeigt, — vielleicht iſt gerade dieſes ‚Es iſt nicht vollbracht‘ das eigentlich Himmliſche in uns. Der Stachel, der mich am Leben erhält. Die Quelle, die mich unverſieglich ſpeiſt. Ob ich helfe oder nicht helfe, immer geſchieht zwar das Böſe, und niemals darf ich mich freuen. Niemals vollbringe ich es. Und dennoch zu helfen, dennoch, dennoch, — iſt das nicht Gottes Sache, gerade dies — Gottes Sache ... „Er murmelte nur noch: „Könnte ich es glauben, o könnte ich es doch glauben. —“

Nun erhob ſich Kepler und trat auf Tycho zu, mit gewichtigen Worten: „Meiſter, es iſt genug. Ihr ſeid müde.“ Er hatte ſich leiſe mit Hagecius beraten, und ſie waren übereingekommen, daß man Tycho zu Bett bringen müſſe.

Tycho fuhr zuſammen: „Nein, bis zum Sonnenaufgang, wie ich es geſagt habe ... Wein, ich will Wein, Jeppe, Jeppe!“

Doch der Zwerg, der ſich ſchon lange Zeit nicht hatte blicken laſſen, erſchien auch jetzt nicht. Tycho wiederholte unwillig ſeinen Ruf. Da erhob ſich der weißhaarige Anführer und ging hinaus, wie um Jeppe zu ſuchen.

Am Himmel begann ſich die Morgenröte auszubreiten. Von derſelben Stelle am Horizont wie geſtern abend der düſtere Glanz des Feuers ſchien ſie hervorzugehen, doch zog ſie milde, durchſichtig und ſtark einher, nichts Erſchreckendes war an ihr ... Tycho empfing ſie ſtill; mit ſeinen Armen, die auf der Tiſchfläche lagen, deutete er unendlich zart eine Bewegung des Umarmens an. Endlich, nach langem Stillſchweigen wandte er ſich wieder

den Menſchen im Zimmer zu, ſetzt aber nicht mehr fremdartig, ſondern zu ihnen hinſchmelzend, von innerſter Rührung übermannt: „O ja, meine Freunde, ich glaube es — ich horche in mein Inneres und glaube es — eine Ewigkeit iſt es, die ich da aus meinen Pulsſchlägen, aus meiner Sehnſucht heraushöre. — Ewig ſind wir, unendlich ſind wir mit unſerer Demut, wir untröſtlich Trauernden vor halbvollbrachtem Werk. In unſeren furchtbaren Schmerzen ſind wir unzerſtörbar. — Da wir einander nie zu Ende helfen können: ſagt, Freunde, müſſen wir nicht gerade deshalb ewig beiſammenbleiben? So wie wir dieſe Nacht gemeinſam durchwacht haben bis zum Sonnenaufgang: müſſen wir nicht ſo bis zu jenem Aufgang der geiſtigen Sonne treulich beiſammenſitzen und einander lieben? — O meine Freunde, wie liebe ich euch! — Unglückliche Eliſabeth, der ich nicht helfen kann. Magdalena, unrettbar Verlorene. Ich klammere euch für ewig an mich, kraft meiner ſchmerzhaften vergeblichen Sehnſucht, euch zu retten, ich ſchmiege meine ewige Wunde an die euren — und du, mein Kepler, der mir nicht beiſtehen konnte, ewig von mir getrennt, — und du, vielkluger Hagecius, mit deinen nie erſchöpften Hinterhalten — noch lange, lange Zeit müſſen wir weiter miteinander ſpielen, noch ewig lange, ehe wir brüderlich zuſammentreffen — und ihr, liebe Schüler, und ihr ganz Fernen, ihr Kriegsleute, allen fühle ich mich heute ſo verwandt, wir verlaſſen einander nicht, mit unſerem ungeheuren gemeinſamen Schickſal ſind wir ja alle aneinandergekettet, — in dieſem Augenblick, fühlt es doch, geſchieht etwas,

das uns für ewig vereinigt — hört ihr es nicht, wie die Ewigkeit hereinsauſt, wie die Zeit ſtill ſteht, — werdet ihr ihn niemals vergeſſen, dieſen Augenblick?"

Er hatte den Tiſch zurückgeſchoben und kam von ſeinem Podium herunter, die Arme weit auseinandergereckt... Und nun teilte ſich der Haufen der Soldaten, in den ſchon ſeit einiger Zeit ein unruhiges Flüſtern gefahren war. Es war ſo, als warteten alle auf ein Wunder, ſo wie Tychos angſtvolle und doch verklärte Miene ein furchtbares Wunder heraufzuſchwören ſchien.

Die Türe öffnete ſich. Zwei Soldaten brachten den Zwerg herein. Sie trugen ihn. Er war tot, ſeine mageren kleinen Händchen hingen aus den roten Schellenkleidern ſchlaff herab.

Der Fußſchemel, der auf dem Tiſche ſtand, wurde umgedreht, ſo daß er mit den Beinen nach oben wies, und war nun eben groß genug als Bahre für das arme Menſchlein Jeppe, das mit kreideweißem Geſichtchen, die Arme über der hohen ſpitzigen Bruſt verſchränkt, dalag, im erſten goldenen Strahl der aufgehenden Sonne, und ſich nicht mehr rührte.

Die Soldaten begannen unwillig zu murmeln: „Wer hat das getan?" Andere antworteten: „Der Hauptmann. Unten im Keller. Ich ſelbſt hab' es geſehen, wie er ihn gewürgt hat. Vor einer Stunde. Und jetzt iſt der Kerl eben davongeritten..."

„Wo habt ihr ihn gefunden?" fragte Tycho die Träger, mit einer Stimme, der man es anmerkte, daß ſie mit letzter Anſtrengung die für lange Zeit letzten Worte ſagte.

„Hier vor der Schwelle."

Da trat er an den Leichnam heran, hob ihn aus dem Bettchen heraus und nahm ihn auf seine Arme wie einen Säugling. Dann tat er etwas, was er noch nie getan hatte. Er küßte den Zwerg und blieb dann niedergebeugt, eine Wange an die Wange der Leiche gelehnt. So schaute er in die Runde, und es war keiner, der unter diesem vorwurfsvollen, unendlich schmerzerfüllten Blick nicht eben jenes über die ganze Welt hin sich ausstreckende Schuldbewußtsein, von dem Tycho gesprochen hatte, geradezu sinnlich empfunden hätte. In diesem Augenblick hatten alle den Zwerg ermordet, doch alle hatten auch um ihn gebangt, allen war er ermordet worden. — Gesprochen wurde nichts mehr. Es war nicht mehr nötig. Alle verstanden und ahnten, wie Tycho Mühe auf Mühe gehäuft hatte, um ihn aufzuziehen, und wie er ihn vor einem jähen Tode doch nicht hatte bewahren können. Diejenigen, die Näheres über das Leben des Zwerges wußten, Elisabeth und Magdalena, erstarrten wohl gar bei dem Gedanken, daß Tycho damals Jeppe aus den Händen roher Söldner gerettet und nun mit seiner raschen Tat doch nur einen kurzen Aufschub des Verhängnisses erwirkt, das Kind gleichsam an dieselben Söldnerhände wieder verloren hatte. Wer aber nicht eingeweiht war, der sah doch den Zwerg im Keller hinstürzen, dann mühselig sich die Treppe hinaufschleppen, tödlich verwundet, und an der Türe des geliebten Herrn zusammenbrechen, den er nicht mehr erreichen konnte.

So trat unter verschiedenen Gestalten die Fruchtlosig-

keit menſchlicher Liebe und menſchlicher Wohltaten ergreifend nahe vor die Augen der Anweſenden, doch alle fühlten nicht nur das Weh, auch die Erhabenheit dieſer Vorſtellung ... im Anblick Tychos, deſſen müde und ganz auseinanderſtürzende Stirnrunzeln, neben das Zwergköpfchen gebettet, einen Schein der höheren, überirdiſchen Liebe auszuſchicken begannen.

Aus dem Roman „Tycho Brahes Weg zu Gott".

Heinrich Mann: Der Vater

Als Färber heiraten konnte, hatte er hinter ſich ſchon achtzehn Jahre der Arbeit, des Suchens, des wechſelvollen Kampfes mit der Menſchenmaſſe, durch die man hindurch muß, den Zufällen, die man entwaffnen muß, mit dem Leben. Luiſe hatte kein Geld; aber mit vierzig Jahren wirſt du doch endlich dir und ihr genügen, oder du biſt kein Mann. Er genügte, wie jeder, auch noch der kleinen, die kamen. Wie jeder, ſtand er nach ſeiner Arbeit über eine Wiege gebeugt, ſuchte in dem Geſichtchen des Säuglings nach ſich ſelbſt, nach ſeinen Urſprüngen und der von ihm mitgeſchaffenen Zukunft, die er nicht mehr ſehen ſollte; entſann ſich bei einem Aufſeufzen des kleinen Schlafenden der ſchweren Stunden, die hinter ihm und vor dieſem lagen; ſah es den Blick öffnen, der den Vater noch nicht kannte und einſam ſchien, als wiſſe er ſchon alles. Nun aber lächelte es, und alles war gut.

Es wuchs, und der Vater mit ihm. Die Freude, das

Brot und einen Anteil am Genuß der Welt beſchaffen zu können für zwei Weſen, die nur ihn hatten, machte ihn ſtärker, als er ſich kannte. Er gelangte in der Geſellſchaft, die er vertrat, zu einer leitenden Stellung.

Schöne Zeit! Draußen ſcharf wachen, den Gegnern auf die Schliche kommen, ſeine Haut ihnen nicht laſſen und lieber Riemen ſchneiden aus der ihren. Zu Hauſe dann geſicherter Friede, anſtändiges Menſchentum, lauteres Wohlwollen von allen zu allen. Man wechſelte den Rock, wuſch ſich und ſah, ein heiteres Zimmer betretend, in Geſichter voll Güte und Zutrauen, voll Erwartung, Wunſch und Dank. Sein eigenes Geſicht — dieſe beiden ſahen es nie anders. Er hielt darauf, es ihnen niemals ſo zu zeigen, wie es draußen „im Leben" wohl ausſehen konnte. Sein Luxus und ſeine Art von innerer Erhebung war es, das Geſicht des Lebens vor dieſen beruhigt und verklärt zu bewahren.

Beide waren ſo ſchön in ihrer Unwiſſenheit, ſo liebenswert in ihrem Glauben, alles verlaufe rein und klar, erhalten nur wir ſo unſere Seele. Und hatten ſie nicht recht? Die Mutter, als gerade ihre letzte Verwandte geſtorben war, blutjung und arm geheiratet vom Fleck weg, gehegt und gepflegt, mit allem beſchenkt, was ein Frauenherz reich macht, — und von ihr wie von Roſa, die ſeit ihrem erſten Atemzug nur Liebe kannte, ward zum Entgelt für alles Glück nicht mehr verlangt, als eben, daß ſie glücklich ſeien. Färber, deſſen Werk ſie doch waren, näherte ſich ihnen oftmals nur mit Ehrfurcht.

Welche tiefe Gefahr ein ſo lieblicher Betrug barg, hatte

er nicht vergeſſen. Dies alles ſtand einzig auf ſeinen Nerven, ſeinem Kampfwert. Zuweilen quälte es ihn, er habe mehr Verantwortung übernommen, als einem mittleren Manne zukomme. Der Kluge und Mächtige, der die Güte war, dies hieß es bleiben, oder ihr Vertrauen täuſchen. Je feſter ihr Vertrauen, um ſo ſchärfer ſah er um ſich die Drohungen, überreizt und nur darum nicht mehr ſicher. Er beging geſchäftliche Fehler, von denen geſagt ward, ſie entſprängen einer Überſchätzung ſeiner Kraft und Geltung. Dem Aufſichtsrat, der bereit geweſen wäre, ihm ſeine früheren Verdienſte anzurechnen, begegnete er unverhältnismäßig ſchroff. Er ward entlaſſen.

Und eben jetzt nahte die Geburt eines zweiten Kindes. Konnte er der Frau ſich offenbaren? Trotz vorhandenen Mitteln zum Weiterleben ſchien es höchſt geboten, ſtillſchweigend und ohne alle Beunruhigung eine andere Stellung anzunehmen, eine der Stellungen, die ihm gelegentlich angeboten waren und zweifellos zur Verfügung ſtanden. Indeſſen zeigte es ſich, daß ſie dem, der die ſeine verloren hatte, keineswegs mehr zur Verfügung ſtanden: nicht die, die größer waren als ſeine bisherige, höchſtens die kleineren. Er lehnte kurzweg ab. Früher oder ſpäter fand ſich doch alles, die richtige Sache, und die Menſchen, die ſeiner gedachten. Erworbene Kraft ging nie verloren... Aber ſie lag brach.

Jeden Morgen verließ er wie ſonſt das Haus, und während Frau und Kind ihn geborgen im Amt glaubten, ging er, wie mit zwanzig Jahren, auf der Fährte des Zufalls. Nur daß er ſehr litt. Nicht allein die Enttäu-

ſchungen ſetzten ihm zu; er ſpürte, auch die Unregelmäßigkeit und das Umherirren entſprachen ſeinem Alter nicht. Der Augenblick kam, da ſein Wille plötzlich nachließ. Es war in der Stadtbahn; um ihn her ſchien jeder geſpannt und zielbewußt; nur er, eine ſich mit hinſtehlende Exiſtenz, fuhr zu den Seinen heim, um ſie nochmals zu belügen. Warum eigentlich? Man konnte geſtehen, konnte nachgeben und es zulaſſen, daß auch die Frau ihren Teil der Laſt trug. War man denn allein? ... Aus ſeinen Augen drangen langſame, ſchwere Tränen, er ſah kein Getriebe mehr, er dachte: ja, man ſei allein. Man habe die Pflicht übernommen, dieſen zwei Weſen zu beweiſen, das Leben ſei gerecht und man ſelbſt unangreifbar. Zu ihnen kam bald nun ein drittes. Auf dem Spiel ſtand, gab er es auf, ſie zu ſchonen, nicht weniger als ihr Leben.

Darauf begann er zu zweifeln an dem Wert ſeines eigenen. Das noch übrige Geld konnte ihnen irgendein Daſein begründen, wenn er fort war. Blieb er, ward es von dem uneingeſchränkten Haushalt nutzlos verbraucht. Er konnte eine weite Reiſe vorgeben. Aber auf den Ausflügen, mit denen er jetzt die Tage verbrachte, ſah er doch einſt in ein Gewäſſer hinab, durchdrungen, er ſei beſtimmt, noch gründlicher zu verſchwinden.

Ein Dampfer legte an. Er ſtieg ein und war unter Menſchen, die des ſchönen Tages wegen über den See fuhren. Hatten ſie etwa keine Sorgen? Wohl auch ſie. Aber ſelbſt die ſchlimmſten waren bedingt und fielen weg, entzogſt du ihnen den Boden. Dort ſieht eine Frau her, ganz ſo, als bemerkte ſie, daß du noch ſtattlich biſt, ſcharfe

elegante Züge und den beſten Schneider haſt. Sie ſelbſt war hübſch, ſehr gepflegt, und ſchien erfahren: eine Anziehung, unter dieſen Umſtänden. Er folgte der unbefangenen Aufforderung ihres Blickes. Alles ging taktvoll und ſchnell vonſtatten. Sie kehrten in einem verſchwiegenen Landhotel ein. Färber machte die Entdeckung, daß es andere Anſichten vom Leben gab als die ihm gewohnten. Es war eine Wiederentdeckung; er fühlte ſich auf einmal befreit von einem ungeahnten Gewicht und befähigt, alles hinter ſich zu laſſen. Er telegraphierte, daß er verreiſt ſei, unbeſtimmt, wie lange.

Erſt nach mehreren Tagen veranlaßte ſeine neue Gefährtin ihn zu größeren Ausgaben — ſtand aber ſofort davon ab, als ſie bemerkte, ſeine Mittel ſtockten. Eben an dieſer Feſtſtellung ſchien es ihr gelegen zu haben. Sie bewog ihn, ſich auszuſprechen, und ſie ſelbſt ward deutlicher. Er hatte ſie halb geahnt, wie ſie ihn; jetzt fanden ſie einen gedämpfteren Ton, ließen von dem korrekten Idealbild, das ſie einander vorgehalten hatten, einiges nach; — und Färber erfuhr, in dem Maß wie er ſelbſt ſeine Lage preisgab, das Weſen der ihren. Sie lebte von Gelegenheiten auf Reiſen, als anerkannte Begleiterin reicher Leute, wenn es ſein konnte, ſonſt aber dennoch auf ihre Koſten. Als ſie bis zu dem Geſtändnis eines Diebſtahles ging, vollzog er ungewollt eine jähe innere Rückkehr in ſein voriges Leben. So war alles verknüpft, hatte ſo werden ſollen, und hierher führte es. Er ſah in ſich den natürlichen Gefährten der Hochſtaplerin. Sie ſah ihn dafür an, nie war es ihr eingefallen, ihn zu ſchädigen,

sie wollte ihn haben und mit sich führen, sie liebte ihn. In einer Wolke von Leidenschaft, war es ihre oder seine, besprachen sie die Flucht.

Was er noch besaß, sollte zurückbleiben für seine ehemalige Familie. Er hatte sich nur das Notwendigste beschafft und ging auf den Bahnhof, sie wartete schon: Da sprach einer ihn an, den er zuletzt vor seiner Entlassung gesehen hatte. „Denken Sie noch an unsere Sache?“ Nein, eben an diese hatte Färber nie wieder gedacht. Auch gab sich der andere so unschlüssig noch wie damals, das Geschäft war wieder von der Wurzel ab zu erwägen. Als aber Färber, gehoben und angespannt wie der Augenblick ihn traf, nur eben angriff, war auch schon die Wirkung da. Er sah es vor Augen: Dies war zu machen. Nur festhalten, und alle Kraft unerbittlich in diese Viertelstunde! Nach ihrem Verlauf hatte er den andern vor einem Tisch mit Berechnungen, und nach zwei Stunden beim Notar. Indes jener den Vertrag unterschrieb, entsann Färber sich, den Blick entspannt, des abgegangenen Zuges, der Frau, die ihn suchte, und einer schon aufgegebenen Vergangenheit, in die er nun wieder Zutritt hatte, ehrbar und erfolgreich. Er erkannte, daß die letzte Zeit, mit der Hochstaplerin, seine Nervenkraft erneuert und ihn zu diesem hier ausgerüstet hatte. Er mußte ihr dankbar sein. Etwas fehlte ihm, hätte er sie versäumt. Aber gut war es, daß er, in einem letzten Gefühl von Zweifel, seinen richtigen Namen für sich behalten hatte. Fahr hin, dachte er, und ging heim.

Dort schlug ihm eine schwere Stille entgegen — und

dann ein Aufſchrei. Seine Frau lag in den Wehen. Der Arzt, neben dem Bett, ließ ihn herankommen, ſchien es ihm, wie einen Eindringling. Er wich ſogar noch ein Stück zurück vor ihm und ſagte erſt dann, was hier zu ſagen war. Färber neigte ſich und nahm die Hand ſeiner Frau. Ihre Lippen zitterten, aber es ſprach nur ihr Blick. „Du allein, wenn es noch möglich wäre, würdeſt mich retten", ſagte der Blick. „Du warſt meine Kraft, mein Leben und mein Glück." Stumm antwortete er ihr, ſie dürfe vertrauen; und durch Hand und Auge ſchickte er, ohne nachzulaſſen, ſeinen Willen in ſie hinüber, indes ſie verging oder ſich bäumte, indes ſie irr redete und wie ſie Abſchied nahm, während ſie das Kind hervorbrachte, und noch als ſie ſtarb.

Da er nun ſah, ſein Wille hatte umſonſt gekämpft, griff er plötzlich um ſich, als wiche der Boden. In Kopf und Herz ein wildes Drunter und Drüber: „Das iſt mein Werk, ſie büßt für mich. Verraten von mir, ihrem einzigen Glauben, ſo ſterben! Faſt war ich ſchon Verbrecher — mein Gott!" Entſetzen, zuſammenſchlagend über ihm. Gerade ſah er noch, daß der Arzt einen Schritt tat, um ihn aufzufangen, — da riß er ſich zuſammen. „Nein. Genug an dem. Mann bleiben, was immer geſchehen iſt." Wohl wahr, er hatte gedacht, es führte dahin, daß er auf und davon gehen ſolle mit einer Abenteurerin. Jetzt aber war es ſo gekommen, daß er hier helfen, retten und ſeine Pflicht tun ſollte. Dies hatte nun die volle Macht des Schickſals, — und an wie wenig war es doch gehangen. Der Zufall regiert uns. Willſt du leben, be-

reue ihn nicht, verantworte ihn! An dir, ihn zu wenden, bis er gut ist. Aus deinem rechtschaffenen Dasein, du weißt nicht wie, wird das Schlimmste. Und gerade dein äußerster Fehltritt macht dich fähig zum neuen Aufschwung.

Hiernach nahm er einen sanfteren Abschied von der Toten. Er versprach ihr zu handeln, als sei sie noch da. Jetzt konnte er weinen, linde Schmerzen des Selbstbedauerns. Sie war dahin, die letzte, die ihn noch jung gesehen hatte, die einzige, die ihn bei seinem Vornamen nannte. Das kam nicht wieder. Sie allein war ihm wahrhaft ergeben gewesen, war sein Geschöpf, weit mehr als die Kinder. Für die Kinder, wuchsen sie heran, war er ein alter Mann, ein Mensch mit Schwächen, die auszunützen, und einem Willen, der vielleicht zu bekämpfen war. Der Kritik seiner Kinder gewachsen bleiben, dies war künftig die Aufgabe. Sich halten. Seine Versprechungen halten.

Damit er nie wieder in die Gefahr komme, die Seinen im Stich zu lassen, schränkte er zuerst seine Lebenshaltung ein. Klein und umsichtig, mit einer inneren Bescheidenheit, die ihm längst nicht mehr bekannt war, ging er in eine Unternehmung hinein, verlor, und ward doch nur entschlossener und in seinem Gewissen fester. Er zwang den Erfolg dorthin, wo es kein Ausweichen mehr gab, — und vergingen auch die Jahre, eines Tages war er bezwungen. Gleichwohl durfte man ihm niemals ganz trauen. Des Erfolges war niemand sicher; sicher, so sagte er seinen Töchtern, müssen wir unser selbst und einander sein.

Er lag vor dem Einſchlafen, ein Mann von fünfzig, und dachte an die beiden Kinder, an ihre Namen etwa, Roſa, den der Älteren, und den letzten armen Schönheitstraum der verſtorbenen Mutter, den Namen der kleinen Liliane. Er dachte, Laut für Laut, ihre Namen durch und fand darin vorherbeſtimmt, was ſie ſein ſollten, das beſonnte, ſchön ſich entfaltende Daſein der einen, und dann dies ſchwache, weiße Kind einer Sterbenden, ſüß und ſchmerzlich, wie Blumenduft von einem Grabhügel. Er beſann ihre Haltung heute, als er eintrat, ihre klugen oder zärtlichen Worte, — und die letzte, angſtvolle Vorſtellung ſeines Wachens war es oft, er wäre damals am Scheideweg falſch gegangen, und ſie hätten ihn nicht, die beiden, die nur ihn hatten. Waren ſie denn jetzt geſichert? Noch immer nicht, falls er an einem Morgen nicht aufwachte. Doch ſchien es nicht vorgeſehen, daß er ihnen verloren gehe. Er hatte nie gefühlt, daß ein Gott ihn anſehe, — vielleicht aber ſah er auf einen Vater?

Man rechnet, ſorgt, und ſchließt mit Genugtuung ein Jahr ab, das doch dahin iſt, aber es hat die Ausſteuer der Älteren abgerundet. Das dir entgleitet, ihr gibt dein Jahr noch Kraft. So fort, wir ſind gewöhnt des ſicheren Weges. Jedes Vertrauen, das unſchuldigſte der Kinder, diesmal haben wir es gerechtfertigt. Auf Zwiſchenfälle war man lange Zeit wohl gefaßt, nachgerade aber hat man ſo gut wie vergeſſen, wie ſie ausſehen könnten.

Färber war in ſeinem Geſchäftszweig führend geworden und ſeine Tätigkeit ausgebreitet, er bemerkte erſt allmählich, wie dies und jenes ihm aus der Hand fiel. Oder

ward es genommen? Ein Mitbewerber, von einiger Großzügigkeit gleich anfangs, trat vollends hervor. Ja, immer dieſer, und nie anders als gegen mich. War das noch Zufall? Färber kam dahinter, daß ſeine Kundenliſten durch Verrat an jenen Lanz gelangt waren, — und der nutzte ſie aus, als ſeien ſie das, worauf er ſein Daſein gründe. Es kam dahin, daß Färber ſich fragte, bin ich verfolgungswahnſinnig, oder —. Das Oder, vom Schrecken ſtarr, flüſterte in ihm: Werde ich alt? Und eines Tages, er hatte ein eigenes Unterlaſſen erkannt, das vor ihm der Gegner erkannt hatte, ſank er an ſeinem Tiſch hin, und den Kopf tief auf der Bruſt erblickte er es zum erſtenmal, daß er in Wahrheit alt ſei und darum auserſehen von einem jungen Feind, nur Feind weil jung, — aufgeſpürt von ihm, angeſchoſſen wohl ſchon, und gehetzt, von nun an immer gehetzt, bis in den Ruin, bis in den Tod.

Eine kurze Spanne hielt ſein Atem an, ihm war es, auch ſein Herz; und kalt in der Stirn, nahm er ganz ſtill hin, was kam. Er ſah in dieſen Sekunden das Bild des Feindes, ſchwarz und bleich, gewandt, gut angezogen, wie es lächelnd vorüberging, — und von drüben nahte Roſa, achtzehnjährig, ſanft, gütig und unwiſſend. Eine Jugend ſo im Recht wie die andere; aber die eine ſchlechter beſchützt. Waltendes Erdengeſetz.

Dann ermannte er ſich wohl und gedachte des Kämpfenmüſſens. Aber zum erſtenmal war er, wo es einen Schlag galt, ſeiner nicht ſicher. Was ihn unſicher machte, war dies. In jener Erſcheinung, vorhin am ſtillen Tiſch,

hatte nicht nur der Feind gelächelt, auch Rosa. Sie kannten sich, er wußte nicht, ob im Leben, aber ihrer beider Jugend kannte sich — über ihn hinweg, trotz aller Unschuld seiner Tochter. Er sah fort, als dieser Lanz auf der Straße grüßen wollte, und er sagte zu Rosa: „Das ist ein unvornehmer Kaufmann." — Sie erwiderte: „Ach! Wir hatten Tanzstunden zusammen." Das war es, was ihn zum Besiegten machte von vornherein! Der, der ihn zur Strecke bringen wollte, mit seinem Kind war er in die Tanzstunde gegangen. Im Gesicht Jugendreinheit, und war doch ein bedenkenloser Mächler. Lebte lustig, ließ Geld springen, genoß sozusagen schon Geltung in einem Alter, wo unsereiner nichts hatte als einen Arbeitskittel — und machte nebenbei süße Augen für die Tochter seines Feindes. Denn Feindschaft wog ihm so leicht wie das übrige. Er war hassenswert, vom Vorteil zu schweigen, durch sein Wesen selbst. Er war aus dem neuen leichten Geschlecht der Erben: Erben auch ohne Geld. Rasch und unsolid kamen die daher, schufen nichts, nutzten nur aus, — aber ihr Kampf, der ein leichtfertiges Spiel war, brachte sie dennoch an die Stelle derer, die gearbeitet hatten, ohne rechts oder links zu sehen ... Denn der bald Sechzigjährige vergaß vieles beim Anblick des Fünfundzwanzigjährigen.

Was tun? Wenn Rosa den Gruß dennoch erwiderte — heimlich, und wohl mit etwas Selbstüberwindung, aber sie erwiderte ihn, was tun? Sollte der Vater ihr dann eingestehen, wie es stand und daß das Seine und Ihre täglich dahinschwand zu dem da? Ihr eingestehen,

daß er ſchwach war? O doppelte Ohnmacht, nicht aufhalten können das Verderben, und auch nicht ſprechen dürfen! Vielleicht war ſein Kind ſchon nicht mehr würdig, daß er ſprach; wußte alles und hielt es mit dem Feind. Umſonſt würde er es bei ihr aufgenommen haben mit dem Jungen. Er fing an, mißtrauiſch Roſa nachzuſehen, wenn ſie ging, und ihrem Geſicht nicht zu glauben. Ward es davon etwa traurig? Mochte denn auch ſie fühlen, wie es tat, verlaſſen zu werden! Kaum verbarg er ihr noch, wie viel näher ihm ſeine Jüngſte war, Liliane, das leiſe Kind der Sterbenden. Als ſie ſtarb, war ſie ſeine, des Alten, wahre Gefährtin geweſen, und ſein wahres Kind war Liliane. Die eine behüten, die ihm noch blieb!

Er ſorgte ſich um ihr Leben, — und ihre Zukunft ſicher zu ſtellen, war alles was er noch verlangte und unternahm, bevor es denn mit ihm zum Äußerſten kam. Kein Zweifel mehr, daß es dahin kam. Noch einmal und in einem Alter, wo es kein Wiederaufſtehen gab, ſollte er zu Fall kommen. Die Schläge, die ihn trafen, wurden heftiger, wurden unentrinnbar. Keine Gewandtheit und Spannkraft mehr, auf die er pochen durfte. Nur noch ſtillhalten und vor dem Entſetzen die Augen ſchließen.

So ſtand er eines Tages in dem halb dunkeln Vorraum ſeines Eßzimmers, hatte die Augen geſchloſſen und nach einem Tiſch gegriffen. Das Geſchirr darauf klapperte, ſie hörten es wohl drinnen. Dennoch verging eine Weile, bis jemand die Tür öffnete. Roſa war es. Er hatte ſie nicht erwartet, ſein Arm zuckte, als ſie ihn nahm.

„Du weißt wohl nicht, daß wir ſchon eſſen?“ ſagte ſie, und führte ihn hinein. Obwohl ſie munter ſein wollte, verbarg ſie ihren Blick. Schämte ſie ſich für ihn? Für ſich? Für dies Leben, das nun das ihre war? Plötzlich erinnerte er ſich, als ſei es geſtern geweſen, ſeines Eintretens in das Eßzimmer, als Roſa klein war und ihre Mutter noch mit am Tiſch ſaß. Er kam durch die große Tür, ſchnell und freudig, mit einer Miene voll guter Gaben, und ſie ſtreckten vertrauend die Hände hin, baten lächelnd und lachten dankbar. „Wohin habe ich es kommen laſſen!“ dachte er, tief erſchrocken. „In ſo kurzer Zeit!“ Er ſtrich der kleinen Liliane über die Haare, und zu Roſa ſagte er vertraulich und leichthin: „Du darfſt dich nicht wundern. Im Leben eines Mannes, der viel arbeitet, kommen matte Zeiten vor. Ihr werdet mich wieder anders ſehen.“

Er fühlte: Ah! Nein! — und als er nachher allein war, immer wieder: Ah! Nein! So ſollte dies nicht verlaufen. Die neue Jugend dachte ſich die Dinge denn doch zu glatt, ihre Opfer zu widerſtandslos. „Ihr kennt mich nicht, ihr ſollt mich kennenlernen!“ Auf einmal ſah er alles unerwartet leicht und klar: denn die Hoffnung war aufgewacht, er könnte ſein Kind wieder für ſich gewinnen.

Er fand: So war es zu machen. Ein Plan wie dieſer rechnete mit allen Eigenſchaften des Gegners. Keine Falle, in die er, wie er war, nicht tappen mußte. Färber, am ſtillen Tiſch, lächelte in ſich hinein. Er empfand ſich als den klugen alten Kriegselephanten, der den Rüſſel

aufſtellt, bevor er die Dſchungel betritt. Der junge Tiger pürſcht ſich heran. Ausſehen, als merke man nichts. Springt er? Er ſpringt, — und der Rüſſel fällt und zerbricht ihm den Schädel. „Auch wir Alten haben unſere Stärke. Es iſt nicht der Anſturm mehr und nicht mehr der leichte Griff. Aber es iſt die erfahrene Einſicht und die Liſt.“

Das Geſchäft, das ein Schickſal ſein ſollte, ward langſam angelegt, mit Geduld und Weitblick — ſcheinbar in großer Furcht vor Mitwiſſern, aber für Spalten war geſorgt, an denen der Feind horchen und ſich aufregen konnte. Was war er denn? Ein Nachtreter, immer auf der Suche nach einträglichen Plagiaten, immer bereit, mit Methoden, die ohne Selbſtachtung waren, der ehrlichen Leiſtung eines andern ſeinen ſchnellfertigen Pofel unterzuſchieben. Darum nur zögern, zurückſchrecken, ſchwerfällig tun: den Horcher reizen, bis er dich überrennt und als Halsbrecher in eine Sache hineingeht, die deiner größten Vorſicht wert war. Jetzt noch Ertapptſein heucheln, greiſenhafte Wut und kopfloſes Nachdrängen, — bis er im Radwerk hängt und nie mehr entrinnt.

Wie verhält ſich hier ſo einer? Er denkt ſich ablöſen zu laſſen von dem andern, er hält ihn für dumm, ihn, der ihn reſtlos ausgerechnet und Schritt für Schritt gelenkt hat. Dieſe Art hält alle für dumm, daher ihr früher Sieg wie ihr vorzeitiges Ende ... Er iſt fällig nun, ſogleich muß er da ſein. Färber ſah aus dem Fenſter: Da kam er. Munter und ſeiner Sache getroſt führte er

ſich ein und legte los. Reden laſſen! Die Stichworte geben, vermittelſt kleiner harmloſer Fragen, die in dem andern ein Loch aufriſſen, eine Lücke in ſeiner törichten Selbſtſicherheit; — und jetzt, ſeine Samtaugen verrieten es, tat er den erſten Blick in die ganze Tiefe ſeiner Troſtloſigkeit.

Dies war der Zeitpunkt. Färber ſtand auf. Der erwartete Zeitpunkt der Abrechnung. Zurücktretend ſah er zu, wie der dort vollends begriff und erſtarrte. Erſt als er ihn hilflos bat, doch zu ſprechen, ſprach er, um ihm zu ſagen, daß er verloren ſei, und er ſelbſt habe es gewußt und gewollt.

„Sie täuſchen ſich über das Leben", ſagte er mit einer Stimme, hart vom Richten. „Wie Sie es ſich denken, wäre es zu leicht für Menſchenverächter ohne Gewiſſen und für geiſtloſe Gewaltverüber. Ich habe vieles geſehen, vieles erkannt. Die Schamloſigkeit Ihrer Verfolgung hat mich zuletzt noch das Beſte erkennen laſſen. Eine Sache, die, wie Ihre, auf Enteignung und Vernichtung geſtellt iſt, bricht endlich zuſammen, das iſt vorgeſehen."

Aber anſtatt jener dort fühlte Färber ſelbſt ſich niedergebeugt, wie von großer Vergeblichkeit, und ſtützte ſich auf den Tiſch. Nur weil er ſie ſich vorgenommen hatte, ſagte er noch einige Sätze, aber ſeine Stimme, ſchien es ihm, verlor die Tragkraft.

„Um die Jugend wird man ſonſt beneidet, Sie aber ſind, Gott ſei Dank, nicht zu beneiden. Sie lernen mit fünfundzwanzig Jahren ſchon eine Lage kennen, daß Sie

mit ſechzig ſich nicht einmal mehr wundern können, wenn Sie daſtehen wie jetzt und flehen. Und um dann, mit ſechzig, noch wieder loszukommen," ſagte er und verhielt mühſam ein Aufſchluchzen, „muß Einer ſtärker ſein als Sie."

Der bleiche junge Menſch dort lächelte, betreten und ſpöttiſch, — was Färber plötzlich außer ſich brachte. Er wiſſe noch einen Grund, ſagte Lanz, noch einen Grund für Färber zur Nachſicht. Es ſei ein außergeſchäftlicher... Da wies Färber ihm die Tür.

Der prüfte ihn leichthin von unten, ob wirklich nichts zu machen ſei, und dann wand er ſich wohl, einigermaßen auf den Mund geſchlagen, durch die Möbel nach der Tür; aber kaum darunter, klapſte er ſich auf den Cylinder, und ſeine Hüften ſchaukelten ſchon wieder, wie er abging, — indes Färber mit arbeitender Bruſt es fühlte, daß nichts in der Welt ihn rächen könne an dem da. Denn der war kein Vater, und war kein wirklicher Mann, weil er von Recht und Unrecht nichts wußte. Er ging nur ab, wenn die letzte Frechheit geſagt war — und was für eine! Und auf irgend einer anderen Seite fand er wohl wieder Zutritt in das rohe Vergnügungslokal, das für ſeinesgleichen das Leben war.

Färber gewann dort, wo jener geſcheitert war, eroberte alle Stellungen zurück, die der Geſchlagene, Verſchwundene hinterließ, und zu Roſa ſagte er: „Dein Vater hat gehalten, was er Dir verſprochen hatte." Dabei aber ſuchte er angſtvoll in ihrer Miene. War ſie nicht im Einverſtändnis mit dem Verſchwundenen und mit ſeinem

letzten, nicht beendeten Verſuch, ſich anzuklammern? Er ſah nichts. Was ließ ſich auch ſehen, das er nicht hineinſpiegelte, erfüllt wie er war mit der Erinnerung an etwas Unheilvolles, an furchtbare Zuſammenhänge und einen ganz vergeblichen Sieg. Sogar die kleine Liliane blieb unfroh, als er ihnen ankündigte, es ſei Zeit, die Koffer zu packen für die Sommerreiſe.

An der Bahn, gereizt und unbeherrſcht, wie man leider nun war, hatte man ſogleich einen Streit um die belegten Plätze. Hier lag das Gepäck widerrechtlich entfernt von der Bank, und dort ſtanden die Töchter und warteten, daß man ihnen gegen die Mitreiſenden ihr Recht verſchaffe. Behaupte dich, du darfſt nicht müde ſein! Und lachen, wo die Welt nicht mitlacht? Das will viel Kraft. Als ſie aber ſaßen und die Räder ſich ſchon drehten, ſagte Liliane: „Herr Lanz kommt,“ — und in der Stimme des Kindes dieſer Schrecken und dies Geheimnis! Roſa ſah aus dem Fenſter.

Dann wirklich drang er ein, fuhr, den Hut im Nacken, mit den Augen über den Raum und die vier Bänke hin, mußte doch bemerken, daß auch dahinten ein Platz freiſtand, — aber gerade neben Roſa ſetzte er ſich. Sie ſah weiter aus dem Fenſter. Der junge Mann ſeinerſeits hatte keinen Gruß für Färber. Nach einer Weile ſtand ſie auf und trat in den Seitengang. Lanz rückte ſofort auf ihren Platz und riß das Fenſter herab. Gegenüber der kleinen Liliane warf der Wind den Hut vom Kopf. Färber zog ſchweigend das Fenſter wieder hinauf. Nach einer Minute wiederholte der andere ſeine Bewegung,

und dann Färber die ſeine, beide ſchweigend. Als Lanz zum drittenmal den Arm ausſtreckte, ſagte Färber ſtark, aber mit Beben: „Ich erſuche Sie, das Kind nicht länger dem Zug auszuſetzen. Es iſt nicht zu warm hier.“

Das ſei Anſichtsſache, ſagte Lanz hell, — und da die Hand Färbers ihm in den Arm fiel, ſchlug er nach der Hand. Färber ſtand auf, umklammerte den Zugriemen des Fenſters und zeigte den Mitreiſenden ſein vergrämtes Geſicht, das verbiſſenen Zorn preisgab, ſein altes Geſicht. Sie murrten. Lanz wendete ihnen ſein junges zu und rief hell:

„Der Herr glaubt, alles geht nach ihm.“

„Das hat er ſchon vorhin geglaubt“, riefen die, die mit ihrem Gepäck hatten abziehen müſſen. Ein Unbeteiligter ſagte kräftig:

„Nervöſe Bureaukraten ſollen allein reiſen.“

Die kleine Liliane zog ſich zuſammen auf ihrem Sitz und weinte ſtill. Roſa im Seitengang wandte ſich nicht her. Und der Vater ſtand da, ganz Spannung und Beben: Dein Kind verteidigen und nicht ſinken in ſeiner Achtung! Stand, als gehe, weil er endlich ſchwach genug ſei, das Letzte dahin, ſtand am Pranger mit ſeinem Herzen.

Der junge Lanz zuckte die Achſeln und ſetzte ſich wieder. Ringsumher beſprach man den Zwiſchenfall, ohne Rückſicht darauf, daß Färber und die Seinen zuhörten. Er ſah ſich wehrlos und empfand, wie noch nie, unter dieſer albernen Niederlage die letzte Nutzloſigkeit der Dinge. Der Mund füllte ſich mit Bitterkeit, die Hand am Fenſterriemen ward ſchlaff. Kaum daß ſie herabglitt,

griff Lanz ſchon zu und öffnete. Färber nahm Liliane bei der Hand, rief ſanft nach Roſa und führte beide in den Speiſewagen. Hinter ihnen ward gelacht. Das Lachen des Lanz drang durch, es klang nach einem Automaten, trotz allem Haß.

Die Mittagsſtunde kam, im Speiſewagen war ſchon alles beſetzt, nur am Tiſch Färbers wartete der vierte Platz — auf wen? Lanz fehlte. Färber ſah es im Spiegel, wie er eintrat. Er ſah auch die gequälten Geſichter ſeiner Töchter und dachte auffahrend: „Wenn er ſich herſetzt —!“ Aber dem Menſchen ſtand es zu deutlich in der Miene, was er ſich wünſchte. Färber bezwang ſich. „Ich habe kein Recht, die Kinder auch dies noch ſehen zu laſſen. Es gab eine Zeit, da ſtand ich zwiſchen ihnen und allen Feinden.“ Und aufſtöhnend im Lärmen der Räder: „Nimmt die Verfolgung denn nie ein Ende?“

Lanz inzwiſchen hatte Champagner beſtellt, trank haſtig und ſchnitt Geſichter, als unterhielte er ſich lebhaft mit ſich ſelbſt. Einmal, Färber ſah es im Spiegel, ließ er einen Blick zu Roſa gleiten und bewegte merklich das Glas gegen ſie. Sie ſah aus dem Fenſter, und Lanz gleich wieder ſorglos in die Luft. Nach dem Eſſen ging er hinüber zu den Rauchern. Färber blieb ſitzen und ſagte den Mädchen, welche ſchönen Wochen ſie haben würden im Wald und an den Hügeln. Und öfter dann, ſagte er. Denn jetzt, jetzt ſehe er freien Weg vor ſich und die Ausſicht ſich zurückzuziehen und ganz mit ihnen zu ſein. Er ſagte ihnen mehr, als er je geſagt hatte.

Erſt als der Zug ihr Ziel erreichte, ſtanden ſie auf.

Färber ließ ſich Zeit mit Trägern und Koffern, ſchon gefaßt darauf, auch der Verfolger werde ausſteigen. Dort ſprang er grade hinab, ganz ohne Gepäck, verwunderlicherweiſe. „Wir gehen durch den Wald, das wird uns erfriſchen“, ſagte Färber, beſorgt wegen eines neuen Zuſammentreffens im Omnibus. So betraten ſie, indes vom Himmel Tropfen fielen, das niedrige Gewölbe der Buchen.

Moderig roch es in der feuchten Luft, denn der Grund weithin war überhäuft mit altem Laub. Sie gingen auf ihrem Weg, oben zwiſchen den Hängen, in einer drückenden Stille. Die kleine Liliane, voran, verſuchte ein Lied zu ſingen, brach aber gleich ab und tat eine flüchtende Bewegung zur Schweſter. Färber ging hinter ihnen und ſann darauf, ſie heiter zu machen. Da fiel ein Schuß.

Es war dahinten, dort unten! Auf jener Seite! Nein hier, du ſiehſt doch den Rauch . . . Und noch immer ſtanden ſie. „Ein Jäger,“ ſagte Färber und reckte jäh den Arm aus. „Dort läuft ein Reh!“ Roſa ſtieg, ohne zu antworten, vom Weg hinab. Darauf ſtieg auch Färber und überholte ſie. Watend durch Vertiefungen voll fauliger Laubmaſſen, heraushaſtend und endlich doch nur als Schleichende kamen ſie hin. Färber räumte Laub fort von der Bruſt des Gefallenen, von ſeinem Geſicht; ſo tief war er verſunken. „Mußte dies ſein!“ dachte er. „Wie ein Tier im Dickicht!“ Hinter ihm Roſa weinte auf:

„Hätte ich das gewußt!“

Da beugte Färber ſein Geſicht bis in ſeine Hände.

„Ich selbst könnte so daliegen", murmelte er flehend.

Die kleine Liliane war nachgekommen. Sobald sie sah, blieb sie stehen und schrie, schrie. Rosa nahm sie beim Arm, dann holte sie Färber. „Noch nicht", bat er und sank auf einen Baumstumpf. Da war er, jenseits eines letzten Schleiers, der gnädig noch beschönigt hatte was ist, allein mit seiner Wirklichkeit: daß wir vergeblich Unrecht üben, zur eigenen Qual einander Feinde sein und unbekannt jeder jedem, uns töten müssen.

„Was hätte ich tun sollen", fragte er hilflos. Rosa umarmte seinen Kopf.

„Armer Vater!"

Und seine Hand, die sich trostlos öffnete, ward unversehens liebkost von der ahnungsvollen der kleinen Liliane.

Er stand auf. Er sah noch einmal zu dem jungen Gesicht des Toten hin, — und ihm ins Gesicht, als wären nicht zwischen ihnen das Leben und der Tod, beide mit ihren Verboten, ins Gesicht ihm sagte er:

„Mein Sohn!"

Georg Brandes: Anatole France

Der wahre Schriftsteller ist daran zu erkennen, daß man, sobald man nur eine Seite von ihm vor sich hat, darin mindestens einen Satz oder eine Wendung findet, die nur er geschrieben haben kann.

Man nehme folgenden Satz: Falls man diesem friedlichen Seelsorger Glauben schenken darf, so können wir

Anatole France
Büste von Lasergne

der göttlichen Güte gar nicht entwiſchen, und wir kommen alle ins Paradies — es ſei denn, daß es kein Paradies gäbe, was überaus wahrſcheinlich iſt.

Dieſer Satz handelt von Renan, er muß von einem Lehrlinge Renans ſein, deſſen Scherz vielleicht ein wenig freier iſt als der des Meiſters. Mehr läßt ſich nicht ſagen.

Oder man nehme dieſen: Sie war die Witwe von vier Männern — ein fürchterliches Frauenzimmer, dem man alles zutraute, außer geliebt zu haben, deshalb geehrt und geachtet. — Es gibt nur einen Mann, der ihn geſchrieben haben kann. Er beweiſt in ſcherzendem Tone, daß die Geſellſchaft der Frau alles verzeiht, außer einer Leidenſchaft, teilt dem Leſer dieſe Beobachtung vorübergehend, wie durch einen flüchtigen Anſtoß, mit.

Oder dieſen Satz: Wir ſollen die Natur nicht lieben, ſie iſt nicht liebenswürdig; ſie auch nicht haſſen, ſie verdient keinen Haß. Sie iſt alles. Es iſt eine große Laſt, alles zu ſein. Es macht fürchterlich ſchwer und unbeholfen.

Es gibt nur einen, der die Natur wegen ihrer Gleichgültigkeit gegen uns Menſchen mit der Wendung entſchuldigen würde: Es iſt eine große Laſt, alles zu ſein.

Man leſe folgenden Paſſus: Es iſt ein wahres Elend, zu denken, Gott bewahre dich davor, mein Sohn, wie er ſeine größten Heiligen davor bewahrt hat, ſowie die Geiſter, die er mit beſonderer Zärtlichkeit geliebt und für die ewige Seligkeit beſtimmt hat.

Es iſt ein Abt, der ſo ſpricht, und der ohne einen Schimmer von Ironie ſpricht. Die Ironie hat hier

doppelte Auszugsröhren. Man spürt das Lächeln des Verfassers hinter dem Ernst des Abtes.

Er ist in seiner Ironie kernig wie wenige. Er sagt: Cicero war in politischen Dingen ein Gemäßigter der gewaltsamsten Art.

Er ist in seiner Satire malerisch wie wenige. — Wir anderen haben die Wendung gebraucht: „Gleichheit vor dem Gesetz, das heißt: vor den Gesetzen, die die Wohlhabenden für die Armen und Männer für Frauen erlassen haben." Wir anderen haben behauptet, daß das Gerechtigkeitsideal eine nach der Verschiedenheit der einzelnen abgemessene durchgeführte Ungleichheit vor dem Gesetz sein müsse. Wir anderen haben gesagt: Wenn die Ungleichheit schon im Gesetz steckt, wo bleibt da die Gleichheit?

Aber wenn man liest: Das Gesetz verbietet in seiner majestätischen Gleichheit den Reichen wie den Armen, unter den Brücken zu schlafen, auf den Straßen zu betteln und Brot zu stehlen — so gibt es nur Einen Mann, der dies geschrieben haben kann.

Dieser Eine Mann ist Anatole France. Auffallend in diesem Stil ist die Ironie, sie verrät ihn als geistigen Nachkommen Renans. Doch die Ironie Frances ist trotz der Verwandtschaft eine ganz andere. Renan spricht als historischer oder kritischer Schriftsteller stets im eigenen Namen, und man hört aus den erdichteten Personen in seinen philosophischen Schauspielen, noch mehr aus denen in seinen philosophischen Dialogen, unmittelbar ihn selbst heraus. Die Ironie Frances verbirgt sich hin-

ter Treuherzigkeit. Renan vermummt ſich, France verwandelt ſich. Er ſchreibt von Anſchauungen aus, die ſeinen eigenen gerade entgegengeſetzt ſind, altchriſtlichen oder mittelalterlich katholiſchen Anſchauungen — und durch das Geſagte verſteht man, was er meint.

Andere Schriftſteller können ebenſo witzig, ebenſo ironiſch fein ſein oder ſcheinen — ſie gleichen ihm doch nicht. Es iſt, wie wenn man in dem beſten Porzellangeſchäft ein Stück aus einer anderen Fabrik mitbringt, ebenſo fehlerlos, ebenſo ſchön dekoriert; dann wiegt die verkaufende Dame es in der Hand, ſieht es an und ſagt: Das iſt eine andere Maſſe.

Wenn von France die Rede iſt, dann kann man lange ſuchen, ehe man eine Maſſe findet, die jener gleichwertig iſt, deren Herſtellung ihm nach einer Arbeit von ſechsunddreißig Jahren gelungen iſt.

Anatole France iſt nicht mehr jung, aber ſeine Berühmtheit iſt ziemlich neu. Am 16. April 1904 wurde er 60 Jahre alt; doch kann man ihn wohl erſt ſeit elf Jahren berühmt nennen.

Er beginnt als ganz junger Mann kleine literarhiſtoriſche Eſſays und ſchöne Gedichte zu ſchreiben; aber er iſt 37 Jahre alt, als man zum erſten Male auf ihn, auf eine unſchuldige Erzählung ‚Le crime de Sylvestre Bonnard' achtet, und es dauert bis zu dem Jahre 1892—93, ehe er ſeine Originalität beweiſt.

Wenn er lange im Schatten geſtanden hat, ſo beruht es zunächſt darauf, daß ſeine Entwicklung zur vollen Eigenart langſam vor ſich ging. Er ermangelte des Mu-

tes, ganz er ſelbſt zu ſein, brauchte Aufmunterung von außen her.

Sodann beruht es darauf, daß große erzählende Talente, die jetzt verſchwunden ſind, den Vordergrund einnahmen. Erzähler wie Maupaſſant, Daudet, Zola — darauf, daß Talente wie Bourget und Huysmans zum Klerikalismus, Talente wie Jules Lemaître zum Nationalismus, Talente wie Hervieu zum Theater abſchwenkten. Nicht zum wenigſten darauf, daß der große Stilkünſtler fortgegangen iſt, deſſen Erbe er war: Erneſt Renan.

Erſt als dieſer ſeine Zweifler und begeiſterte Gedankenfromme, in deſſen Spuren er wandelte, und erſt als die fruchtbaren üppigen Dichter verſtummt waren, deren Bücher das meiſte Aufſehen erregten, war der Platz um den Baum des Wiſſens, den er gepflanzt hatte, derartig aufgeräumt, daß die Sonne darauf fallen und der Baum von allen Seiten ſichtbar werden konnte.

Jene anderen Franzoſen ſtammten aus den Provinzen: Daudet und Zola aus der Provence, Maupaſſant aus der Normandie, Renan aus der Bretagne, Hervieu aus Neuilly, Bourget aus Amiens; Huysmans war niederländiſcher Abſtammung. France, deſſen ganzer Guß zarter und ſchon von Anfang an weniger feſt war als der der Provenzalen und Normannen, iſt geborener Pariſer und trägt das Gepräge eines ſolchen.

Sein Meiſter Renan wurde erſt Pariſer, als ſein Leben zu Ende ging, als er nicht mehr das Gepräge des Bretagners trug und nicht mehr der Lehrling der Deutſchen war. — France war von Anbeginn an Pariſer.

Licht und Luft von Paris waren urſprünglich ſeine Lebensluft, der Garten der „Luxembourg“ war für ihn Frankreichs Natur und die Straße ſeine Erziehungsanſtalt. Er hat als Kind im Quartier latin die Mädchen Milch und die Arbeitsmänner Kohlen in jedermanns Tür tragen ſehen. Er iſt ein gründlicher Kenner der Pariſer Handwerker und Krämer.

Die Fenſter der Papierhändler haben durch ihre Bilder ſeine Blicke gefeſſelt, und er hat ſeinen erſten Unterricht erhalten, indem er in den Kiſten der armen „fliegenden“ Buchhändler an den Bollwerken der Seine blätterte.

Er ſelbſt war der Sohn eines ſolchen armen Buchhändlers oder vielleicht Buchhandlungsgehilfen. Er iſt geboren in einer Buchhandlung, erzogen zwiſchen alten klugen Büchern, geheimnisvollen Erinnerungen an ein Leben, das nicht mehr exiſtierte. Er hat daraus gelernt, wie flüchtig das Daſein iſt, wie wenig von der Arbeit eines Geſchlechts übrig bleibt, und dies hat ihm eine Grundſumme von Trauer, Sanftmut und Mitleid eingeflößt.

Es iſt außerordentlich, wieviel kleine Buchhandlungsläden er beſchrieben hat, in Paris wie außerhalb Paris', die Bücher in ihnen, die Beſuchenden und die Geſpräche, die geführt werden. Immer wieder hat er bei den braven fliegenden Buchhändlern an den Ufern der Seine verweilt — die jetzt in ihm ihren Schutzgeiſt erblicken — bei ihrem erbärmlichen Daſein, wie ſie in Kälte und Regen daſtehen, ſelten etwas verkaufend.

Uns, denen keiner der heutigen Franzoſen dermaßen franzöſiſch vorkommt wie Anatole France — denn er trägt in ſich die ganze Überlieferung von den Erzählern des Mittelalters über Montaigne bis zu Voltaire — uns wundert es nicht, daß er kühn den Namen ſeines Vaterlandes an Stelle ſeines eigenen angenommen hat. Aber France war auch der Vorname ſeines beſcheidenen Vaters — er hieß France Thibaut. Für die kleinen Leute in der von ihm bewohnten Straße, der Allee Villa Said, iſt er jedoch nicht France. Der kleine Mann nennt ihn Monſieur Anatole.

Die Strandſtraßen der Seine leben immer in ſeinem Gedächtnis. Irgendwo ſagt er: „Ich bin erzogen auf dieſem Quai, zwiſchen Büchern von demütigen und ſchlichten Menſchen, an die ich allein noch denke. Wenn ich nicht mehr bin, ſo wird es ſein, als hätten ſie nie exiſtiert.“

Er nennt an einer anderen Stelle dieſe Uferſtraßen das Adoptivvaterland aller Menſchen mit Gedanken und Geſchmack.

Er ſagt an einer dritten Stelle: „Ich bin erzogen worden an den Bollwerken, wo die alten Bücher ſich mit der Landſchaft miſchen. Die Seine entzückte mich ... Ich bewunderte den Fluß, der am Tage den Himmel widerſpiegelte und Boote trug, nachts ſich mit Edelſteinen und leuchtenden Blumen bedeckte.“

Ein Bücherfreund war und blieb er.

Einer der Züge, die den Leſer von Frances Werken zuerſt in Erſtaunen verſetzen, iſt dieſe bei einem Roman-

und Novellendichter ganz ungewöhnliche literariſche Bildung und die Art dieſer Bildung. Wir ſind bei franzöſiſchen Schriftſtellern gewöhnt an die Ungelehrten, deren Bildung nur franzöſiſch iſt, an die Zöglinge der Normalſchule, deren Bildung einſeitig klaſſiſch iſt, und an die Gelehrten, deren Bildung europäiſch iſt. Doch France beſitzt eine reiche volle Bildung, erworben in einem Europa, von dem die germaniſchen Völker ausgeſchloſſen ſind. Er kann weder Engliſch noch Deutſch. Das iſt der Hauptgegenſatz zwiſchen ſeiner Bildung und der Renans. Aber man vermißt es bei ihm nicht wie bei anderen.

Renan war morgenländiſcher Philologe; die ſemitiſchen Sprachen waren ſein Feld; deutſche Wiſſenſchaft hatte ſeinen Geiſt genährt. Was France gründlich kennt, das iſt das lateiniſche und griechiſche Altertum, aber auch die lateiniſche und italieniſche Literatur des Mittelalters. Deshalb iſt er — nebenbei bemerkt — ein eifriger Verteidiger der klaſſiſchen Schulbildung. „Ich hege“, ſagt er irgendwo, „eine verzweifelte Liebe zu den lateiniſchen Studien. Ohne ſie iſt es mit der Schönheit des franzöſiſchen Genius aus. Wir ſind Lateiner. Die Milch der Wölfin iſt der beſte Teil unſeres Blutes.“

Womit er ſich beſonders vertraut gemacht hat, das iſt die Gärungszeit, als das Chriſtentum mit dem Heidentum in den antiken Gemütern kämpfte, ſodann die ganze chriſtliche Sagenwelt, deren Legenden er mit Treuherzigkeit und gut verhohlener Ironie wiederzugeben weiß, endlich die italieniſche und beſonders die franzöſiſche Geſchichte der Vergangenheit, von der Zeit Cäſars bis

zum 18. Jahrhundert, deſſen Anfang in ſeiner ‚Reine Pédauque‘ lebt.

Sehr häufig beſchäftigt ſeine Kunſt ſich mit religiöſen Stimmungen und Zuſtänden. Und hier iſt der Gegenſatz zu Renan am ſchärfſten. Denn während deſſen Gemüt ſtets religiös bewegt, ſeine Ausdrucksweiſe oft ſalbungsvoll war, iſt France in der Behandlung religiöſer Stoffe trotz der ſcheinbaren Ehrfurcht im tiefſten Innern ſo nüchtern wie Voltaire.

Zu dieſen Bildern aus der Vergangenheit haben ſich auf ſeiner letzten Entwicklungsſtufe Bilder aus dem heutigen Frankreich geſellt, überdies mit Porträts von Perſonen, die noch vor kurzer Zeit das Geſprächsthema bildeten, wie Verlaine oder Eſterhazy.

Doch es iſt nicht das moderne Leben, das ſeine dichteriſche und perſönliche Vorliebe beſitzt. Eines Tages, als er einem Beſucher ſeine Bücher zeigte und dieſer ſich darüber wunderte, daß es nicht mehr und keine modernen unter ihnen wären, ſagte France:

Ich habe keine modernen Bücher, behalte die nicht, die ich bekomme; ich ſende ſie an einen Freund auf dem Lande weiter. (Der Freund auf dem Lande dürfte nach franzöſiſcher Sitte einer jenen kleinen Buchhändler an der Seine ſein, die France ſo gut kennt.) — Aber machen Sie ſich nichts daraus, ſie kennenzulernen? — Meine Zeitgenoſſen, nein! Was ſie mir erzählen können, weiß ich ſelbſt ebenſogut. Ich lerne mehr von Petronius als von Mendès. —

Deshalb ließ France ſich gewiß auch nur halb wider-

ſtrebend darauf ein, eine Reihe von Jahren hindurch im Feuilleton des „Temps“ als Kritiker die Schöpfungen ſeiner Zeitgenoſſen zu beſprechen. Die vier Bände, in denen er ſeine Artikel geſammelt hat, ſind jedoch außerordentlich unterhaltend. France behauptet hier von Anfang bis zu Ende, daß der Kritiker nie eine ſachliche, ſondern nur perſönliche Kritik liefern könne, nie etwas anderes als ſich ſelbſt darzuſtellen vermöchte, daß es alſo, wenn er von Horaz oder Shakeſpeare ſpreche, nur bedeute, daß er anläßlich Horaz' oder Shakeſpeares von ſich ſelbſt ſpreche.

France ſprach alſo ſtets von ſich ſelbſt: „Ich hoffe, daß wenn ich von mir ſpreche, jeder an ſich denkt.“ France gab als Kritiker ſeine perſönlichen Eindrücke wieder und erzählte gern Geſchichten, meiſt Ereigniſſe aus ſeiner Kindheit oder frühen Jugend, die dieſe ſeine Eindrücke beleuchteten und erklärten. Ein Kritiker in ſtrengerem Sinne war er nicht, und als ſeine Bücher größeren Abſatz zu finden begannen, hörte er mit der Kritik auf. Aber nichtsdeſtoweniger ſind ſeine Ausſprüche in dieſen vier Bänden höchſt bezeichnend für ſeine Perſönlichkeit, verraten deren Geiſt, deren Begrenzung und deren Vorurteile — Vorurteile, die er allmählich geſprengt hat.

Der Freund, dem France antwortete: „Ich habe keine modernen Bücher in meinem Hauſe“, fragte lächelnd: Nicht einmal Ihre eigenen? Nein, antwortete France: was man ſelbſt gebaut hat, — wäre es auch ein Palaſt — iſt einem ſo bekannt, daß man den Anblick davon nicht erträgt. Ich könnte es nicht aushalten, meine

Bücher in meinen Händen zu haben. Was ſollte ich mit ihnen?

Wiederholungen vermeiden.

Ich wiederhole mich deshalb auch beſtändig, antwortete France.

Das iſt leider wahr — es iſt eine der Lieblingsſünden dieſes Schriftſtellers. Allzuoft kehrt bei ihm derſelbe Gedanke faſt mit denſelben Worten wieder, zuweilen wiederholt er ſich von einem Buche zum anderen, Seite für Seite.

Ein wie treues Selbſtporträt France in der Perſon des Bildhauers in der ‚Roten Lilie‘ gegeben hat, kann man mit Bezug auf ſeine angeführte Antwort erſehen, wenn man ſie mit folgender Stelle vergleicht: Frau Martin-Bellème ſagt: „Ich ſehe keine von deinen eigenen Arbeiten, nicht eine Statue oder ein Relief.“ — Er antwortet: „Wie kannſt du glauben, daß es mir Vergnügen machen würde, unter meinen eigenen Arbeiten zu leben. Die kenne ich allzu gut . . . ſie langweilen mich“ . . .

Daß Dechartre nur eine Maske für France iſt, wird beinahe zugeſtanden durch die Fortſetzung: „Wenn ich auch ein paar ſchlechte Figuren modelliert habe, ſo bin ich kein Bildhauer. Viel eher ein Stück von einem Poeten und Philoſophen.“

Das literariſche Leben Frances teilt ſich nach einem Anlauf von fünfzehn Jahren in zwei Abſchnitte: und in jedem dieſer beiden Abſchnitte tritt es ſo verſchieden auf, daß man ſagen könnte, es gibt zwei Frances.

Im erſten Abſchnitt iſt er der feine Ironiker, der, hoch

erhaben über den Menſchenſchwarm, deſſen Beſtrebungen und Kämpfe mit einem überlegenen mitleidigen Lächeln beobachtet. — Im zweiten Abſchnitt zeigt er ſich als Streiter. Er nimmt nicht nur Partei, ſondern er beſtätigt bei ſeinem Auftreten den Glauben an gerade das, womit er ſeinen Scherz getrieben und worüber er geſpottet hatte: den geſunden Inſtinkt des Volkes, die Bedeutung der Mehrheit, die ſteigende Wirklichkeit des Fortſchrittes, ja, den Glauben an die Lehren, die anzunehmen er ſich als Denker geweigert hatte — die Theorie der Demokratie, den Sozialismus als Lehre.

Als ein Freund einſt in höflichen, aber beſtimmten Worten ihm dieſe letzte Haltung als kaum völlig ehrlich vorwarf, antwortete France in einer Weiſe, die die eigentliche Spitze zu umgehen wußte, mit der Frage: Kennen Sie irgendeine andere Macht, die es mit der Kirchengewalt und dem Nationalismus im Verein aufnehmen kann, als die ſozialiſtiſche Arbeiterpartei?

Er machte die theoretiſche Frage zu einer praktiſchen.

Als der Freund bemerkte, daß er ſelbſt in einem ähnlichen Falle ausdrücklich ſeinen praktiſchen Anſchluß an eine Partei erklärt und doch gleichzeitig Abſtand von ihrer Lehre genommen hatte, wandte France ſich lächelnd an einige junge Mädchen und ſagte: Iſt er nicht unmöglich? Allzu honnet und ſtörriſch wie ein roter Eſel!

In der größeren Hälfte ſeines Lebens war France ſicherlich einig mit ſeinem Abbé Coignard, der eine zärtliche Verachtung vor den Menſchen hegt, und der die Erklärung der Menſchenrechte nicht unterſchrieben haben

würde, nicht eine Zeile davon — „auf Grund der ſcharfen und unbilligen Trennung, die dort zwiſchen dem Menſchen und dem Gorilla gemacht wird.“ Er neigte damals — wie Coignard — hauptſächlich zu dem Glauben, daß die Menſchen boshafte Tiere ſeien, die man nur mit Macht oder Liſt in Zucht halten könne.

Noch viele Jahre ſpäter, da er als erklärter Demokrat aufgetreten iſt, läßt er ſein Sprachrohr Bergeret zu ſeinem Hunde ſagen: Du weißt es nicht, daß das, was die Völker zu Ehren bringt, nicht in den dummen Rufen beſteht, die auf den öffentlichen Plätzen erſchallen, ſondern in dem ſtillen Gedanken, der in einer Dachſtube empfangen wird und eines Tages das Antlitz der Erde verändert. — Bergeret ſagt auch höchſt undemokratiſch: Die Wiſſenſchaft iſt der Souverän, nicht das Volk. Eine Dummheit, die von 36 Millionen Mündern wiederholt wird, hört doch nicht auf, eine Dummheit zu ſein.

Mit dieſer Geſinnung kann man von beiden Lagern, dem radikalen wie dem konſervativen, als Anhänger betrachtet werden, ungefähr wie es Ibſen eine Zeitlang im Norden wurde. France wurde der konſervativen Partei einverleibt. Er war noch vor kurzer Zeit, noch 1897, der Kandidat für die Akademie, den die konſervative Partei, die Herzöge, dem der Kirchengewalt feindlichen Schriftſteller Ferdinand Fabre entgegenſtellten.

Mit ſeinem Sinn für Mäßigung und Takt verabſcheute er damals ſeinen ſpäteren Kampfgenoſſen Zola, verabſcheute ihn aber freilich ohne beſondere Mäßigung, ſchrieb: „Ich beneide ihn nicht um ſeinen widerwärtigen

Ruhm. Nie hat ein Menſch ſich in der Weiſe beſtrebt, die Menſchheit zu erniedrigen und alles zu verleugnen, was gut und recht iſt. Nie hat jemand in dem Grade das Ideal der Menſchheit verkannt."

Es lag hierin mehr Liebe zum guten Geſchmack als Sinn für Genie. Es muß anerkannt werden, daß France ſpäter für dieſe und viele ähnliche Ausſprüche Abbitte geleiſtet hat, u. a. in der ſchönen und warmen Rede, die er an dem Grabe Emile Zolas hielt, jedoch auch ſchon lange vor deſſen Tod.

Und wie er jahrelang über den Geſchmackloſigkeiten und Übertreibungen das Genie des Mannes überſah, der ſein beſter Kampfgenoſſe werden ſollte, ſo verherrlichte er ſeinerſeits mit einiger Übertreibung die Männer, die auf Leben und Tod zu bekämpfen er gezwungen wurde und deren Begrenzung und ſchwache Seiten er ſpäterhin gründlich kennenlernen mußte.

Er hat in vollem Ernſt geſchrieben: „Ich glaube nicht, daß man jemals hat intelligenter ſein können, als heute Paul Bourget und Jules Lemaître."

Er hatte damals kein Verſtändnis für die Höllenfurcht Bourgets, für den Mangel an innerem Gleichgewicht bei Lemaître. Dieſem ſpäteren Fanatiker des Nationalismus hat er folgendes Zeugnis ausgeſtellt: Er iſt einer der Menſchen, die niemand übelwollen, ſondern duldſam und wohlwollend ſind. Er iſt ein furchtloſer Verſtand, eine lächelnde Seele, lauter Nachſicht. —

Schon als dies geſchrieben wurde, war Lemaître boshaft und kleinlich, wenn auch vielleicht noch nicht niedrig.

Wenige Jahre ſpäter ſtand er als Vizepräſident der ‚Patrie française‘ an der Spitze der Bande, die Dreyfus auf der Teufelsinſel gefangenhielt und den Staatscoup gegen Loubet predigte. Wenige Jahre ſpäter war Paul Bourget in den Schoß der katholiſchen Kirche zurückgekehrt und griff mit äußerſter Gewaltſamkeit jedes moderne Streben an, ſogar Volksaufklärung, Arbeiterunterricht. Das waren Frances Intelligenzhelden.

Im Vergleich zu der Haltung dieſer Männer kann die Haltung Frances in den letzten ſechs Jahren faſt erbaulich genannt werden.

Mag ſein, daß er als Volksredner — eine Betätigung, zu der er von Natur nicht angelegt iſt — ſich etwas bejahender und gläubiger ausgeſprochen hat, als ihm im tiefſten Innern zumute iſt — dabei iſt nicht ausgeſchloſſen, daß das, was in dem letzten Jahrzehnt in ihm zum Durchbruch gekommen, das Manneswesen ſelbſt iſt, wie es hinter dem Gedankenſpiel des Grüblers und den Selbſtverwandlungen des Dichters verborgen lag.

Mit einem Male ſtreifte er jegliche Zweifelſucht von ſich ab und ſtand da, mit Voltaires alter Klinge in ſeiner Hand blitzend, gleich ihm unwiderſtehlich durch ſeinen Witz, gleich ihm der fürchterliche Feind aller Kirchenmacht, gleich ihm Fürſprecher der Unſchuld. Doch weiter gehend als Voltaire, meldete er ſich als Freund der Armen in dem großpolitiſchen Kampf.

Daß dieſer Durchbruch kam, war unzweifelhaft eine Folge des Umſtandes, daß Frankreichs ganze Kultur, ſeine alte Stellung als Hort der Gerechtigkeit ihm bei

einer Kriſe in der öffentlichen Moral in Gefahr zu ſchweben ſchienen, aber ohne eine Anregung von außen wäre der Durchbruch kaum gekommen. Mehr als irgendein anderer hat hier vielleicht eine Freundin Frances mitgewirkt, in deren Haus er ſchon viele Jahre lang der liebſte tägliche Gaſt geweſen iſt, und wo er ſein zweites Heim hat.

France bedachte ſich nicht, kühn ſeinen Namen in die Wagſchale zu legen, als in Frankreich die Kraftprobe ſtattfand zwiſchen einigen wenigen Auserkorenen auf der einen, dem Heer, der Kirche, den Machthabern und der irre geführten Menge auf der anderen Seite.

In ſeiner Eigenſchaft als Kämpfer hat France die beiden letzten Bände ſeiner ‚Histoire Contemporaine' geſchrieben, ſeine Reden im ‚Cahier de la Quinzaine' herausgegeben, bei der Enthüllung von Renans Statue wie an Zolas Grab geſprochen und das Vorwort zu Combes' geſammelten Reden geſchrieben.

Es iſt eines der Zeichen unſerer Zeit, daß France jetzt der Mann iſt, an den Frankreichs Premierminiſter ſich wendet, um ſeine Ausſprüche bei der franzöſiſchen Leſewelt einführen zu laſſen. Es zeigt, welche Macht man ihm zuſchreibt, und wie entſchieden er Partei genommen hat. —

France hat zuweilen ſich ſelbſt in ſeinen Büchern eingeführt. Er nimmt das Zurückhaltende und Weiſe in ſeinem Weſen und macht daraus Herrn Bergeret. Er nimmt den ruhigen Cynismus in ſeinem Weſen und macht daraus den Arzt Trublet in der ‚Histoire comique'. Er nimmt ſein leidenſchaftlich ſchönheitsliebendes Ich und

macht daraus den Bildhauer Dechartre in der ‚Roten Lilie'. Er führt ſich in demſelben Roman faſt mit Nennung ſeines Namens als den Schriftſteller Paul Vence ein — dies natürlich, damit man nicht merken ſolle, daß France außerdem die Hauptperſon, der Bildhauer, iſt; ebenſo wie hier Mary Robinſon genannt wird, um ihre Weſenseinheit mit der engliſchen Dichterin im Buche, Miß Bell, zu decken, und wie Oppert erwähnt wird, damit man nicht ſagen könne, er ſei der Altertumsforſcher Schmoll — was er unzweifelhaft iſt.

Als Vence bei der Heldin eingeführt wird, heißt es: Sie hielt Paul Vence für den einzigen wirklich begabten Mann, der in ihr Haus kam. Sie hatte ihn geſchätzt, ehe ſeine Bücher ihm einen ſo großen Namen gemacht hatten. Sie legte großen Wert auf ſeine tiefe Ironie, ſeinen empfindlichen Stolz, ſein Talent, das in der Einſamkeit gereift war.

Und Paul Vence iſt dermaßen France ſelbſt, daß, als er am Schluſſe des Buches ſagt: „Der Mann war weiſe, der da ſchrieb: Laßt uns den Menſchen Ironie und Mitleid zu Zeugen und Richtern geben", Frau Martin-Bellème antwortet: Aber, Herr Vence, das haben Sie ja ſelbſt geſchrieben. — Und es ſteht wirklich an mehreren Stellen in Frances Büchern.

Eine tiefe Ironie iſt alſo die erſte Eigenſchaft, die er ſich ſelbſt beilegt.

Wir ſahen, wie dieſe Ironie, verſchieden von der Renans, nur durch die Treuherzigkeit einer anderen Perſon hindurchſchimmert.

In ‚Thaïs' heißt es z. B. von der Heldin, einer griechischen Kurtisane: Dieses Weib zeigte sich bei Festspielen und scheute sich nicht, in der Weise als Tänzerin aufzutreten, daß ihre allzu geschmeidigen und kunstfertigen Bewegungen an die schrecklichsten Leidenschaften erinnerten und zu ihnen aufreizten. — Dies ist gefühlt und gesagt von dem Standpunkt eines Mönches.

Ebendaselbst sieht Pafnucius den Teufel Seelen quälen. Nirgends deutet der Erzähler einen Zweifel oder Unglauben an, nirgends steht, daß dies Vision, nicht Wirklichkeit war. Im Gegenteil: Kleine grüne Teufel durchbohrten seine Lippen und seine Kehle mit glühendem Eisen.

Diese Treuherzigkeit ist eine seltene Eigenschaft in der französischen Literatur, die Kunst der Franzosen ist (trotz Lafontaine) in der Regel nicht naiv, sondern schon bei Molière und in seinem ganzen Jahrhundert sowie dem folgenden völlig bewußt. Doch die Naivität ist ein mächtiges Mittel zur Erzielung künstlerischer Wirkungen — so gewiß die Wirkung auf Umwegen, die des Lesers eigene Mitarbeit erheischt, stärker ist als die direkte Mitteilung, die dem Verstande nicht den leichten fördernden Stoß versetzt.

Wo France als historischer Erzähler auftritt, da spricht er treuherzig, wie ein Zeitgenosse sprechen und denken würde. Das verspürt man am besten in ‚Klio', wo er überall auf Glauben und Aberglauben, Vorstellungen und Vorurteile der Vergangenheit eingeht. Es heißt z. B. von dem alten griechischen Sänger, der uns einen

Begriff von Homer geben soll: „Da er ein guter Dichter war, so glichen seine Verse in jeder Weise denen der Vorfahren.“ Er hat in den Liedern aus der Vergangenheit von ihm selbst geschriebene Verse eingeflochten, verheimlicht es aber aus Furcht davor, daß man es ihm verübeln könnte. — Farinata degl' Uberti lobt den Bürgerkrieg auf Kosten aller anderen Kriege: „Er ist,“ sagt er, „schön und vornehm. Krieg mit dem Auslande kann nützlich sein, trägt aber wenig Ehre ein.“ Der Anführer der römischen Reiterei unter Cäsar hält es für richtig und verständig, den Atrebaten Komm ermorden zu lassen, da er doch nur ein Barbar ist. Deshalb lädt er ihn freundlich zu sich ein. — Der Dichter verrät nirgends mit einer Miene, daß er anderer Meinung ist als die Betreffenden.

Es ist denn auch bezeichnend, daß die Treuherzigkeit als Bestandteil sich in den lebendigsten Gestalten findet, die France geschaffen hat. Ihr nächster Bestandteil ist gewöhnlich eine starke und zuweilen recht schamlose Sinnlichkeit, gegen die France wenig einzuwenden hat und deren Darstellung ihn ergötzt.

Man nehme den Abbé Coignard in der ‚Reine Pédauque‘, ein blitzgescheiter Kopf, eine kindliche Seele, ein schamloser Körper. Man nehme Choulette in der ‚Roten Lilie‘, genial, kindlich, verfallen, schamlos. Dieses Porträt von Verlaine ist in der Gestalt des Gestas in ‚l'Etuide nacre‘ variiert. Bei all diesen eine Mischung von Treuherzigkeit und zynischer Genußsucht, die Schamlosigkeit als halb kindlich.

Abbé Coignard untergräbt alles Anerkannte mit seinen Zweifeln und führt ein höchst liederliches Leben, hält aber an jeder Faser der katholischen Religion fest. Kindlicher noch ist sein Schüler Tournebroche. Choulette ist der alte ruinierte Bohêmien, ewig jung als Dichter, aufgelöst von Trunkenheit und Mitleid mit den Armen und Kleinen, wie es von Coignard heißt: halb ein Francesco von Assisi, halb ein Epikuräer, ein großes, gläubiges, schamloses Kind.

Diese Vereinigung, Naivität und Zynismus, bewirkt es, daß der Hund Riquet einer der trefflichsten Charaktere Frances wird. Kein Mann ist ja zynisch wie ein Hund, und kein Kind kindlicher.

Es fällt ihm schwer, sich in Herrn Bergerets Anschauungsweisen hineinzuversetzen. Er fährt dem wackeren Tischler in die Beine, nur weil dieser eine einfache Bluse und sein Werkzeug trägt; er ist durchdrungen von allen alten Vorurteilen aus der Lehnszeit.

Aber seine Gedanken sind ein kleines Meisterwerk von Hundeunschuld und wohl zusammengedrängter Ironie. Hier ein paar Proben:

„Menschen, Tiere und Steine wachsen, wenn sie sich mir nähern, und werden ungeheuer groß, wenn sie mir nahe am Leibe sind. Ich nicht. Ich bleibe immer gleich groß, wo ich auch bin.

Hundegeruch ist ein entzückender Duft.

Mein Herr hält mich warm, wenn ich hinter ihm in seinem Lehnstuhl liege. Das kommt davon, daß er ein Gott ist. Es ist auch eine warme Fliese vor dem Kamin. Die Fliese ist göttlich.

Ich rede, wenn ich will. Auch von dem Munde meines Herrn gehen Laute aus, die eine Art Sinn haben. Aber der Sinn iſt weniger deutlich als der, den ich mit meiner Stimme ausdrücke. In meinem Munde hat alles Sinn. In meines Herrn Munde iſt viel leerer Lärm.

Es gibt Wagen, die Pferde auf den Straßen ziehen. Sie ſind fürchterlich. Es gibt auch Wagen, die von ſelbſt laufen und heftig puſten. Auch ſie ſind voller Feindſchaft. Menſchen in Lumpen verdienen Haß, ebenſo die, die Körbe auf dem Kopfe tragen oder Tonnen rollen.

Ich kann auch keine Kinder leiden, die in großer Eile hintereinander herlaufen, einander jagen und ſich anpacken, in den Straßen aus vollem Halſe ſchreiend. Die Welt iſt von feindlichen und gefährlichen Dingen erfüllt.

Ich liebe meinen Herrn, weil er mächtig und fürchterlich iſt.

Eine Handlung, für die man Prügel bekommt, iſt eine ſchlechte Handlung. Eine Handlung, für die man geſtreichelt wird, iſt eine gute Handlung.

Gebet. O, mein Herr Bergeret, du Gott der Fleiſchknochen, ich bete dich an: Sei geprieſen, wenn du Furcht einjageſt! Sei geprieſen, wenn du freundlich biſt! Ich krieche dir zu Füßen, ich lecke deine Hände! Erhaben biſt du und über die Maßen ſchön, wenn du an deinem gedeckten Tiſch Fleiſch die Menge verſchlingeſt! Erhaben biſt du und über die Maßen ſchön, wenn du mit einem Holzſplitterchen die Flamme hervorzauberſt und die Nacht zum Tage machſt! Bewahre mich in deinem Hauſe und ſchließe jeden anderen Hund aus!“ —

Das iſt eine Parodie auf die Religioſität der Menſchen, ausgeführt in aller Gutmütigkeit, und doch recht ſcharf.

Wenn Herr Bergeret ſich nun an dieſen Hund wendet, ſo wendet er ſich an den ganzen zurückgebliebenen Teil der Menſchheit.

„Auch du, armes kleines, ſchwarzes Weſen, das du ſo ſchwach biſt trotz deiner ſpitzen Zähne und deines tiefen Schlundes, auch du huldigſt der äußeren Größe und der uralten Religion der Ungerechtigkeit. Auch du läſſeſt dich durch Lügen verführen. Auch du haſt Raſſenhaß.

Ich weiß wohl, du beſitzeſt eine dunkle Güte, Kalibans Güte. Du biſt fromm, du haſt deine Theologie und Moral. Und du weißt es nicht beſſer. Du achteſt auf das Haus und verteidigſt es, ſogar gegen den, der ſein Verteidiger und ſeine Zier iſt. Der Handwerker, den du fortjagen wollteſt, hat, ſo einfach er iſt, vorzügliche Gedanken. Du haſt ſie nicht gehört.

Deine behaarten Ohren hören nicht auf den, der am beſten ſpricht, ſondern auf den, der am lauteſten ruft. Und die Furcht, die natürliche Furcht, die der Berater deiner Vorfahren geweſen ſowie der meinen, als ſie Höhlenbewohner waren, die Furcht, die die Götter und die Verbrechen ſchuf, macht dich den Unglücklichen abwendig und beraubt dich allen Mitleides.“ —

Die Ironie gewinnt an Stärke, indem ſie in die Unſchuld des Hundes gehüllt wird. So wird ſie gewöhnlich bei France verhüllt. So als er im ‚Herrn Bergeret‘ den Gedankengang ſeiner Gegner aufdeckt in den beiden Kapiteln, die zu Anfang und Schluß aus einem angeblichen

Werke des Jahres 1538 vorgeleſen werden, in dem France mit tadelloſer Meiſterſchaft Sprache, Schreibweiſe und Gedankengang des 16. Jahrhunderts nachgeahmt hat: der Schrift über die Trublions, die damaligen Nationaliſten.

Wie überhaupt die geiſtigen Anlagen Frances in etwas an Voltaire als Erzähler erinnern, ſo liegt etwas von ‚Candide' hinter ſeinen Hauptperſonen und im Geiſt ſeiner Romane. Auch ‚Candide' war naiv. France hat Voltaire immer wieder geleſen und unendlich viel von ihm in ſich aufgenommen. Ein Voltaireſcher Satz wie dieſer: „Der Unſterblichkeitsglaube und die baumwollenen Stoffe finden zugleich in Afrika eine große Verbreitung" klingt ganz, als wäre er von France. Freilich iſt die Treuherzigkeit bei France echter, während die Größenverhältniſſe der beiden Schriftſteller ſelbſtverſtändlich ſehr ungleich ſind.

Anatole France: Das neunundzwanzigſte Kapitel des Romans „Der Aufruhr der Engel"

Darin wir den Mann gewordnen Engel ſich wie einen Mann betragen, d. h. des Nächſten Weib begehren und ſeinen Freund betrügen ſehn. Ferner macht dieſes Kapitel das einwandfreie Betragen des jungen d'Eſparvieu offenbar.

Der Engel fühlte ſich wohl in ſeiner neuen Behauſung. Morgens arbeitete er, nachmittags ging er, den Geheimagenten zum Trotz, aus, und kehrte zur Schlafenszeit zurück. Maurice empfing wie früher Frau des

Aubels zwei bis dreimal wöchentlich im Erſcheinungszimmer.

So ging alles in beſter Ordnung, bis an einem Morgen Gilberte, die abends zuvor ihr Samttäſchchen auf dem Tiſch im blauen Zimmer hatte liegen laſſen, es holen kam und Arcade allein antraf. Er lag im Pyjama auf dem Sofa, rauchte eine Zigarette und dachte an die Eroberung des Himmels. Gilberte ſtieß einen lauten Schrei aus:

„Sie, mein Herr? ... Wenn ich gewußt hätte, daß ich Sie hier antreffen würde, gewiß, ich ... Ich wollte meine kleine Taſche holen, ſie liegt im Nebenzimmer. Erlauben Sie ...“

Sie ging ſchnell und vorſichtig an dem Engel wie an einem glühenden Ofen vorüber.

Frau des Aubels verfügte an dieſem Morgen, in einem reſedafarbenen Schneiderkleide, über unvergleichliche Reize. Der enge Rock zeigte alle ihre Bewegungen an, und jeder ihrer Schritte war ein naturhaftes Wunder, wie ſie mit Erſtaunen die Männerherzen beſtürzen.

Sie erſchien wieder, ihr Täſchchen in der Hand.

„Ich bitte Sie nochmals um Entſchuldigung. Ich konnte keine Ahnung haben ...“

Arcade bat ſie, Platz zu nehmen und einen Augenblick zu verweilen.

„Ich hätte nicht gedacht, Herr Arcade, daß Sie mich hier empfangen würden. Ich weiß, wie ſehr Herr d'Eſparvieu Sie liebt; aber ich hätte mir nicht träumen laſſen ...“

Das Wetter hatte ſich plötzlich verdunkelt. Rötliche

Dunkelheit durchdrang das Zimmer. Frau des Aubels sagte, sie sei aus Gesundheitsrücksichten zu Fuß hergekommen, nun sei aber ein Gewitter zu erwarten. Sie wäre sehr dankbar, wenn man ihr einen Wagen vorfahren lassen könne.

Arcade warf sich vor Gilberte auf die Knie, nahm sie wie eine kostbare Vase in die Arme und sagte ihr Worte, die, an sich beinah sinnlos, aber Begehren ausdrückten. Sie legte ihm die Hände über die Augen, den Mund, und schrie:

„Ich hasse Sie!"

Von Schluchzen erschüttert, verlangte sie ein Glas Wasser. Sie war am Ersticken. Der Engel half ihr das Kleid öffnen. In dieser äußersten Gefahr verteidigte sie sich mutig.

„Nein, nein," rief sie. „Ich will Sie nicht lieben. Ich müßte Sie sonst zu sehr lieben . . ."

Schließlich gab sie doch nach.

In der süßen Vertraulichkeit, die ihrem wechselseitigen Staunen folgte, sagte sie zu ihm:

„Ich habe oft nach Ihnen gefragt. Ich erfuhr, daß Sie häufig in die kleinen Theater auf dem Montmartre gingen, daß Sie oft mit Fräulein Bouchotte gesehn wurden, die dabei doch gar nicht hübsch ist, daß Sie sehr elegant geworden seien und viel Geld verdienten. Das hat mich nicht überrascht. Sie sind für den Erfolg geschaffen . . . Am Tage Ihrer . . ."

Sie wies mit dem Finger in die Ecke zwischen Fenster und Glasschrank.

„. . . Erſcheinung bin ich böſe auf Maurice geweſen, weil er Ihnen die abgetragenen Kleider eines Selbſtmörders gegeben hat. Sie gefielen mir . . . O, nicht etwa Ihrer Schönheit wegen. Glauben Sie nicht, daß Frauen ſo empfänglich für äußere Vorzüge ſind, wie man behauptet. Wir pflegen in der Liebe auf ganz andere Dinge zu ſehen. Es iſt da ein gewiſſes Etwas . . . Kurz, ich habe Sie auf den erſten Blick geliebt.“

Die Dämmerung hatte ſich verdichtet. Gilberte fragte:

„Nicht wahr, Sie ſind gar kein Engel? Maurice glaubt es, aber er glaubt ſo vieles, der Maurice . . .“

Sie blickte den Engel fragend an, und ihre Augen lächelten liſtig.

„Geſtehen Sie, daß Sie ſich über ihn luſtig gemacht haben und daß Sie kein Engel ſind.“

Arcade antwortete:

„Es iſt mein einziger Wunſch, Ihnen zu gefallen; ich werde immer ſein, was ich nach Ihrem Wunſche ſein ſoll.“

Gilberte entſchied, daß Arcade kein Engel war, erſtens weil man doch kein Engel iſt, und dann auch aus Gründen beſonderer Art, die ſie wieder auf die Betrachtung der Liebesdinge führten. Er war ihr nicht entgegen, und noch einmal genügten Worte nicht, ihre Gefühle auszudrücken.

Draußen fiel der Regen dicht und ſchwer, Waſſer rieſelte an den Fenſtern herab, Blitze erhellten die weißen Mouſſelinvorhänge, und der Donner erſchütterte die

Scheiben. Gilberte ſchlug ein Kreuz und duckte ſich feſter an die Bruſt des Geliebten.

Sie ſagte zu ihm:

„Ihre Haut iſt weißer als meine.“

Im Augenblick, als ſie dies ausſprach, trat Maurice ins Zimmer. Durchnäßt, lächelnd, arglos, ruhig und glücklich kam er, dem Engel Arcade zu verkünden, daß er geſtern abend in Longchamps mit ihm zuſammen den zwölffachen Einſatz gewonnen habe. Als er die Frau und den Engel in wollüſtiger Unordnung bemerkte, wurde er wütend. Der Zorn ſtraffte ihm die Muskeln am Halſe, überſchwemmte ſein karmeſinrotes Geſicht mit Blut und ſchwellte ihm die Stirnadern. Mit geballten Fäuſten ſprang er auf Gilberte zu, hielt aber plötzlich an.

Dieſe plötzlich gehemmte Bewegung ſetzte ſich in Wärme um: Maurice dampfte.

Seine Erbitterung verſah ihn nicht, wie Archilochus, mit rächeriſchem Überſchwang. Er nannte bloß die Ungetreue „geſchwängerte Kuh“.

Sie hatte inzwiſchen in der Wiederherſtellung ihrer Bekleidung die Würde ihrer Haltung wiedergefunden. Sittſam und anmutvoll erhob ſie ſich und richtete auf ihren Ankläger einen Blick, der zugleich beleidigte Tugend und verzeihende Liebe ausdrückte.

Aber als der junge d'Eſparvieu nicht aufhörte, ſie mit plumpen und eintönigen Schmähungen zu überhäufen, war die Reihe, zornig zu ſein, an ihr.

„Sie, Sie ſind mir ein hübſches Früchtchen. Habe ich etwa Ihren Arcade geſucht? Sie haben ihn her-

gebracht, und in was für einem Zuſtand noch dazu! ... Sie hatten bloß eine Idee: mich Ihrem Freund in die Arme zu geben. Merken Sie ſich aber, mein Herr, ich werde Ihnen dieſes Vergnügen nicht machen."

Maurice erwiderte bloß:

„Raus, Kamel!"

Und er machte Miene, ſie mit einem Fußtritt hinauszuſchaffen. Arcade empfand es ſchmerzlich, ſeine Geliebte ſo unwürdig behandelt zu ſehn, aber er glaubte nicht die notwendige Berechtigung, Maurice Vorhaltungen zu machen, auf ſeiner Seite. Frau des Aubels, die ihre ganze Würde bewahrt hatte, heftete auf den jungen d'Eſparvieu einen gebieteriſchen Blick und ſagte zu ihm:

„Holen Sie mir einen Wagen."

Und ſo groß iſt die Herrſchaft der Frauen bei einem galanten Volke über ein Weſen von guter Herkunft, daß dieſer junge Franzoſe allſogleich hinausging, um den Portier nach einer Droſchke zu ſchicken. Abſchiednehmend warf Gilberte noch jenen Verachtungsblick auf Maurice, den eine Frau dem Manne, den ſie betrogen hat, ſchuldig iſt, und bemühte ſich beim Hinausgehen, allen ihren Bewegungen einen köſtlichen Reiz zu verleihen. Maurice ſah ihr nach und bezeigte dabei eine Gleichgültigkeit, die er durchaus nicht empfand. Darauf wandte er ſich zu dem Engel, der mit eben dem geblümten Pyjama nun wieder bekleidet war, den er, Maurice, am Tage der Erſcheinung ſelber getragen hatte, und dieſer an ſich unbedeutende Umſtand erhöhte die Empfindlichkeit des auf ſo unwürdige Weiſe verratenen Gaſtgebers.

„Nun," meinte er, „Sie können sich rühmen, eine verächtliche Kreatur zu sein. Sie haben sich gemein aufgeführt, und das ganz unnötig. Sie hätten mir nur zu sagen brauchen, daß Ihnen diese Frau gefiel. Ich hätte sie Ihnen recht gern abgetreten. Ich war ihrer überdrüssig. Ich hatte genug."

Er sprach so, um den Schmerz zu verbergen, den ihm der Verrat dieses Geschöpfs verursachte; denn er liebte Gilberte mehr denn je.

„Ja, ich hätte Sie gebeten, mich von ihr zu befrein. Aber Sie sind Ihrer schmutzigen Natur gefolgt. Sie haben sich wie ein Schwein benommen."

In diesem feierlichen Augenblick hätte Arcade bloß ein von Herzen kommendes Wort auszusprechen brauchen, und Maurice hätte ihm und seiner Geliebten unter Strömen von Tränen verziehn, und alle drei wären wieder zufrieden und glücklich gewesen. Aber Arcade war nicht mit der Milch menschlicher Zärtlichkeit genährt worden. Er hatte selber nie gelitten und kannte kein Mitgefühl mit den Leiden andrer. So antwortete er kalt und verständig:

„Lieber Maurice, die Notwendigkeit führt die Handlungen aller lebenden Wesen herbei und verkettet sie, und sie bringt Wirkungen hervor, die oft unvorhergesehn, mitunter abgeschmackt anmuten. So wurde ich dazu gebracht, Ihr Mißfallen zu erregen. Sie würden mir keinen Vorwurf machen, wenn Sie hinreichende Kenntnis der Naturphilosophie hätten, dann würden Sie wissen, daß der Wille nichts als eine Illusion ist, und daß die physio-

logiſchen Verwandtſchaften grade ſo ſtreng und genau beſtimmt ſind wie die chemiſchen Verbindungen und in gleicher Weiſe formuliert werden könnten. Wahrſcheinlich würde man Ihnen dieſe Wahrheiten einprägen können, aber es wäre eine zeitraubende und ſchwierige Sache, und vielleicht würden ſie Ihnen doch nicht jene innere Heiterkeit bringen, die Ihnen fehlt. Ich gehöre alſo nicht mehr auf dieſen Platz und . . ."

„Bleiben Sie", unterbrach ihn Maurice.

Maurice hatte einen ausgeſprochenen Sinn für ſoziale Verpflichtungen. Er ſtellte, wenn er es bedachte, ſeine Ehre über alles. In dieſem Augenblick rief er ſich mit äußerſter Kraft ins Gedächtnis, daß die Schmach, die man ihm angetan hatte, nur mit Blut abgewaſchen werden könne. Dieſe traditionelle Idee verlieh ſeiner Haltung und Sprache augenblicklich eine unerwartete Vornehmheit.

„Ich, mein Herr, werde dieſe Wohnung verlaſſen, um nicht wieder hierher zurückzukehren," ſagte er.

„Bleiben Sie hier, da Sie ja geächtet ſind. Ich werde Ihnen hierher meine Sekundanten ſchicken."

Der Engel lächelte.

„Ich werde ſie empfangen, da es Ihnen Vergnügen macht; aber vergeſſen Sie nicht, lieber Maurice, daß ich unverwundbar bin. Die himmliſchen Geiſter können ſelbſt nach ihrer Materialiſation von keiner Degenſpitze und keiner Piſtolenkugel getroffen werden. Berückſichtigen Sie, Maurice, in was für eine Situation mich bei einem Zuſammenſtoß dieſe peinliche Ungleichheit bringen wird,

und denken Sie daran, daß ich mich für die Weigerung, Zeugen zu benennen, nicht auf meine himmlische Natur — das wäre ohne Präzedenzfall — berufen kann."

„Mein Herr," antwortete der Nachkomme des Buſſart d'Eſparvieu, „daran hätten Sie denken ſollen, ehe Sie mich beleidigten."

Er verließ hochaufgerichtet das Zimmer. Aber kaum war er draußen, als er wie ein Betrunkener ſchwankte. Es regnete immer noch. Maurice lief ohne zu ſehn und zu hören aufs Geratewohl weiter und trat immer wieder in Goſſen, Regenpfützen und Straßenſchmutz. Lange ging er den äußeren Boulevards nach und ließ ſich, endlich erſchöpft, an einer verlaſſenen Bauſtelle nieder. Der Schlamm war ihm bis über die Ohren geſpritzt; Schmutz, von Tränen verwaſchen, hatte ſein Geſicht beſchmiert, die Krempe ſeines Hutes troff. Ein Vorübergehender hielt ihn für einen Armen und warf ihm zwei Sous hin. Er hob das Geldſtück auf und legte es ſorgfältig in ſein Täſchchen. Dann erhob er ſich und ging in die Stadt zurück, um ſeine Sekundanten zu beſtellen.

Rudolf Leonhard: Das Werk Heinrich Manns

„Aber er, der ehemals lachend den Läſterungen getrotzt hat, würde heute wohl mit Lächeln den Ruhm hinnehmen, der ſelten mehr iſt als ein weltverbreiteter Irrtum über unſere Perſon."

Heinrich Mann über Choderlos de Laclos.

Seitdem der Roman aus der quellenden Unordnung eines gereihten Berichts zahlreicher, zählbarer Ereigniſſe zu einer Kunſtform beſchränkt wurde, iſt er nur voller, erfüllter geworden: hat er, in höherem Sinne als eine andre Form, die Totalität des Kunſtwerks gefunden. — Anders als im Drama, vergleitet in ihm das Ereignis und ſteht ohne Auszeichnung zwiſchen Zuſtänden, und die Auswahl, deren Geſetz auch er unterſtellt iſt, geſchieht breiter, vielleicht weniger ſcharf und gewiß weniger beſchränkt. Und ſo iſt ſeither — auch deshalb ſchon, weil er näher als irgendeine Kunſtform dem Gange des Lebens zugeordnet iſt — natürlich eigentlich nur die Rundung und Vereinigung von jedes Dichters epiſchem Bekenntnis in einem Roman. So hat Mörike einen Roman beſcheiden geſchrieben, hat Schlegel die eine Luzinde hinterlaſſen, die nicht formlos, ſondern monſtrös iſt, der erſte Roman vom Blute des neunzehnten Jahrhunderts, der erſte zyniſche Roman nach den pädagogiſchen, Novalis den einen Ofterdingen, den er nicht vollendete, und

Goethe hat die drei Leben, die er eins hinter das andre gesetzt hat, jedes in einem Roman festgestellt. Dies ist natürlich; der Roman ist angelegt, der Ertrag eines Lebens zu sein, und dies waren nur Beispiele; es ließe sich zeigen, daß manches an Nummern reichere Werk doch um den einen Roman gruppiert ist, mit andern Romanen, die Wiederholungen, Ergänzungen, Verwicklungen und Abschweifungen darstellen, und Übertragungen: wie etwa Thomas Manns Königliche Hoheit, bei aller Verschiebung, Entwicklung und Umfärbung, eine Wiederaufnahme der Buddenbrooks ist. Entgegen scheint nur das umfangreiche Werk der großen epischen Naturen zu stehn, erbaut zu einer Reihe — meist an Ton und Umfang sogar, nicht nur an Art und Komposition — gleicher Romane, deren keiner vor dem andern ausgezeichnet scheint. Für die Novelle ist es die Ausnahme, daß sie allein bestehn muß; ihre Notwendigkeit ist die Sammlung, der Band, ihr Gesetz ist die Gruppe. Ihr Streben zum Absoluten erfüllt sich auf dem Wege der Ergänzung und ausfüllenden Relation, denn sie hat zwar die formale Totalität jedes Kunstwerks, nicht aber die stoffliche: selten ist das Faktum, in dem ihr Bau gipfelt, von so einziger Rundheit und Strahlkraft, daß in ihr selbst die Einzigkeit des schöpferischen Willens vollendet steht. Dem Roman wieder ist die stoffliche Totalität, die Vollständigkeit des Weltbildes — die kraft der Kunstmittel dem Gesetz, daß Kunst Auswahl ist, so wenig widerspricht wie die Kunst der Welt — selbstverständlich. Aber große epische Naturen zwingen, eigenwillig bei

aller dienenden Objektivität, das Gesetz ihrer Totalität dem Roman auf und nötigen den einzelnen Roman, ungenügsam vor dem abgeschlossenen, in der endlosen Fülle ihrer Anschauung in die Reihe. Für sie ist der Roman, so geschlossen und undeutelbar sein eignes Leben auch steht, nur Kapitel im Werke; und es ist natürlich, daß sie, falls das Leben ihnen Vollendung gönnt, einen Titel über die ganze Reihe setzen, sei es die Geschichte nur der Rougon Macquarts, sei es die ganze Comédie humaine. In der Tat gehört der Vater Goriot zu Eugénie Grandet wie die Grenadière zur Peau de Chagrin. Diese Romanreihen des naturwissenschaftlichen Jahrhunderts, in einem Lande entstanden, das zuerst die bürgerliche Wirtschaft, die bürgerliche Gesellschaft, die Herrschaft des Bürgertums vollendete, sind Musterfälle des deskriptiven Romans. Sie finden ihre Einheit und Totalität in der Fülle des bürgerlichen Lebens selbst, in der Vollständigkeit der Typen, der möglichst großen Zahl der Fälle, ganz deskriptiv dem bürgerlichen Leben gegenüber und ohne jede Kritik, wie bei Balzac, dessen Romane eine über alles, selbst das bürgerliche, Maß gediehene Dokumentierung der Bürgerlichkeit und des Bürgertums sind — ohne jede Kritik, denn Balzacs gelegentliche Moralität ist, selbst bürgerlich, als Erscheinung des bürgerlichen Lebens stofflich gegeben, oder mit einer destruktiven, in der Wucht, Aufrichtigkeit und Schonungslosigkeit der Beschreibung liegenden Kritik ohne bewußte Richtung. Die Richtung ist in dieser Kritik, wie Kritik notwendig in jeder Beschreibung ist; sie kann hinein- oder herausgelesen werden, von einem, der zu-

gleich ein überſichtiger Leſer und ein gewaltiger Darſteller von gewaltſamer Aufrichtigkeit iſt. — Aber ſchon im Frankreich des bürgerlichen Zeitalters geſchah eine Fortentwicklung: Guſtave Flaubert fand den antibourgeoiſen Roman, voll nicht nur innewohnenden, ſondern deutlichen Haſſes, aber antibürgerlich noch und darum ſtark und befangen, und antibürgerlich durch ſeine Vollkommenheit — alſo durch Daſein und ſchweigendes Ethos —, und mit dem Ergebnis einer überaus edlen Abſonderung und Privatheit.

In Rußland erſetzt die Einheit der Stimmung jene franzöſiſche Einheit des Stoffes, jene von der Grenze, die die Zahl der Erſcheinungen bedeutet, umzogne Einheit. Doſtojewſkis Romane, ſo unlyriſch, wie Epik nur irgend ſein kann (welche Überraſchung, wenn im „Idioten" einmal ein Baum, unbeſtimmter Gattung, mit Lyrik ein Herz bedrängt!), ſind rieſenhaft und nahe, und faſt grenzenlos, um das Herz der Erſcheinungen getürmt, einheitlich im Willen, — der, heißt das freilich, unbeſtimmt iſt und auch den größeren Schein der Willensloſigkeit annehmen kann; — und es ſind, auch hier, die Brüder Karamaſoff ohne den Idioten zwar vollendet, zwar vollkommen, aber nicht bis zum letzten Ende vollſtändig. In Italien, auf vulkaniſchem, der Kontinuität der Epik abgünſtigem Boden — höchſtens in entarteten Malereien wird ſie erreicht — hätte vielleicht d'Annunzio ein großes epiſches Werk vollbringen können, und es wäre ſeine Einheit von der Leidenſchaft oder doch von ihrer Geſte beſtimmt geweſen; Zufall, daß es nicht dazu kam — denn

ſelbſt die Wirkſamkeit pſychologiſcher Bedingniſſe nur aus der Seele des einzelnen Dichters iſt urſprünglich Zufall, nicht Geſetz. In Skandinavien ſei an das Werk Knut Hamſuns erinnert, und es entſteht vielleicht ein großes epiſches Werk in den Schöpfungen des großen Dänen Aage von Kohl, ſeine Romane, außerordentlich an Umfang, Darſtellung, Gehalt und Bedeutung, ſind zueinander beſtimmt wie abgerundete Stücke eines Werkes, das einſt geſchloſſen ſein wird.

Dies ſei als Situation des europäiſchen Romans gegeben — wobei man unter „europäiſch" nur die Benennung einer Herkunft, die Zugehörigkeit in die noch loſe Weite eines Kulturkreiſes zu verſtehn hat, noch nicht eine Eigenſchaft, ein eindeutig charakteriſtiſches Merkmal. Noch liegen Provinzen der Seele und geiſtige Reiche zwiſchen dem mit ironiſchem Behagen noch im Angriff durchtränkten, zu vielen Spitzen geſchliffnen, klugen, überlegnen, geſprächigen Romane des Anatole France und der urtümlich hingeſchleuderten, noch in der klingenden Klarheit dumpf durchbrauſten, ungefügen und rednerisch dunklen Buntheit der Werke Doſtojewſkis und ſeiner Nachfolger. Sollte ein europäiſcher Roman entſtehn — „europäiſch" im Sinne einer Konzentration der Kräfte, im vollen Sinne eines Merkmals, im Sinne einer kommenden Zeit, da die Muſik der Urſprünge voll in das eherne Spiel klarer, fechteriſch geſpannter, bronzener Geſtalt gemündet hat —, ſollte ein europäiſcher Roman entſtehn, ſo war Deutſchland für ſeine Geburt vorgeſehn, geographiſch und pſychologiſch, trotz aller Hemmniſſe, die

das jetzige öffentliche Leben des Landes einem so schmerzhaft aufrichtigen, so aggressiv politischen, in Leidenschaft und Geste so übermäßigen, einem so zynischen Werke bedeutet hätte. Aber es gab in Deutschland kein großes episches Werk, da es noch keine große epische Natur gegeben hatte. Wer war bei uns? Vielleicht E. T. A. Hoffmann; aber seine Prosa, noch immer mehr eine Angelegenheit der Philologen oder doch wenigstens schon der Bibliophilen, aber nur in Bruchstücken weiter bekannt, war ohne Vielfalt, war heftig, aber eintönig, und in den wesentlichen Stücken eng und von mäßiger Faktur. Kleist, der größte Prosaiker bislang, dessen Stil die meiste Intensität erreicht hatte, war im Kohlhaas jeder Ausbreitung eines Romans nahe gewesen, aber er war abgeschweift, tendierte zur Novelle, und sein Werk blieb so groß und im einzelnen einzig wie unvollendet. Keller, in seinem Wesen mehr Epiker und mit größerer Bestimmtheit Epiker als irgendeiner — in seinem Gleichmut gegenüber allen Zuständen, seiner Unerschütterlichkeit, dem oft schon recht gefährlichen Behagen —, hatte sich willentlich beschränkt, nicht stofflich wie etwa Willibald Alexis, und doch selbst stofflich auch; und er war herzlich, von epischer Fühllosigkeit, doch ohne Inbrunst; seine Demokratie — Epik ist demokratisch — war Gefühl und noch mehr Gewohnheit, und zu wenig Idee, um die Einheit eines Werkes festzustellen. O, wir hatten Romane; Gutzkow, der das Rechte wollte und von der Literaturgeschichte verleumdet wird, kam zu keinem Ausgleich zwischen Geist und Wirklichkeit; es lag an ihm, an

Digitized by Google

ſeinem Lärm und ſeiner Unruhe noch mehr als an den Tatſachen; ſo führte er in ein andres Gebiet und doch nicht weit von Tieck. Wir hatten Romane; Spielhagen war vielleicht der beſtimmten Anſchauung einer geſamten Zeit in Wirklichkeit nahe, aber er war bei aller Lebhaftigkeit befangen, ſchwächlich und von frevleriſcher Nüchternheit; nicht weniger Freytag. Fontane beſchränkte ſich auf lebendige und warme Schilderung; Naturaliſten klebten an der Wirklichkeit wie ihr Gegner Heyſe, ein Spieler, am Schein, und waren dem Geiſte gleich fern, fern und ferner. Sie alle — erinnern wir uns nur an Spielhagen — waren Bürger, meiſt weniger in der Art Balzacs als ſeiner Modelle. —

Betrachten wir das Werk Heinrich Manns. Er begann mit Novellen, in einem Bande „Das Wunderbare". Sie ſind — nicht für uns, die wir ſie voll genießen; aber vom Dichter aus geſehn — Verſuche. Sie ertaſten den dichteriſchen Ton und halten ſich nahe am direkt und zunächſt Poetiſchen. In der Titelnovelle ſpielen die weißen Winden eine ähnliche Rolle wie Roſen in einer Stormſchen Erzählung. Das novelliſtiſche Ereignis iſt eine ungewöhnliche Begegnung in märchenhafter Landſchaft, einer Landſchaft, deren Lage und Licht von ruhender Innigkeit breit beſchrieben wird — aber ſchon hier wird, in verzehrender Gebärde, dem novelliſtiſchen Ausholen die Frage enthoben: wie man leben ſoll, wie das Wunderbare aufnehmen, das Geiſtige halten.

Dieſen Orientierungen im Tone, in der Kunſt der Erzählung folgt jene im Stoff, in den Leidenſchaften: es

folgt, in großem Wurfe bereits des Heinrich Mannſchen Griffes, der Roman „Im Schlaraffenland“, ein „Roman unter ſeinen Leuten.“ Es bleibt unverſtändlich, daß dieſer Roman des Berliner Bürgertums nicht mindeſtens ſeine Modelle in einer ungeheuren Exploſion durcheinander ſchleuderte, ſo heftig iſt er nach einer Seite geſpannt (— aber das Berliner Bürgertum vermag eben ſogar ſeine Karikatur mit belangloſem Intereſſe zu verdauen, zu belächeln, und, da es ſie ſehr gern beſaht, ohne Konſequenzen zu ziehn, abzuſtumpfen). Schon hier hat Heinrich Mann Totalität erreicht, aber der Kreis iſt ganz nach einer Seite ausgewölbt, verzogen. Der große Stil der Leidenſchaft, an Perſonen und Gegenſtänden eines Kreiſes von machtvoller Alltäglichkeit, Verquollenheit und Unform erprobt, muß eine rieſige Groteske ergeben, — aber eine Groteske leidenſchaftlichen Stils und machtvollen Formats. Schon reicht der Atem Heinrich Manns zu ſouveräner Führung der Geſtalten durch die ununterbrochne Darſtellung ausgedehnter Feſte. Der Dichter, deſſen Richtung auf das Heroiſche, auf die großen Leidenſchaften und die ſchönen Taten deutlicher wird, ergreift zunächſt mit einem wilden Gemiſch aus feindlichem Intereſſe, verächtlicher Aufmerkſamkeit und ſogar einer Art haſſender Neigung — für alles, was ſelbſt hier wahre Geſte, Willen und Aufrichtigkeit bedeutet, Lebensformen, die ſolchen, wie er ſie ſucht, ſo fern wie möglich liegen, den Kreiſen gütiger, geiſtiger Menſchen, von denen heiße Jünglinge ſchon ſchmerzlich träumen, ergreift dieſe Lebensformen. — Er findet Fratzen, fett überquellende und hagere,

und findet, im Übermaß beſorgter, aber wuchtiger Arbeit, Gefallen an den Fratzen; verleugnet aber nicht, daß ſeine Intenſität nur halb wirkt, und ruht, wo ſie inbrünſtig werden ſoll; daß, nach einem Meiſterwerk bereits, wie es in jeder Hinſicht und Beziehung in Deutſchland ohne Vorgang iſt, daß trotz erſtaunlicher, faſt übermäßig ſich gebärdender Sicherheit noch leerer Raum in ihm iſt.

Gleich das nächſte Werk iſt das höchſte, das farbigſte, das ſtärkſte, das tiefſte und lebendigſte, das an Erfüllung möglich iſt. Es ſind — ehrfürchtig formen unſre Lippen den vertrauten Namen — die drei Romane der Herzogin von Aſſy. Sie heißen: „Die Göttinnen.“ Jene Violante von Aſſy — iſt einer unter uns, der ſie nicht geliebt hat, ſeit ſie in ſeiner Jugend ihm an der dalmatiniſchen Küſte begegnete, mit ihrer großen Welle ſchwarzen Haars über ſteinerner Stirn; jene Violante von Aſſy, die dreier Göttinnen Leben nacheinander durchmacht und damit alles Leben: Dianens, das heißt die Politik, das heißt die Tat, die immer nur zur Freiheit will; Minervens, das Leben der Kunſt, des reinen Seins alſo und der klaren Einheit von Nähe und Ferne im Geiſte; und in dem der Venus ſich erfüllt, in einer Liebe, die ſie ſelbſt nicht ausſchließt, die ungenügſam noch in der Leidenſchaft iſt und geſonnen wäre, ſich mit dem All eben zu begnügen, wenn ſie ſich, in jeder Geſtalt des Findens und Verbindens, nicht hütete auszuſchweifen — jene Violante, die ſo in einem klaren Ende vergeht. Violante von Aſſy, deren biegſam düſtere Jugendgeſchichte allein ſchon eine vollkommne Novelle iſt; Violante von Aſſy, die einem win-

zigen König, einem lächerlich Entarteten der Macht, mit tödlicher Ruhe begegnet, die von einem bärtigen Tribunen genommen wird, ohne auf den Gedanken zu kommen, daß sie sich je verlieren könnte, die über die süchtigen, eifrigen Fettfalten eines Geldmannes die matt gemeißelten Achseln zuckt; die mit dem Maler Jakobus ringt, daß Blut spritzt, sich gegen Della Pergola, den gefährlichen Journalisten, mühelos behauptet, die sich dem bezaubernden, primitiven, tierisch entwickelten Abenteurer, dem Sohn der geschäftigen Fürstin Cucuru, bedenkenlos überlassen darf; die der Bildhauerin Properzia Ponti, der großen massigen, begegnet, die San Bacco, dem ritterlichen Freiheitskämpfer in allen Erdteilen, ruhig und ernst geneigt ist, und die den Nino traumhaft liebt. — Aber wo sollen wir beginnen, und wo erst aufhören, die Fülle dieser Bände, dieses erhabenen Kunstwerkes, aus dessen klaren und kaum übersehbaren Massen nicht ein einziges Wort zu streichen ginge, anzudeuten, dazu gehörte ein Band seines Umfangs — und seines schwellenden Tones, reif, süß, üppig und schmerzlich. Violante, Herzogin von Assy — unter allen, die uns umgaben, entgegen ihnen allen, die stolz auf ihre Kaste sind und auf die Bezüge, in denen sie stehn, entgegen ihnen allen ist sie stolz auf ihre Einzigkeit, auf ihren Typus also, der die Idee des Individuums ist — und damit verkündete sie, zuerst, die neue Größe des neuen Menschen. Wie wäre von ihr auszusagen, außer mit den Worten Heinrich Manns! Da aber, nun ist es oft genug gesagt, im Roman nichts fehlen darf, da der Roman vollkommen

iſt, der ganz iſt und alles enthält — und dieſer: was enthält er nicht! Von der dalmatiniſchen Revolution über die Ermordung der Blà bis zur kurzen Ausſprache mit dem alten Diener, die an ihrer Stelle kommen und nach der Ökonomie des Ganzen nur dort und nur in dieſem Umfange kommen durfte, aber kommen mußte: nach dem Anfange des dritten Bandes — — darum iſt dieſer dreifaltige Roman vollkommen. Was ließe ſich mehr ſagen als dieſes, das kaum genügt! Und er iſt beſchämend wie alles Vollkommne, verpflichtend wie die Vollkommenheit — und beglückend, da die Vollkommenheit möglich iſt und näher, heißer als nur Ziel und Möglichkeit!

Hier, ohne Studien und Übergang, ohne Reife, den Geruch nach Schweiß und aufdringliches Bemühn, iſt ſie ſchon erreicht: die Vollkommenheit; die Vieldeutigkeit aller Seiten; die Rundung der Töne (wenn Tamburini, der bäuriſch robuſte Prieſter, der derb begabte Politiker der Kirche, mit vollen Backen über dem Worte „Geld“ hinausgeht, wir lachen nicht; nichts von Groteske; wir ſehn ihm feindlich vielleicht, aber in ſchweigender Achtung und faſt beluſtigt, was er tun wird, nach). Hier iſt die Intenſität der Inbrunſt nach der Skepſis; hier iſt das verzweifelte Schillern des Menſchlichen, daß wir leſend erbeben, über ſo feſtem Grunde, daß wir die Vergeßlichkeit verlernen. Hier iſt die Strenge des Menſchentums, die Süßigkeit der Welt, groß geſchwungne Üppigkeit und trunken taumelnde Trauer, Anbetung und, inbrünſtig und farbig auch ſie, Ironie, irritierend, belebend, nicht zerſetzend. Hier iſt Reife,

Süße, Uppigkeit und Schmerz, Gewalt des Menſchen und Größe der Erde — im Lächeln ewiger Statuen und im Dunkeln fallender Terraſſen, in Leidenſchaften, Verwüſtungen, Starrheit und groß beweglicher Erhebung; hier iſt der Menſch; das Neue; die große Zeit; hier ſchon erfüllt: „ich möchte, daß Sie das andere ſehen: das was ſein könnte und im Grunde auch iſt.“ Hier iſt, unvermittelt und koſtbar, die mehr als die Zukunft bedeutet: die Zeitloſigkeit unſrer Zeit.

Kein Atemholen: der Atem reicht, in kurzer Zeit den ſtarken Band der „Jagd nach Liebe“ folgen zu laſſen. Ein Thema aus den Romanen der Herzogin: wie Claude Marehn, wie die Geſtalten dieſes Buches, ja wie ſeine Vorgänge und ſein Stil gehetzt, aufgeregt und auf dem Zuge ſind, ſo ſagte Ruſtſchuk hinter Violante, und nicht nur Ruſtſchuk. Ein Thema der Romane Violantes, im Bande der Venus ſchon vollendet, hier aber zu einem Weltbild zugeſchärft: aus dem Geſichtswinkel einer Manie, der reichſten übrigens, und ohne jede Verzerrung. Wenn hier auch München das Berlin des erſten Romans ablöſt, hier iſt nur noch ein Schein von Bürgertum oder ſeiner andern Seite, der Bohème, nichts von Groteske. Zwar Macht, Geld, Erfolg, alles Erſtrebenswerte des Bürgers wird genannt, und es geſchieht im bürgerlichen Sinne höchſt Verblüffendes — doch dieſes Buch ſteht ſchon nach der reinen Erfüllung der Herzogin von Aſſy; da iſt zuviel Leidenſchaft, um die verſteckte Halbohnmacht einer Groteske, die, wenn auch ſieghaft, den überlegnen Geiſt dem Bürgertum ausliefert, zu erlauben. Nur die

Kapitelüberſchriften wiederholen den im Schlaraffenlande bereits zu Ende verſuchten Ton. Hier iſt, ganz in Handlung, für den bürgerlichen Alltag allzuraſche, unerhörte, umgeſetzt, ein Lied: kalte ſchleudernde oder funkelnde Abenteuer. Hinter den Abſchnitten eines Feſtes, das in breitem Zuge Treppen und Flure eines Hauſes und in langem Erzähleratem ein weites Kapitel füllt, erſcheint jedesmal ein liebendes Paar, das ſtumm ſich ſelig aneinander hält und blickt: ein Handlungsrefrain, wie er nun — etwa ſeit Phili vom Hauſe der Aſſy in der Papierkrone durch den nüchternen Morgen ſtolperte — häufig wird; ein Flötenruf, eine unſagbare Geſte, ein Schmerzwort, das die Zähne bloß zerrt, ein Dolchſtoß des unerbittlichen, ſchamloſen Geiſtes, und wieder ein Flötenruf: Handlungen, die Kehrreime in einem Liede ſind. Das Lied, hier hat es ein Ende: Claude liegt zu Bett, ſterbend und verzehrt wie die Aſſy, aber nicht erfüllt, ſatt, voll Geiſt und Licht geſogen wie die Aſſy; Geldgierige um ſein Bett wie um ihrs; eine Ergänzung: was für ein andres, verzognes Sterben! Aber Ute iſt bei ihm, während Violante einſam lag, — denn Nino war in jenem öffentlichen Hauſe, ſchmachlos, wild, vorzeitig gefallen, wie es notwendig war. Hier gibt es Ute, die wir ſo liebten, mit ihrem roten Haar und großen Gliedern!

Weiter: ein Band Novellen, „Flöten und Dolche“. Hier iſt jene Fulvia, uralt, die Liebesgeſchichten verachtet hat, weil ihr Herz nach Wichtigerem ſchlug, nach der Freiheit. Und ſie, die Frau, lehrte die Freiheit den Stolzen,

Beſitzenden, Abweiſenden, der die Geliebte des Freiheits-kämpfers verlangte, — daß auch er lernte, für die Freiheit zu fallen. Oder für ſie, Fulvia? Nein: für die Freiheit. Die Liebe hat ſich der Idee unterſtellt, zu holdem Selbſtbetrug vielleicht, aber blutig und im vollen Ernſt. Daneben ſteht der „Drei-Minuten-Roman“: jenes Mannes, der die Gefährtin, eine ſinkende und ſchon entwertete Courtiſane, nach geringen Verſuchen nie geliebt hat und immer zu lieben wünſchte: und dem einmal, vielleicht, das Leben wirklich war, als er um ſie in einer dunklen Straße kurz weinte, aber ſchon damals war er namenlos ſtolz auf dieſe Tränen ... In „Pippo Spano“ äußert ſich die Meiſtergeſtalt dieſes Buches, vorgezeichnet in allem, was Mann bisher geſchaffen hatte, und erwartet, ſeit ihre Elemente in den Romanen der Herzogin lagen: der Komödiant, der gewiſſenhafte Abenteurer verantwortungsvoller Worte. Ihm wird die Leidenſchaft der großen, ſtarken, raſchen Menſchen zugetragen, um die er weiß, nach der er ſich kaum zu ſehnen wagt, ein leidenſchaftlicher Verſuch verſtrickt ihn, ſie anzunehmen — ihn, dem die Entführung der kleinen Prinzeſſin Nora doch nur ſeeliſche Übung war, nicht einmal geſellſchaftliche Habilitation —, ihm gelingt noch der Glaube an dieſes Leben, dieſes heroiſche Leben der Frau, die das Buch beſiegt, aber ſchon denkt er, was für ein Werk er daraus formen wird, ſpielt auf der Bühne ſeines Manuſkripts, die Tat mißlingt, er bleibt: ein beſchämter, verurteilter Komödiant. Welche Herbheit! welche Süßigkeit! Wie hat er geſpielt! Wie hat er gelebt — nicht wiſſend,

daß er lebte, daß dieſes Leben war, doppelt, da er dies Leben, dieſes Verſagen erlebte! So weit und reich iſt das Leben in der Novelle Heinrich Manns; in jenen kühnen Sätzen, in denen ſeit der Herzogin von Aſſy die ganze Seele in eine raſche, berückende, prunkende Geſte gebracht iſt (und dies bei Menſchen, die alles andre eher als primitiv ſind); in denen ſelten eine direkte Rührung, immer aber eine direkte Erſchütterung aufgeriſſen iſt. Das Sein gerann in ihnen — ſie ſind längſt nicht lebend, mehr als ein Aufriß, viel mehr als ein Ausſchnitt des Lebens, ſie ſind Tat. Und es kommt alles auf die Tat an, eine Verwandlung iſt geſchehn, die unvergänglich iſt: ein Märchen ſteht hier, ſchnell und kühn auch dieſes, in berückenden Abſätzen, durch die es flügelnd rauſcht, ehern tönt und edelſteinern funkelt wie in allen Sätzen Heinrich Manns; ein Märchen ſteht hier, ein Leben abwickelnd, und heißt „ein Gang vors Tor". Da er zurückkehrt, müde, beſtaubt und verdorben, der Ausgezogne, der Menſch, und erfährt, daß alles: Liebe, Wunden, Verbrechen, Sehnſucht und Taten nur ein Gang vors Tor waren, denn das Beſte war immer geſchehn, bevor er die Augen öffnete, ſein Traum hatte es vorweggeſpielt — da kehrt er um und will lieber, als bei den Alten ſitzen zu bleiben, den Gang vors Tor noch einmal tun und wieder alles beginnen, was er verſucht hat. In dieſer übernatürlichen, antinaturaliſtiſchen Kunſt, in der die Realität nicht um des Bildes, um der Kunſt willen verachtet wird, ſondern zugunſten der Wahrheit, die Zukunft heißt, — grade in ihr ſiegt, für immer, die Aktivität des Lebens.

Der folgende Roman, „Professor Unrat", ist der „Natur" näher, als, bis auf wenige spätere Novellen, eins der Mannschen Bücher; aber auch er, da er sie konzentriert, ordnet und versammelt, belebt und besinnt sie; nur seine Farbe bleibt ihr näher. Es gilt „das Ende eines Tyrannen", das andre Problem: die Macht. Sie, die Verrat am Geiste ist — und äußere der Geist sich nur am Stehpult in einer grammatischen Arbeit, die, formal und fein, scharf und wesentlich dennoch einsam macht und erdrückt, —, muß ohne Liebe, ohne mindestens den Ausgleich der Demokratie, zum Irrsinn führen: der Mächtigste selbst, wenn seine Maßlosigkeit der unterworfne Pöbel dumpf erträgt, entfesselt die Anarchie. Welche Steigerung des Gefühls gibt es denn noch, als gegen sich selbst die Gewalt loszulassen? Daß Gymnasialprofessor Unrat an einer Chansonette zuschanden wird, bis zu der er seine Schüler verfolgt — den einen vor allen, der dem Geiste verfallen scheint und der Macht am gefährlichsten ist, da er sie von vornherein prompt und einfach bezweifelt —, die scharfe Heiterkeit dieses Buches; das Ungeheure der Unratschen Entgleisungen; der dröhnende Weltwitz, daß die Künstlerin Fröhlich, da sie der Macht nicht unterworfen werden kann, ihr gesellt werden muß und sie unfaßlich widerlegt und entarten macht; dies auf dem Grunde der Erkenntnis, daß der Bürger vor allen wurzellos ist, denn er klebt — dieses alles und daß dieses Buch neben allem auch amüsant ist, hindert und ändert nicht, daß es beispielhaft ist, ernst, und das Leben achtet, dem es sich unlegendär näher hält. Auch zu ihm wachsen

Fäden von den „Göttinnen“: dieſer Lohmann, wenn auch ein Kaufmannsſohn der norddeutſchen Kleinſtadt, iſt ein gymnaſialer Verwandter Ninos, die Geſellſchaft der Künſtlerin Fröhlich läßt noch einmal an jenen Variété-hahn des dritten Bandes denken, und ein fernes Bild der Herzogin ſelbſt taucht in der exotiſchen Gattin eines Konſuls auf, zu der Lohmann ſeine heftige, ſchwermütige, tief wahre und in der Form ein wenig mühſame Liebe, die mehr als nur aus Liebe notwendig iſt, richtet.

Sie iſt, dieſe Liebe, Thema einer Novelle „Die Unbekannte“ des nächſten Bandes „Stürmiſche Morgen“. Die Gewalt einer Liebe wird zuſammengefaßt; feierlicher, da ſie ſchon in einer Knabenſeele ſich ereignet, größer, da ſie mehr als nur Liebe, da ſie die Beziehung zum Beſondren, zur Schönheit und Bewegtheit des Lebens iſt, Traum der Tat und Notwehr gegen den bürgerlichen Tag; und da ſie nur ernſter iſt vor dem grauſam witzigen Abbruch, der dieſem Knabenherzen angetan wird, das — unverlogen, aber rein dargeſtellt, wie es eben iſt — reiner iſt als die Welt. „Abdankung“ wiederholt, knapp und gewaltſamer im kleineren Kreiſe, das Thema von der Macht, die ſich überbieten muß, der nur die Wolluſt noch bleibt, im letzten Übermut die unterworfnen Gewalten gegen die eigne verworfen hingewandte Bruſt aufſtehn zu heißen. Auch dieſe Novelle endet kurz in ungeheurem Ernſte. — Und „Heldin“, die ſtirbt, damit ſie die Welt gut wiſſen darf; lebt ſie doch von ihrer Liebe! und „Jungfrauen“, die ſich noch einmal aus dem Sturm in den heiteren Kreis ihres ſchweſter-

lichen Lebensmorgens retten — welche Anfänge! Was für Morgenluft auf dieſen Seiten! Meerfriſch, voll Witterung der Küſten einer Zukunft; Kinder, die nicht verkindlicht werden, verwickelte und nicht umgelogne Kinder einer großen Zeit und des ewigen Landes.

Stärker werden Macht und Geiſt, Erfolg und Liebe kontraſtiert in dem Roman: „Zwiſchen den Raſſen“. Ganz gleich, ob er eigner Not entſtammt, wie Profeſſor Unrat vielleicht eigner Rache, — iſt nicht auch er im Werke Heinrich Manns von Anfang beſtimmt? Nicht als Abkehr von den Unraſſigen des Schlaraffenlandes: aber Violante von Aſſy ſtand über den Raſſen — allen fern und geheimnisvoll zugewendet! Man erwarte hier keine naturwiſſenſchaftlichen Probleme, keine billigen und falſchen Theoreme: der Kampfplatz der Raſſen iſt das eigne Herz, es geht nicht um Blutmiſchung, die höchſtens Anhalt und Ausdruck iſt, ſondern um Lebensführung. Was iſt denn Wirklichkeit; iſt alles Leben mehr als ein Gang vors Tor; ſollen wir das Wunderbare zerſtückelt tun oder ganz betrachten? Violante von Aſſy, die zeitloſe Heilige unſrer Zeit, konnte nacheinander dem Geiſt und der Tat, der Anſchauung und der Handlung leben, und lebte ſchließlich doch alles in jedem. Wir müſſen uns entſcheiden. Und es ſiegt die Betrachtung, die ſich zur Handlung aufreißt und aufrichtet, der Geiſt — und jeder andre iſt vernichtet —, der Tat gebiert, ſelbſt Tat wird. Es ſiegt Arnold, als er aus ſich tritt und mehr vermag als Pardi. Aber was ſagt dies, ohnmächtige Abſtraktionen, von der Fülle und Gewalt dieſer Dichtung! In

ihr ist nicht nur Jagd nach Liebe: in ihr ist Liebe. „Wie wir uns lieben!“ — von hier an klingt es immer wieder. Wir schlagen auf: eine Mondnacht steht da, in zwei Sätzen weit, groß und ewig, weiß über brennende Büsche an den Waldrand. Wir blättern weiter: jede Nuance jeder Art von Geselligkeit, die raschen, mäßig wahren Wallungen einer einfachen Seele und jede Besinnung einer schwierigen. — Es muß noch einmal wiederholt werden: der Roman ist um so besser, je mehr er Dinge enthält und je aufrichtiger er sie darstellt. Dieser hier enthält wie jeder Heinrich Manns und kaum weniger als die Romane der Herzogin von Assy alles, und mit der unnaturalistischen Lebensnähe letzter Wahrheit.

Wieder ein Roman: „Die kleine Stadt“. War jener ein Lied, ehern gesungen aus schluchzenden, zuckenden Mündern, war die Herzogin von Assy eine Kantate des Lebens, dieser ist ein fugiertes Hohes Lied, von einer Polyphonie, daß die Bewunderung die Sprache verliert. Die ganze Comédie humaine auf engem Raume, und nicht mehr Comédie; es gibt keinen Roman Europas, der mehr Gestalten bewegt, nicht einmal der der Göttinnen; aber wie sollte je ein Leser den Schneider Chiazalunzi mit dem Kaufmann Mancafede verwechseln! Die ganze Stadt ist Held dieses Buches; der zum Zwerge versunkne Uralte und der Baron, der Caféhauswirt und der Priester, der Advokat und die Hühnerlucia, Nello Gennari und Alba, und sie alle, jeder umhüllt von seiner Musik. — Das furiose Accelerando bis zum Prestissimo

politiſchen Kampfes, der — merkt es wohl! — aufrichtig, um das Ideal, in bitterem Ernſt geſchieht; das Andante der Andacht, Allegro staccato geiſtiger oder künſtleriſcher Leidenſchaft, und das verlorne Zeitmaß der Liebe — Heinrich Mann, dem die Kunſt am ehſten ſich immer in Bildern darſtellt, während am Geſang ihn die Arbeit, das Werden intereſſiert, hat das äußerſte an Muſik den Dingen hergegeben und aus ihnen gezogen; nicht in der berauſchenden Sprache nur, mehr als nur in der außerordentlichen Kompoſition: in den Begegnungen der Seelen, in den Geſchehniſſen, im Ablauf und im Sinn. Und in der Muſik ſelbſt: in der Aufführung der Armen Tonietta, die eine zielſichere Hand über Terraſſen und durch Kapitel dehnt und leitet, wie das Spiel im dritten Bande der Göttinnen. Was für ein Regiſſeur! So iſt, vice versa, der Kampf zwiſchen den Parteien kapitellang geführt, genau und unpedantiſch, atemlos in der Gebärde und mit überlegen geſpartem Atem in der Darſtellung; eine Holzerei, könnte der Kritiker einer Realität ſagen, aber an Ernſt und Bedeutung gewiß nicht die gewöhnliche Klopffechterei der ſattſam bekannten Dramatik, antwortet ein aufrichtiger Leſer. Eine Komödiantengeſellſchaft iſt in die Stadt gekommen: und ihr Leben und ihre Kunſt verändern die Stadt, vergeiſtigen und vergröbern ſie, ſtürzen und erheben ſie, führen ſie menſchlich zuſammen zu Tod und Frieden. Im Dichter war von je die Sehnſucht übermächtig — nicht nur nach jenen gütigen, geiſtigen Menſchen, von denen in beſten Zeiten Jünglinge träumen: nach jenen Menſchen wenigſtens, die ſtark und

einheitlich leben, die so stark sind und so groß glauben, daß sie zur Tat kommen — sei es auch noch nicht die größte, die gütige Tat (zu der freilich, im stürmischen Morgen, jenes junge Mädchen, die Heldin kam); nach jenen Menschen, die wir nur noch, wie Pippo Spano, im Bilde kennen. So hatte Heinrich Mann die Menschen zu den Bildern geflüchtet, hatte Renaissancenaturen in die heutige Umwelt gestellt: in diesen letzten Bänden sind sie zu Menschen von der Wucht, dem herrischen Selbst, der reinen Stärke, der Verschrobenheit und harten Vielfältigkeit der Renaissance ausgestaltet, Menschen dieser Zeit oder einer kommenden. Und in der kleinen Stadt, die dies nach unten vollendet, leben Menschen, die, wie das Volk jener Zeit gewesen sein mag, sind. Er ist gerecht, der Dichter: auch der Priester, der Fanatische, ist verirrter Diener am Geiste und gerechtfertigt.

Dies ist nun das Geschehnis des nächsten Bandes, der Novellen, die nach der ersten „Das Herz" heißen; in einem Wort: die Renaissance des Menschen. Wie sollte es möglich sein, von diesen Novellen etwas zu sagen! Etwas, das mehr wäre als dies: sie erzählen von Herzen; sie vollenden die Renaissance des Menschen. Sie sind dem übrigen Werke fest verbunden: die Geschichte der armen Tonietta wird erzählt; dem nächsten Roman in wilder, genauer Verspottung vorgearbeitet („Gretchen"); Herzen dulden und erfüllen sich; das Geschick der Schauspielerin wird wieder aufgenommen, und auch ihm geschieht die äußerste Erfüllung: die Härte schmilzt ab; daß sie spielen wird, daß sie im Wahnsinn peinvollen Er-

lebens ſchon auf dem Grunde ihrer Seele ſpielte, das rettet ſie; es iſt Urſprung und Heilung der Mängel ihres Erlebens, iſt Gift und Heilmittel. Dies gilt, und gilt viel weiter: der Schauſpieler, der alle Keime der vielen Geſtalten ſeines Herzens wechſelnd entwickelt, iſt das Urbild des Künſtlers, denn alle Kunſt iſt Selbſtdarſtellung; nicht nur die Dichtung Heinrich Manns, ſogar die Malerei; und letzten Endes iſt der Schauſpieler der deutlichſte Ausdruck des Menſchen, mindeſtens des ſozialen Menſchen, wohl des moraliſchen Menſchen, und wohl des ganzen Menſchen überhaupt.

In den Romanen der Herzogin von Aſſy trafen und erkannten ſich Renaiſſance und das Heute — nein, das Morgen — in der Mitte: in heroiſcher Landſchaft der Gegenwart. Im letzten Novellenbande, der „Rückkehr vom Hades", iſt einheitlich von der ſpäten Antike bis in die Zeit des Riſorgimento die Renaiſſance des Menſchen — als Mal für das lebende Geſchlecht durchgeführt. Die Rückkehr vom Hades, ernſteſtes Komödiantenſtück, voll Süßigkeit und Wildheit, thraziſchem Aberglauben und achiviſcher Andacht; die Branzilla, Sängerin, härter als Properzia Ponti, nur phyſiſch von der Sängerin der kleinen Stadt verſchieden, ſie, die böſe iſt vor Größe, ſie, die Verbrecherin des Vollkommnen. Wie iſt hier gearbeitet: drei die Zeit deutlich machende Winzigkeiten — eine Borte, ein Toilettenſtück, irgend etwas — werden angegeben; dann beginnt ein Dialog, der, die Stichworte ſelbſt aufnehmend, meiſt Monolog iſt; und ergießt ſein letztes. Ferner: Mnaïs, die andre Galathea, die

dem vor sie hingestohlnen Knaben nachts ihr einfaches Hirtinnen- und Statuengeschick erzählt, abergläubisch, innig in gütiger Bescheidenheit, bebend vor Süße. „Einfach sein und sich lieben!" wiederholte Properzia Ponti, die das eine nicht, das andre zu gewaltig und falsch konnte. Ähnlich diesen der Monolog der Ginevra degli Amieri, die (in „Zwischen den Rassen" schon erwähnt) nach dem Tode wiederkommt und nur vom Geliebten, dem sie sich zu gestehn nicht gewagt hatte, aufgenommen wird. Und „Der Tyrann", der Branzilla im Bösen und in der Einsamkeit verwandt, vollkommen im Verbrechen, der, dennoch sehnsüchtig aus der Macht, die Wahrheit sagte, als er verriet, gegen sich selbst, und verzerrt blieb statt beschämt. Alle diese Erhabenheit, diese sanften und harten, diese schonungslosen Werke — und das letzte: „Auferstehung", das Werk von unerreichter Komposition, unnachahmlich gedrängter Kraft des Vorgangs und des Tones — die Geschichte jenes Abtrünnigen und doch Zurückgeführten, die man auf den Knien lesen sollte: sie hat unser Leben errettet, wir können uns nicht mehr töten, vielleicht werden wir ewig sein: unvermittelt ist zu wissen, daß der Weg der Menschheit, führe er im Kreise und durch Not und Schmutz, daß er aufwärts steigt; gehe er durch Jahrhunderte oder Jahrtausende, er geht zum Ziel, und nicht zu einem zufälligen: zur Menschheit, des Menschen Weg. Ihn führt, den Weg des Geistes, auch hier die Liebe; wie schon Fulvia, wie Violante von Assy, ist die Frau vielleicht nicht Trägerin der Idee — auch dies mag sein — aber Führerin, sie mag sie selbst

vom Manne genommen haben, mag ſein, ſie fanden ſich in ihr — und ihr führt ſie den andern zu.

Schon liegen neue Novellen vor, an die Art des Bandes „Das Herz“ geſchloſſen, in wenigen Sätzen das Weſen eines Geſchicks, die Seltſamkeit des Vertrauten, den Sinn des Alltags ſagend: „Der Vater“ etwa, und „Der Bruder“. Groß ſteht unter ihnen „Die Tote“, die Novelle eines Betrognen, der ſich betrügen läßt — da dieſer Betrug ſeine Seele reicher wandelt, ſtatt ſie aufzuheben; es kommt für dieſe Entwicklung des Geiſtes ſo wenig auf das Mittel an, daß nicht nur ein Betrug, ſondern ſogar ein in jeder Hinſicht — ökonomiſch und pſychiſch — unwirkſamer Betrug ſie bewirkt: doppelte Parodie, und wie reich, und wie einfach! Schon beſteht ein neuer Roman, „Der Untertan“. Noch einmal kehrt Heinrich Mann in die deutſche kleine Stadt zurück, zu unerbittlicher Kritik, hingeſtellt, nicht hingeſagt, in einem Kunſtwerk von geſchmeidiger Härte. Er findet nur einen Gerechten, den alten Buck, den Aufrechten der vierziger Jahre, einen deutſchen, ruhigeren, aber nicht weniger feſten San Bacco. Und dieſer ſtirbt: am Ende liegt er auf dem Bett, wie früher Claude Marehn und Violante von Aſſy; und an ſeinem Bett erſcheint der Feind. Wäre nicht die Hoffnung, daß einige Knaben mit gefurchteren Stirnen, als ſie in der Stadt üblich ſind, noch bis zuletzt ihn, den Verfemten, gegrüßt haben — — o, warum ſind die San Baccos, die Bucks ſo alt! und die Ninos ſind ſo gefährdet! — Dies wird als der Roman des neuen Kurſes, der erſte und der einzige, bekannt

werden, eindringlicher, als es kurz gesagt werden kann; und wenn dem Bürger den ersten Roman noch zu genießen gelang, hier empfängt er den Todesstoß.

Dies ist das epische Werk Heinrich Manns — zu dessen Lobe noch etwas sagen zu wollen vermessen wäre. Aber es ist noch nicht das Werk: da sind noch die Dramen, deren eins „die Schauspielerin" wieder darstellt, und eins, „Variété", Episoden der Umgebung, die ihr Geschick ist; da ist die rührende Gestalt Brabachs, und Madame Legros, die neue, einfachere, aber reiner besessene Jungfrau von Orléans, davon entzündet, daß ein Unschuldiger leidet, darum in eine Umgebung sich begebend, die gelockert ist, weil keine Idee sie hält, die zerfallen wird — und einfach zu sich zurückkehrend.

Da sind noch Essays, in einer bisher ungekannten Vollendung; über „Geist und Tat" die wichtigsten, Aufrufe zum Geiste (und des Geistes zur Tat) gegen die Macht, über Flaubert, Choderlos de Laclos, Zola. Auch diese Aufsätze gehören in das Werk eines Unerschöpflichen. Es nimmt einen Umfang an, daß die homerische Frage aufgeworfen werden könnte, wenn ihn nicht einige gesehn und gehört hätten — einen Mann hinter einem Werke. Seine Aufsätze sind Romane europäischer Begebenheiten und Personen, Novellen europäischer Gedanken (die keiner besser formulieren könnte, als er es tat: im Aufsatz über den Europäer, den er erkannte, wenn er ihn nicht entdeckte). Sie haben den heroischen Stil seiner Epik, diese Wendungen, die erzittern lassen vor ihrer Genauigkeit, diese Sätze, die Tore aufsprengen bis in den Ab-

grund, dieſe Leuchtkugelworte, die Muſik dieſes Schmelzens oder Berſtens. Seine Sprache, das vollendetſte Deutſch, das ſeit Heinrich von Kleiſt geſchrieben wurde (aber den an Härte übertrifft wie Stifter an Reinheit, den Amerikaner Poe an Präziſion; und Shakeſpeares gelenkigen Überſchwang erreicht), ſeine Sprache hat die Vorzüge aller europäiſchen Dialekte; ihr gelingt das ſüdlich dunkle Timbre und die ſcharfe Sachlichkeit eines geſcheiten Norddeutſchen; ſie kann die ausrufende, biegſame Naivität des Italieniſchen haben und die ſchnelle Helligkeit des Franzöſiſchen, ja ſeine hart hitzigen Wendungen, ſeine Verſchiebungen gewinnen, — und kann dies alles, während ſie mehr als nur fehlerloſes Deutſch bleibt. Das iſt die europäiſche Sprache — europäiſcher Romane, des europäiſchen Romans, den Heinrich Mann geſchaffen hat.

Was vermag dieſer Stil! Wie biegt er ſich, und wie trifft er: Ginevras Hirn liegt entblößt, daß wir jede Mühſal ihres Erkennens fühlen und erſchreckt in ihre Zeit beſchränkt ſind; aber auch die ſanfte Stirn der Conteſſa Blà leuchtet klar, auch Käthchen Zillig ſitzt auf ſtarken Rundungen weißblond bei uns, und die Künſtlerin Fröhlich bewegt ſich — ſo ſchafft er mit bildneriſcher Kraft den Leib. Wir ſchlagen einen Band auf — das erſte Wort, wir leſen: „mit trocknem Mißtrauen". Wer fühlt es nicht? Wir blättern — es iſt „Zwiſchen den Raſſen" — zum erſten beſten: „Gugigl warf ironiſche Blicke dazwiſchen; plötzlich ſchnitt er ein Geſicht und fragte, ob die Rede von Zuckerwerk ſei. Die Damen kicherten. Pardi hatte nicht verſtanden. Er blieb ſüß; und doch ging in

ſeinem Lächeln jäh ein Hinterhalt auf, eine Drohung. Gugigl bekam eine treuherzige Miene. Darauf verbeugte Pardi ſich ein wenig, als habe er Genugtuung erhalten, — und wendete ſich wieder Lola zu.“ Wieviel Wechſel in einem Satze! Was für Verbindungen! Durch was für Zuſtände ſind wir geführt worden! Aber um was nicht weiß auch alles dieſer Dichter; welche Geheimniſſe, welche Künſte, welche Rezepte — wie etwa, in der kleinen Stadt, jenes Italias mit den getrennten Fingern! Dieſer Stil bleibt abſolut überlegen jeder Situation, der unwahrſcheinlichen Fülle von Epiſoden: das heißt er iſt epiſch. Vielleicht wäre dieſe epiſche Fülle nicht möglich, wenn Mann Lyriker wäre, bei einer Vielzahl lyriſcher Entladungen. So kommt, aus verdrängter Lyrik — welche Arbeit! welche Entſagung! — die tiefe Färbung jeder Einzelſzene, die Glut, Herbheit und Süßigkeit, das Wirkende. Denn das Wirkende jeder Einzelheit in der Kunſt iſt lyriſch, alles Verbindende epiſch.

Als Epiker geht Heinrich Mann ganz in die Menſchenerde ein. Er fragt nicht nach dem Himmel, Gott iſt höchſtens ein Requiſit der Geſtalt; ihn ſelbſt kümmert er nicht; und von der Hölle zeigt er nur die Zurückgekehrten. Aber nicht mehr, wie im bürgerlichen Roman, gilt es Charaktere; ſondern mehr, es gilt Menſchen. Pſychologie iſt nicht mehr als ein Mittel. Seine Geſtalten ſind ihr Typus, ſind die Idee ihrer ſelbſt. Wovon ſprechen ſie, in ſeiner Sprache? Von ſich ſelbſt, vom Leben, weil es des Menſchen Leben iſt, und vom Ideal; alles andre iſt Durchgang, Ausdruck oder Zubehör. Wovon ſprechen

ſie? Sie antworten ſich immer ſelbſt, mit Ausrufen, die einſchneiden, ſie erwarten nur Antworten, die ſie ſchon wiſſen. „Wie wir uns lieben!“

Es ſind die letzten Menſchen, die erlebten und zu erleben ſind. Zwar die Skepſis erſchüttert nur den Tyrannen (warum nicht den Empörer? ganz einfach: weil er recht hat!), doch ſie alle ſind fragwürdig gemacht, alle, ſie haben ſich zu behaupten. Man könnte ſagen: amerikaniſche Schickſale — wenn die Unbegrenztheit ihrer Möglichkeiten nicht auf einer bewußten Regelung ihrer Triebe beruhte und nicht getränkt mit allen Raffinements und allen Edelmuten Europas wäre; und wenn die Farbe nicht ins Romaniſche tendierte, alſo höchſtens nach Südamerika, das wir nicht recht zu Amerika mehr rechnen. Sie alle haben ſich in dieſen Schickſalen zu behaupten; warum ſind die San Baccos alt, die Ninos ſo gefährdet, warum ſtirbt Violante, unbewegt und nach allen Erſchütterungen? Sie ſind in Frage geſtellt, aber dieſe Fragwürdigkeit, zu allem bereit, iſt unſre Kraft. Das Abenteuer iſt unſer Beginn. Dieſes Werk iſt, weit über das Antibourgeoiſe hinaus, die große Folge des unbürgerlichen Romans. Der Dichter ſagt, wen er Bürger nennt: „alle, die häßlich empfinden und ihre häßlichen Empfindungen obendrein lügenhaft ausdrücken“. Nichts mehr von Bürgertum, nichts mehr vom Tage. Es gilt die weiteſte Beziehung, nicht einer Familie wird durch die Zeiten gefolgt: eine Raſſe wird in der Ewigkeit der Zeit gelebt, die geiſtige, die Menſchheit heißt. Die Menſchheit, nicht mehr als Comédie, ſchonungslos und ehrfürchtig

angeſehn; hinter dem Erfolg, auf der Jagd nach Liebe, die große, arme Menſchheit, menſchlich betrachtet, nach ihrem Recht befragt und mit ihrer Verheißung geſegnet.

Alles iſt in dieſem Werk, alles Menſchliche. Alles: Liebe und Erfolg, das Geld (groß iſt, daß es hier nicht wie ſo oft verſchwiegen oder verleugnet wird), Sucht nach Liebe und nach Erfolg, Qual des Strebens und Bitterkeit des Gelingens, das Schwerſte ſogar: das Vollkommene — iſt Schönheit geworden. Was aber iſt Schönheit?

Erſtens: eine Waffe, dann — ein Gebot. Und dann eine Verpflichtung. Kein Sein und keine Ruhe. Aufreizend, revolutionär. Hier iſt keine Schilderung, kein Abmalen, hier iſt kein Verweilen; das Romanwerk iſt unter die Idee geſtellt. Unter welche? Es gibt, von hier aus und zur Schönheit, nur eine: die Renaiſſance der Menſchheit. Ihre Rufe: Gerechtigkeit! darum: Freiheit!, und darum: Demokratie! und Tat! Um ihretwillen hat Mann dem ihm doch fremden Zola preiſend nachgelebt, ſie hat er aus dem franzöſiſchen Werke entwickelt. Sein eignes Werk, groß wie mindeſtens die Comédie humaine, iſt der Roman, der die Idee wiedergefunden hat. Er, der Leidenſchaftlichſte, wenn nicht von Perſon, ſo doch zumindeſt im Werk: er bekennt den Rationalismus; nicht für die Betrachtung — für die Ordnung. Die Kunſt ſteht immer, wenn ſie echt iſt, ganz auf der linken Seite; auch iſt ſie rechts, die viel zu viel Bewegung hat, von je verdächtig. Die großen Romanwerke waren, außer den ſehr anzweifelbaren Walter Scotts, liberal. Das letzte, Heinrich Manns, zieht die Konſequenz: es iſt demokratiſch. Dies

aber im Sinne der groß, frei und ganz Lebenden, der Starken und Tätigen, der Gütigen und Geistigen — es ist also die echte Demokratie, die nichts als die verwandelte Aristokratie ist: möglichste Herrschaft des Geistes, Tat des Geistes, der die Gewalt vernichtet. Hier greift er zu seinem nächsten, der Kunst, die nun ganz Ausdruck ist. Der neue Roman, europäisch, unbürgerlich und revolutionär, hat im Werke Heinrich Manns die Idee auf sich genommen: die Renaissance der Menschheit, die Auferstehung.

Heinrich Mann: In San Gregorio

Sie ward getrieben von der Hast des schlechten Gewissens. Wie sie endlich mit Pardi allein im Schnellzug saß, fürchtete sie, von Bekannten ertappt zu werden, und zugleich forderte sie den Zufall heraus. „So", dachte sie, „muß einem anständigen jungen Menschen zumut sein, dem es einmal passiert, daß er mit einer Dirne auf Reisen geht." Sie hätte Champagner verlangen, den Mann dort küssen mögen, und wagte vor Befangenheit kaum den Kopf zu wenden. Pardi rauchte und lächelte ihr siegesgewiß zu.

Als sie sich von ihm in den Wagen heben ließ, dessen kleines Pferd nicht stehen wollte, schlugen ihr die Zähne aufeinander. Unter dem Mantel des Mannes, in seinem Arm: so jagte sie in die dunkle Campagna hinein. Manchmal flirrte fieberhaft in nächtlichen Gärten ein Haus, von Sternenlicht weiß. Manchmal fiel einen, wie ein Räu-

ber, ein ſchwüler Duft an und blieb, wie von einem Hufſchlag getroffen, am Wege liegen. Jetzt hingen nur noch wenige ſchwere Geſtirne tief herab auf das verödete Land, — deſſen ganze wilde und ſchlaffe Schwüle Lola durchdrang, wie die Lippen des Mannes ſich auf ihrem Hals zerdrückten.

Pardi und der Kutſcher ſtiegen ab; ein Büffel lag auf die Straße gewälzt. Dann hallte über ihnen der Bogen eines Aquäduktes und dröhnten unter ihren Rädern die römiſchen Lavaquadern. Bei einem Brunnen, der ſeinen geſchweiften Giebel, ſein Muſchelbecken und ſeine trinkenden Putten, wie ein heroiſcher Dandy, gegen die Einöde behauptete, raſteten ſie; Pardi befahl, das naſſe Pferd zu bewegen. Als hinter dem Wagen die Dunkelheit zuſammenfiel, fing Lolas Herz zu klopfen an. Sie wartete. Ihre und des Mannes Hände trafen ſich und erſchraken. Da riß er ſie an ſich.

Lola atmete ungeregelt und lachte, als ſie wieder einſtiegen.

„Können wir nicht bis ans Meer fahren, Liebling? Jetzt möchte ich das Meer ſehen.“

„Ans Meer? Wir ſind gleich zu Hauſe.“

„Zu Hauſe? Wo?“

Wie durch ein dunkles Abenteuer raſte man dahin, liebte einander, ohne einer des anderen Augen erkennen zu können, und hatte in aller Überreiztheit das Gefühl, man ſchlafe.

Was kam nun? Langſam ſtieg es in dicke Mauern hinein. Ein Städtchen hängte darüber ſeine langen, wilden

alten Häuſer, ſchickte ſie, ſchlaftrunken und voll Wirrſal, den Berg hinan. Auf einem gewalttätig gewinkelten Platz hielt ihr Wagen; düſter wuchtete der Dom herab; — und ſie ſtiegen, der Arm des Mannes um Lola, zwiſchen lagernden Ziegen über die Treppengaſſen. Aus einem verſchloſſenen Hauſe ein Lachen machte, daß ſie auseinanderfuhren und, noch feſter beiſammen, auf der niederen Mauer die Geſichter ins Weinlaub drückten. In ſchattig erſtickten Kiſſen ſahen ſie es ſich hinabbiegen und zergehen in der heißen und ſchweren Tiefe, deren Atem mit verhaltenen Stößen an ihre Lippen prallte.

Und ganz oben — der Mann trug ſie über die letzten Häuſer hinaus — der vergitterte Palaſt, von Greifen bewacht, in ſeiner Verwilderung und ſeinen Wunden. Und jenſeits der bröckelnden Schwelle das Echo aus weitem Dunkel, und dahinten am Fuß der Treppe ein Licht, ſo dünn, daß nur des Alten, der es hielt, magere Halsſehne aus dem maſſigen Schatten ſprang. Und über ihren Moſaikböden die leeren Säle, in deren Wänden einmal ein bleiches Geſicht ſich entblößte, als heulte es auf; aus deren Decken einmal ein dunkles Gefunkel fiel, wie ein vergangener Dolchſtoß. Und, am Ende, das Gemach, eingeengt von mächtigen, ineinander verfleiſchten Leibern, deren es voll ſchien, die durch die weiten Fenſter und zur Tür hinausquollen und die Wildnis des ſchwarzen Gartens durchtobten ... Schwindlig von Geſichten, fühlte Lola ihre Kleider gelöſt, ſich umgewendet, gezogen, hingerafft.

„Laß, daß ich mein Haar öffne!“

„Meine Göttin!“

„Wer ſieht uns zu, hinter der Bettſäule, am Spalt des Teppichs?“

„Warum erſchrickſt du? Ich bin da. Fühlſt du mich?“

Aber nach Stunden, jenſeits der Traumgrenze, funkelten wieder die gelben Augen der Faune, die mit ihren geſpaltenen Hufen über die Schwelle der Gartentür ſtapften und das Bett umſtellten.

Sie ſtand auf, bevor er wach war, wagte nicht das Zimmer zu verlaſſen, ſich nicht zu zeigen, und ſaß, mit der Schulter nach dem Bett, unbehaglich auf dem zerriſſenen Gobelin eines Prunkſeſſels. Ohne darauf zu achten, hatte ſie ihre Toiletteſachen wieder in die Taſche gelegt und hielt die Hand darauf. Sie ſann verſtört. Hinter ihr gähnte es und warf ſich's herum.

„Komm!“ lallte er.

Sie ſprang auf und flüchtete in den Garten. In kurzem, ſah ſie, verlief er auf den kahlen Berg. „Ich möchte fort“, dachte ſie. Da erinnerte ſie ſich jener Nacht in Deutſchland, als ſie, wie ſpielend, auf und davon gegangen war und er ſie eingeholt hatte. Sie ging das Haus entlang und betrat durch eine zweite Tür eine Galerie, worin der Alte von geſtern den Tiſch deckte. Er legte langſam hin, was er hielt, und verneigte ſich; und während ſein Kopf auf der Bruſt lag, errötete Lola. Sie nahm einen Korbſtuhl, verließ ihn wieder, wechſelte mehrmals den Platz. Ihr Kleid, merkte ſie plötzlich, bekam einen roten Saum vom Fußboden! Sie wollte ſich

auf eine der seidenen Bänke setzen, sich an eine der goldenen Konsolen lehnen: und Staub flog auf. Unter dem Sofa drüben sah sie ihn geballt, wie Watte.

„Das Schloß ist wohl sehr alt?" fragte sie den Diener.

Sofort setzte er ein mit einer Aufzählung von Daten, Namen, Gegenständen, als führte er Fremde umher.

„Auch ein römisches Mosaik? Das will ich sehen."

Sie erreichte nicht die Tür: eine Frau in schwarzem Kleid trat ein, groß und dunkelhaarig, noch schön trotz gelber, müder Haut, und starrte Lola finster an, — bevor sie, als besänne sie sich, sehr freundlich ihre Dienste anbot. Lola antwortete, aus Verwirrung, mit entgegenkommendem Lächeln. Durcheinander fragte sie die Frau, wie sich's hier lebe, was denn ihr Mann jage, wie alt ihre Kinder seien ... Da sah sie über dem Kamin, auf der Lockenperücke des bronzenen Reiters, eine ganz in Staub gewickelte Haarnadel. In ihr zuckte es auf. „Natürlich! Sie gehört zu seinen Geliebten. Eine andere hätte das gleich gesehen."

„Nein, ich brauche gar nichts, Sie können gehen."

Auch der Alte ging: rückwärts, und sah dabei fragend auf Lola. Sie reinigte mit der Serviette einen der Korbsessel, bevor sie sich hineinwagte. Sie hob ein Knie auf das andere, beugte sich darüber, faltete dick die Brauen: „Da sitze ich nun; das habe ich davon." Wo war die leidenschaftliche Poesie der Nacht? Schmutzig, nüchtern und gemein war's jetzt. Der Garten lag voller Abfälle, die schwerlich von Faunen herrührten.

Pardi ſtieß die Tür auf.

„Guten Tag, Ceſare Auguſto", ſagte Lola, mit einem Lächeln aus geſenkten Augen, angewidert und entzückt in einem.

„In Hut und Schleier, als ob ſie mir durchgehen wollte! In ihrem großen blauen Schleier, unter dem ihre goldenen Haare ſchimmern wie ein verſenkter Feenſchatz."

Sie blieb regungslos, bis ſie ſeine Hände ſpürte: da ſtieß ſie, entſetzt, um ſich.

„Was gibt's? ... Ach ſo, auch vorhin biſt du mir davongelaufen. Habe ich etwas nicht recht gemacht? Aber mir ſcheint —"

Er tätſchelte, und Lola bebte.

„— daß dieſe Kleine mit mir ganz wohl zufrieden war."

„Ich habe lange gewartet. Der Hunger macht mich nervös."

„O! eſſen wir! Ich meinerſeits bin hier auf dem Lande oft den ganzen Vormittag draußen, nur mit einer Taſſe Kaffee im Magen. Stört dich's, daß ich rauche?"

„Nein ... Und dann finde ich's hier langweilig."

„Schon? Wohin möchteſt du? Was ſollen wir vor Oktober in Florenz?"

„Bleiben wir alſo! Ich muß das Schloß kennen lernen. Wo haſt du als Knabe dein Zimmer gehabt? Denn du warſt doch ſchon als Knabe hier?"

„Nein. Ein Großonkel, der als Kardinal in Rom lebte, hat es gekauft. Ich habe es erſt mit zwanzig Jahren betreten, nachdem ich es geerbt hatte."

„Und das bleiche Bild von gestern abend?"

„Alles fremde Leute. Wir sind jünger; wir sind keine Feudalen. Unser einziger Kardinal war nur ein Snob. Wir sind Florentiner Bürger und durch Fellhandel reich geworden. Glücklicherweise sind es bald hundert Jahre, seit wir das letzte Fell verkauft haben."

„Aber seither seid ihr Grundbesitzer. Eine Meile im Umkreis, sagtest du gestern, gehört dir?"

„Und meinen Gläubigern."

„Wie kommt das? Dein Vater —"

„— war ein Geizhals."

„Also du allein. Und auch in Toskana warst du reich. Sage, was hast du mit alledem getan?"

Da er nur lachte:

„Du hast gespielt?"

„Auch."

Sie drängte ihre Brust gegen seinen Arm. Mit Kinderstimme:

„Und sonst?"

Sie duldete seine Liebkosungen, sah dabei angestrengt zur Seite. Plötzlich schroff:

„Laß!"

Mit wiedererlangter Verführung:

„Und sonst? Wer hat dein Geld bekommen?"

Er umfaßte sie, mit Armen und Knien, ruhig und fest, küßte sie, wo es ihm beliebte, und lachte in ihre zornigen Augen, die ihren Mund und sein süßes Lächeln verleugneten.

„Wie dies Kind neugierig ist!"

„Ich bin kein Kind, ich möchte deine Freundin sein."

„Glücklicherweise eine Freundin, die kein Glied rühren kann".

„Ich muß wissen, wie du gelebt hast. Bin ich denn eine Fremde? Bin ich eine Untergebene?"

Sie sah gespannt hin: sein Lachen ward zusehends zu einem stummen Feixen der Verachtung, — das sie begriff. „Ich habe dich gehabt", sagte es. „Worauf pochst du noch? Was kannst du noch?"

Sie war dunkelrot, und ihr lockendes Lächeln zitterte, aus Verstörtheit, noch immer um die entblößten Zähne. Er küßte sie darauf und ließ sie los. Sie floh in den Kaminwinkel.

„Sie beleidigen mich! Sie verhöhnen mich!"

Sie stand vorgebeugt zum Kampf, das Gesicht verzerrt von Wut. Er verschränkte die Arme.

„Sie haben eine Vergangenheit. Sie haben mit Frauen gelebt. Ich weiß es.

„Wenn Sie's wissen. Aber ich versichere Ihnen, daß Sie sich irren"; — sehr höflich. Und mit nicht nachweisbarer Ironie:

„Sie sind die erste Frau, die ich liebe."

„Und wenn ich selbst Ihnen manches verheimlicht hätte?"

Er wehrte gelassen ab.

„Oh! Nicht nötig. Ich habe mich überzeugt, daß ich keinen Vorgänger gehabt habe."

„Sie sind gemein!"

„So liebe ich dich!“ — und er kam rasch auf sie zu. Vergebens wand sie sich unter seinem Griff; er schleifte sie aus dem Winkel hervor, stieß sie aufs Sofa. Sie fiel auf die Brust und klammerte sich an die Lehnen.

„Sei artig!“ — und er machte, ohne ihr weh zu tun, einen ihrer Arme los.

„Ich will Ihre Vergangenheit wissen“, wiederholte sie, störrisch und ratlos. Er ließ sie.

„Nun, Sie sind schlechter Laune. Also kümmere ich mich jetzt um meine Geschäfte. Auf Wiedersehen.“

Als draußen seine Schritte verhallt waren, richtete Lola sich auf, stützte die Hände auf den Sitz und sah mit Ekel an sich hinunter. „Wie der Mensch mich zugerichtet hat! Warum führe ich auch eine Lage herbei, in der ich ihm Widerstand leisten muß. Häßlich war ich dabei. Die Frauen macht echter Widerstand häßlich. Nur der geheuchelte steht ihnen. Und ich kann nicht heucheln. Ist es lästig, ein halber Mann zu sein! Wenn man ihm doch nicht mehr damit imponiert. Ich war in gerade solcher Wut wie neulich in Viareggio, als er rückwärts aus der Tür ging. Das fällt ihm jetzt nicht mehr ein, denn er hat sich genau überzeugt, daß ich eine gewöhnliche Frau bin, daß alles in Ordnung ist. Wie sagte er? Nicht nötig; ich habe mich überzeugt —. O, sehr gemein; aber wußte ich's nicht? Den eifersüchtig machen zu wollen mit Gefühlen, aus denen nichts geworden ist! Schläft er denn mit meiner Seele?“

Lässig stand sie auf, strich an ihrem Rock hinunter, ordnete das Haar.

„Er iſt ſtark: er braucht mich gar nicht. Ein anderer wäre mein Freund geweſen. Aber —“ und ſie ſpähte in ſich hinein, nach dem verſchwimmenden Bilde eines Geſichtes, „hätte ich ihn dafür nicht verachtet? ... O, wir ſind erbärmlich, wir Weiber; wir kennen nur Verachten oder Verachtetwerden. Dies hab' ich nun. Für's erſte hänge ich an ihm. Iſt das erſt vorüber, bleibt nur noch der Haß; und dann werd' ich ihn wohl betrügen? So ſind wir Weiber doch?“

Sie verließ die Galerie, ſchlenderte, die Röcke mit beiden Händen aufgerafft, durch mehrere Säle. Am Ende des letzten ſah ſie in einen Arkadenhof. In einer ſonnigen Ecke, an die zierliche Doppelſäule gelehnt und mit hängenden Roſen auf ihrer Nachtjacke, ſaß eine Alte und ſpann.

„Guten Tag, wie geht es?“ ſagte Lola und blieb müßig ſtehen.

„Ihr ſeid hübſch, unſer Herr hat recht gehabt“, ſagte die Alte und fuhr mit ihren wilden ſchwarzen Augen um Lolas Formen. Lola errötete. Sie bemerkte, daß das trockene weiße Gezottel der Alten ſo ausſah, als hätte ſie's geſponnen.

„Das iſt eine Handſpindel? Wie macht man's?“

„Laßt doch! Ihr ſeid ungeſchickt. Zu anderem werdet Ihr geſchickter ſein: unſer Herr wird ſchon wiſſen, wozu.“

Die Alte begann mit tiefer Stimme zu ſummen, wiegte ſich und bewegte ſpinnend, wie im Reigen, die Arme. Ein wenig ängſtlich, als müßte ſie nun gleich den Zauber

der Hexe wirken fühlen, sah Lola ihr zu. Die Alte brach ab; plötzlich sog sie ihre beiden Lippen ganz ins Innere des zahnlosen Mundes. Dann:

„Ihr seid wahrhaftig die Hübscheste seit der allererſten, die er herbrachte."

„Wann war das?"

„Als er das erstemal kam. Viele Jahre sind's. Mein Sohn hatte noch den Hof von ihm in Pacht, drunten in Spello, bis er am Fieber starb, auch er, der Arme."

„Ja. Aber jene erste: wie hieß sie?"

„Ich weiß nicht mehr. Er brachte seither so viele mit."

„Immer war er mit Frauen hier?"

„Auch mit Freunden. Sie tranken und jagten. Einmal im Winter haben sie droben auf der Akropolis einen Wolf erlegt."

„War auch damals eine Frau hier?"

„Da sieh! Ihr scheint eifersüchtig!"

Das tiefe Gelächter der Alten klapperte in allen Winkeln nach.

„Ihr liebt ihn wohl sehr, Kleine? Er ist ein Mann, wie? ein tüchtiger. Ah! Das sieht man: Ihr liebt ihn. Da würdet Ihr ihn also nicht betrügen, wie jene erste tat: — verdammt sei ihr Name, der mir nicht einfällt. Denn Ihr müßt wissen, daß ein junger Herr mit ihm hier war, der auch mir gefallen hätte. Als aber er, der unsere, dahinterkam, daß sie jedesmal, wenn er betrunken war, zu jenem ging, da meinten wir draußen, es gebe Mord. Doch einigten sie sich und ließen alles am Mädchen aus. Nackt jagten sie es hier heraus — zu viel

Wein hatten alle — und mit erhobenen Peitſchen um den Hof herum, viele Male, bis die Knie ihr zitterten und ihr Geſchrei rauh klang. Ich war's, die dort aus der Kirchentür lugte und ſie ihr aus Mitleid öffnete, daß ſie hineinſchlüpfen konnte. Da kommt! Da ſeht!"

Die Alte glitt von der Mauer, packte Lolas Hand und ſtrebte, vorgebeugt, eilig ſchlürfend, über den Hof.

„Helft mir doch, die Tür zu öffnen! Ich habe nicht mehr genug Kraft. Ach, ach!"

Und Lola:

„Oh!"

Von der Schwelle des Hofes voll abgefallener Kalkbrocken ſah ſie unvermittelt in eine Welt ſpiegelnden Marmors. Die Stufen zum Hochaltar hielten den Abglanz ſeiner gelben Wand in ihrer ſchwarzen Marmorkaskade. Blau, voll goldener Augen, ſchwangen marmorne Vorhänge ihre Falten um die Pfeiler der Kapellen, um die Balkone.

„Dort auf den Stufen warf ſie ſich nieder: ja, ſeht, genau hier, und grub das Geſicht in dieſes Silbertuch, das vom Altar hängt. Wie Tolle ſtürzten jene hinterdrein. Ich konnte die Tür nicht raſch genug ſchließen, aber ich rief mit erhobenen Armen: Tötet ſie nicht! Tötet nicht die ſchöne Gida! ... Denn ja, jetzt iſt's mir eingefallen, Brigida hieß ſie, wir nannten ſie Gida, und er und ſeine Freunde ſagten Gigi ... Da liegt ſie nun, ſeht doch! ganz nackt, mandel- und roſenfarben, hell und rund gekrümmt auf dem ſchwarzen Stein, und ſie wollen über ſie herfallen! Mit unſerm Herrn iſt der Schlimmſte der,

um deſſentwillen ihr's ſo ſchlecht geht. Gibt es Dank unter den Menſchen? Und wäre nicht einer geweſen, der ſie am Arm feſthielt — Er ſagte: Wie iſt das ſchön! und dann ſtanden ſie und betrachteten. Und unſer Herr neigte ſich ganz zärtlich — Aber was habt Ihr, daß Ihr erbleicht? Fürchtet nichts, ſolche Dinge können nicht mehr vorkommen; er iſt jetzt älter und frömmer; er betrinkt ſich nicht mehr wie die Jungen; auch ſagt man, daß er weniger Geld hat. Reichere Herren gibt's in der Gegend. Beim Heraufkommen werdet Ihr die Villa des Herrn Catelli geſehen haben, die unterſte, mit den Erdſtufen und dem roten Hauſe. Er iſt ein freigebiger Herr. Schon mehreren unſerer Mädchen habe ich, indem ich ſie zu ihm führte, eine gute Einnahme verſchafft; und wenn Ihr wollt —"

„Nein," ſagte Lola, „ich will nicht."

„Natürlich. Ich vergaß: Ihr liebt zu ſehr unſern Herrn."

„Und ich bin ſeine Frau."

Da die Alte ratlos zu ihr aufblinzelte:

„Ich bin die Conteſſa Pardi, und ich verzeihe Ihnen, daß Sie mich nicht kannten."

Sie wollte gehen, aber die Alte hing ihr an den Röcken; ſie weinte:

„O Herrin, gute Herrin, übt Mitleid! Seht, ich arme Alte lebe in jenem Turm allein. Meine Söhne, die Eurem Gemahl dienten, ſind nun alle geſtorben, ich habe keine Zuflucht als dieſe. Meine Nudeln koche ich mir, ſpinne und ſehe niemand. Was wußte ich? Übt Mitleid

und verratet mich nicht unſerm Herrn! Wohin mit mir, wenn er mich vertreibt?"

„Bleiben Sie, bitte, hier", ſagte Lola, höflich und etwas verlegen, wie zu einer Dame, die ſich wegen einer Taktloſigkeit entſchuldigte. „Ihre Erzählung war ſehr unterhaltend."

Aus dem Roman „Zwiſchen den Raſſen"

Oſſip Dymow: Beleidigung

Bis zu meinem vierzehnten Lebensjahre lag ich im Kampfe mit den „Strolchen". Ich bediente mich dieſes Ausdruckes keineswegs in ſeinem gemeinen, alltäglichen Sinne. Ich vermutete nämlich damals, daß ſie wirklich ſo hießen; es gab Soldaten, Feuerwehrmänner, Juden, Knaben, Mädchen und „Strolche". Alle Knaben, die keine Hoſenträger hatten und barfuß umherliefen, waren Strolche. Ihr Merkmal war, daß ſie nicht gingen, ſondern liefen. Sie waren ſchmutzig, konnten laut pfeifen, indem ſie die Finger beider Hände in den Mund ſteckten, und vermochten auf keine Weiſe in die Realſchule zu gelangen und eine Uniform zu tragen. Indes wir anderen alle niemals barfüßig gingen, auf der Straße nicht pfiffen und eine Uniform trugen.

Sicherlich waren das nur arme Arbeiter- und Handwerkerkinder, Söhne der Schuhmacher, Weber, Dachdecker. Aber das kam mir damals nicht in den Sinn. Denn, ſo mußte ich wohl gedacht haben, wenn es Ar-

Digitized by Google

beiterkinder wären, müßten doch auch Mädchen darunter sein; Mädchen gab es keine, richtiger, ich sah sie nicht. Mein Krieg mit den Strolchen begann kurze Zeit vor meinem Eintritt in die Realschule. Und zwar war es so gekommen, daß ich selbst der schuldtragende Teil wurde, und ohne zu ahnen, was ich getan hatte, diese Knaben mir zu Feinden machte.

Ich entsinne mich, daß es schon gegen Abend war. Ich kehrte von meinem Freund T. zurück. In den Händen hielt ich das Lehrbuch der Arithmetik und einige Hefte. Ich bereitete mich damals gemeinsam mit T. zur Aufnahmeprüfung vor.

Bei der Brücke blieb ich stehen und lehnte mich ans Geländer. Inmitten des seichten, orangefarbigen Flüßchens schwamm wie ein Beistrich ein kleines Zweiglein und näherte sich langsam der Holzbrücke. Nun stand mir eine ziemlich schwierige Sache bevor; es galt beim Spucken so zu zielen, daß das schwarze Zweiglein gerade in dem Augenblick getroffen wurde, wo es unterhalb der Brücke verschwinden wollte. Das Arithmetikbuch und die Hefte legte ich neben mich auf das ungestrichene glänzende Holzgeländer, das von dem nahenden Abend schon abgekühlt war. Ich entsinne mich, daß es auf dem Heimwege noch heiß gewesen war. Ich blickte starr hinab, streckte die Lippen vor und bemerkte vor lauter Anstrengung nicht, was um mich vorging. Der Zweig schwamm leise heran ...

„Vielleicht bekommen wir Radieschen zum Abendbrot", dachte ich.

Neben mir fühlte ich etwas Fremdes: zwei barfüßige

Knaben ohne Hoſenträger ſtanden am Geländer und ſchauten in derſelben Richtung — in das orangefarbige Waſſer. Da ſie nichts Beſonderes erblickten, wendeten ſie ſich an mich. Ein ſchwarzer Junge mit einem zerriſſenen Strohhut ohne Band berührte meine Hefte.

„Was iſt das?" fragte er intereſſiert und freundlich.

Ich errötete und wurde erregt. Mit Unbekannten ſprach ich wie mit einem verſöhnten Feind: ich ſchämte mich, mied ihn, und insgeheim liebte ich ihn. Dieſe Empfindungen lebten noch lange in mir.

Der zweite Knabe, mit einer Haſenſcharte auf der Oberlippe, rückte auch an mich heran.

„Ich lerne, ſtudiere", erwiderte ich und zog die Hefte näher zu mir.

„Zeige."

„Nein", ſagte ich, wer weiß warum, und bemerkte, wie der ſchwarze gebogene Zweig unter der Brücke verſchwand; „ihr dürft es nicht."

„Weshalb dürfen wir's nicht?" fragte der Knabe mit der Haſenſcharte.

„Ich werde im Herbſt die Aufnahmeprüfung in die Realſchule ablegen."

Beide ſahen mich aufmerkſam an. Der erſte Knabe kratzte ſich, ohne den Hut abzunehmen, durch das darin befindliche Loch.

„Ihr habt das nicht nötig," fügte ich ernſt erklärend hinzu, „ihr ſeid Strolche."

Ich verſtand nicht, weshalb der mit der Haſenſcharte beim Weggehen ſagte:

„Wir werden dir's ſchon zeigen."

Mir war, als hätte ich falſch gehört.

Nach einer halben Stunde dachte ich bei den friſchen Radieschen — ich hatte es richtig erraten —, wie ſchön es wäre, auch ſo eine Lippe zu haben, und ich ahmte ſie mit den Fingern nach, um zu ſehen, wie ſie ſich ausnehmen würde.

Ich hatte dieſen Vorfall ſchon gänzlich vergeſſen, als ich nach einigen Tagen meinen Bekannten mit dem Strohhut auf der Straße traf. Er trug einen Eimer in der Hand, und ein ſommerſproſſiger Junge ging neben ihm. Ich wußte nicht, ob ich ihn grüßen ſolle oder nicht, und dachte, das beſte ſei, auf die andere Seite zu gehen. Ich wollte ſchon das Trottoir verlaſſen, als ich ſeine Stimme hörte.

„Das iſt ja derſelbe."

Gerade wollte ich freundlich lächeln, als etwas ſchmerzhaft an meinen Nacken aufſchlug, als wäre ein Erdklumpen auf mich gefallen. Sobald ich mich umblickte, ſah ich, daß der Sommerſproſſige mit ſeinen braunen Beinen über die Straße lief und in einem Durchhauſe verſchwand.

„Der war's, der mich ſchlug. Mich! Mich!" Betrübt, erſtaunt, gerötet, verwirrt, beſtürzt ſtand ich in der Mitte der Straße. Ein älterer Herr, den ich bei den Begegnungen auf der Straße nie kennen wollte, blieb ſtehen und fragte:

„Was iſt denn geſchehen?"

Aus der Tabakfabrik trat eine Frau heraus und blieb

auch ſtehen. Das Mitleid der beiden erſchien mir wie ein Unterſtreichen des Geſchehenen. Ich ſagte laut:

„Schweine."

Und ging weg, ohne mich umzublicken.

* * *

Seltſam: ich war gar nicht verwundert, ich fragte mich auch nicht, wofür man mich geſchlagen hatte. Aber bedrückt, ja geradezu vernichtet war ich von dem Gedanken, daß man eben mich, Wlaß, geſchlagen hatte. Mich, den zukünftigen Maler, der eine Mutter, einen Bruder hatte, der ſo intereſſante Träume ſah und auf der Straße ſpazierenging, der im Walde unter einem Baume lag oder mit ſtockendem Herzſchlag unter dem Fenſter horchte, wenn bei Doroſows am Flügel geſpielt wurde. Mich, Wlaß, der jeden Tag in der Früh und jeden Abend etwas erwartete. Es ſchien, als ſei alles auf einmal verblaßt, ſei vernichtet worden, als hätte man mich aus allem herausgejagt, hinausgeſtoßen und die fremden Menſchen hatten es geſehen.

„Weshalb iſt das nicht T. zugeſtoßen?" dachte ich kummervoll; T. iſt klein, ſtößt mit der Zunge an, fürchtet ſich vor Pferden, verſteht oft keinen Scherz — für ihn wäre das paſſend geweſen. Er hätte das leichter ertragen, und ich hätte aufgelacht ... Für ihn wäre es einerlei geweſen, und nach zwei Tagen hätte er es ſicherlich vergeſſen. Aber ich, ich würde noch lange daran denken — noch ein, zwei Jahre; dieſe Zeit würde verloren ſein für mich, ich war gebrandmarkt ... Ach, wenn das Jahr

nur ſchnell verginge! Jetzt mußte ich dieſe Beleidigung zu den früheren hinzufügen, mußte ſie in mein „Sammelkäſtchen der Beleidigungen“ legen.

Dieſes Sammelkäſtchen befand ſich in einem Blechrohr in der Küche, das den Herd mit dem Ofen in einer Querlinie verband. Der Ofen wurde niemals geheizt, es war auch unverſtändlich, wozu man ihn aufgeſtellt hatte. Das Blechrohr befand ſich unterhalb der Decke, es war viereckig und mit Kalk geſtrichen. In ſeiner Mitte war eine Ofenklappe. Da der Ofen nicht geheizt wurde, berührte außer mir nie jemand dieſe Klappe. Hier hatte ich mein Sammelkäſtchen der Beleidigungen untergebracht.

Zum letztenmal hatte ich die Klappe im Winter geöffnet — damals hatte mich die Mutter beleidigt — „leiſe“, denn es gab auch „laute“ Beleidigungen, wie die von den Strolchen ... Wir hatten damals Beſuch, man blieb etwas länger ſitzen als ſonſt, und man ſchickte mich um eine Droſchke, zugleich ſollte ich auch um zehn Kopeken getrocknete Himbeeren für Olja kaufen, die wieder einmal erkältet war.

Ich lief munter zum Rathaus, wo ſich der Standplatz der Kutſcher befand. Es war kalt, ich faßte das Zehnkopekenſtück feſt in der Hand zuſammen. Ich beſchloß die Himbeeren ſpäter zu kaufen, ſprang alſo in die Droſchke meines Bekannten Tſchmut und ſtellte mich auf den Wagentritt ganz in einer Art, wie es der Löſchmeiſter immer tat, wenn er ſich mit ſeinem Wagen zu einem Brande begab. Als ich nun den Metallrahmen

des Kutscherbockes erfassen wollte, streckte ich den Arm aus, vergaß dabei das Zehnkopekenstück und öffnete die Hand. Die Münze fiel hinaus, schlug auf das Rad und verschwand im Schnee. Etwa zehn Minuten wühlten alle Kutscher in dem dunkeln kalten Schnee. Ihre Fürsorge rührte mich und machte mich verlegen. Ganz betrübt und bleich erzählte ich der Mutter von meinem Verlust und erhoffte ihr Mitleid.

Sie preßte aber die Lippen kalt und böse zusammen und sagte:

„Gewiß. Man fährt eine halbe Stunde in einer Droschke herum, zahlt dafür und sagt dann, man habe das Geld verloren. Mag doch die Schwester ohne die Medizin bleiben. Ja?"

Als am Morgen das Dienstmädchen das Fleisch holen ging, rückte ich den hohen Küchentisch an den Rauchfang heran, kletterte hinauf und öffnete meine Klappe. Links stand eine Zigarettenschachtel — Sorte Schmetterling, fünfundzwanzig Stück — zehn Kopeken. Darin lagen einige Zettelchen, die in der Art zusammengefaltet waren, wie in den Apotheken die Papiere für die Pulver gefaltet werden. Ich legte ein neues hinzu:

„Ich war unschuldig — Tschmut — zehn Kopeken — zwanzig Minuten nach zehn Uhr abends, 18. Februar des Jahres 188 . ." —

Alle diese Notizen waren mit einem Datum versehen: 18. Februar, 11. März, 1. Oktober, 16. Juli 188. ... Das erste Zettelchen, auch ein „stilles", trug das Datum vom 16. Juli. Ich entsinne mich noch, wie wir aus dem

Walde heimgingen, meine Mutter mit zwei Damen, ich selbst voran mit dem Sohne einer der beiden Damen. Dieser Knabe fing nun harmonisch und gedehnt zu singen an, als zöge er an einem weißen Faden. Ich versuchte ihn nachzuahmen und begann auch zu singen, doch wollte mir keine klare, reine Note gelingen; ich konnte gar nicht begreifen, weshalb es mir nicht gelang.

Als der Knabe ausgesungen hatte, schwiegen die Damen hinter uns eine geraume Weile, und dann sagte meine Mutter als erste:

„Warum kannst du nicht so singen, du?"

Ich notierte das später, unterstrich das „du" und legte das Zettelchen in die Zigarettenschachtel „Schmetterling".

Diese Tage der Beleidigungen kannte ich alle auswendig, und wenn ein Jahrestag heranrückte, war ich aufgeregt und erwartete irgend etwas. Dann kombinierte ich die Ziffern, addierte, dividierte, subtrahierte sie und bemühte mich, jenes geheimnisvolle Gesetz zu entdecken, nach welchem die Beleidigungen mit total überraschender Wucht auf mich herniederstürzten und meine Seele verwundeten. Ich dachte nicht an Rache, ich wollte keine. Sicherlich empfand ich Zorn gegen alle, die mich beleidigt hatten, doch nicht darum hielt ich alle Beleidigungen in dem schwarzen, dunkeln Blechrohre verborgen, um später einmal mit meinen Beleidigern abzurechnen. Ich fühlte undeutlich, ich vermutete dumpf, daß die Beleidiger nicht ihrem eigenen Willen gehorchten, daß vielmehr in einem geheimnisvollen Augenblick,

wenn die Summe der Monats-, Jahres- und Tageszahlen durch drei teilbar war, jemand ſich hinter ihnen verbarg und ſie gegen mich hetzte, vorausgeſetzt aber, daß es die Nacht vorher geregnet hatte ... Ich wagte es nicht, klarer zu denken, getraute mich nicht, des Nachts den Namen dieſes geheimnisvollen Dritten auszuſprechen, wenn ich in dem ſtechend heißen Bette daran dachte, wie in der ſchwarzen (und nicht bloß nächtlichen) Finſternis in dem Blechrohre dort die Beleidigungen lagen, die über mich hereingebrochen waren.

Als eine ſeltſame Waffe, als böſe Erinnerungszeichen, als unvorſichtige Zettelchen dieſes Dritten bewahrte ich meine Beleidigungen auf, und ich nahm mir vor, ſie ihm einmal zu präſentieren.

... Nun ſtand ich wieder auf dem weißen, ungeſtrichenen Küchentiſch, der ſo oft und ſo ſorgfältig gewaſchen wurde. In der Küche war das Geſchirr ſchon weggeräumt, die ſauberen, glänzenden, jetzt edlen Teller, die die Menſchen verunreinigten, waren in den Kaſten geſtellt. Längs der Wand glitzerte in ſchmalen Streifen das Kupfer- und Blechgeſchirr, kalte Kaſſerollen und ein ſehr ſchwerer Mörſer, der nach bitteren Mandeln roch und auch ein wenig nach Knoblauch, wie jener Leuchter. Das Dienſtmädchen war in die Stadt gegangen, Jurij irgendwohin verſchwunden, die Mutter hatte ſich für eine Weile niedergelegt. Im Hauſe herrſchte jene Stimmung von Regungsloſigkeit und Sinnloſigkeit, die bei Sonnenſchein im Juni von vier bis ſechs Uhr in der Provinz herrſcht ... Ich ſtand auf dem ungeſtrichenen, ſorgſam

abgeriebenen Küchentische, mein Herz pochte, ich öffnete die Klappe, nahm das Schächtelchen „Schmetterling" hervor und legte einen Zettel hinein, der so zusammengefaltet war, wie die Papiere für die Pulver in der Apotheke.

„— Sommersprossig — schwarze Nasenlöcher — möge er verflucht sein — 14. Juli 188., 6 Uhr 22 Minuten."

Ich hörte die Fliegen summen. Ich hörte die Fliegen summen inmitten der lautlosen Küche, der kalten, sauberen, geordnet aufgestellten Kasserollen und des schweren Mörsers. Selbst die dünne Schnur, an der er aufgehängt war, roch nach bitteren Mandeln und — entfernt — nach meiner Mutter, nach einem Feiertag . . .

Es sei beschämend, in der Küche sich aufzuhalten, meinte die Mutter und auch Olja, aber das Herz stockte so seltsam, und alles war hier so unbegreiflich und ernst, wenn die Fliegen unsichtbar rein und ziehend summten. Nie in der Zukunft vermochte ich diesen nüchternen und ernsten ländlichen Klang zu vergessen, den ich in der Küche und manchmal am frühen Morgen eines Feiertages im Speisezimmer vernommen hatte, wenn die Sonnenstrahlen schräg durch das Fenster hereinfielen und noch niemand wach war.

Ein Rascheln. Ich versteckte den „Schmetterling" hastig links im Rohre und schloß die Klappe, einige flache kleine Mörteldreiecke fielen auf meinen Ärmel und auf den ungestrichenen Tisch, ich sprang hinab, brachte alles in Ordnung und lief hurtig aus der Küche auf den

Dachboden. Dort waren auf zwei Balken noch Reste von den Stricken jener Schaukel vorhanden, die ich einst für mich errichtet hatte und die einmal während der großen Wäsche zerstört worden war, als die Stricke für die schwere, etwas zu nasse Wäsche nicht ausgereicht hatten.

Hier nun dachte ich, ob es nicht vielleicht zwischen der Diele des Dachbodens und der Zimmerdecke unserer Wohnung ein verborgenes Kabinett geben könnte, von dem niemand wußte ... Wie schön wäre es, dort seine Wohnung einzurichten! ... O, ich Verlorener, Entehrter, mit der Fülle ungebüßter Beleidigungen auf dem Scheitel ...

Mein Krieg mit den Strolchen währte etwa drei Jahre. Die barfüßigen, laufenden Knaben, die Söhne kleiner Handwerker und Weber ohne Hosenträger und mit durchlöcherten Hüten kannten mich gut und setzten mir zu, wo sie nur konnten. Sie waren alle untereinander bekannt und bildeten sozusagen eine Armee, eine Bande, die sich gegen mich vereinigte. Ich wollte Friede, Ruhe, Freundschaft und wurde der Mittelpunkt von Haß und Feindschaft. Lange Zeit vermochte ich nicht zu ergründen, wie und warum dies so gekommen war. Ich litt sehr darunter. Ganz besonders quälte mich jener sommersprossige, kleine Schreckliche, der mich am 14. Juli um 6 Uhr 22 Minuten geschlagen hatte. Von Zeit zu Zeit, mitunter in Unterbrechungen von einem halben Jahre, schlich er unhörbar an mich heran, versetzte mi eine schallende, betäubende Ohrfeige und lief davon.

Jedesmal war ich unglücklich. Mit ohnmächtigem Zorn, faſt heulend vor Weinen, erinnerte ich mich dieſes geheimnisvollen, nahen Geräuſches, das zwei bis drei Sekunden vor dem Schlage hinter mir entſtand. Ich gab mir das Wort, ſchwor mir zu, mich ſogleich, augenblicklich umzuwenden, wenn ich wieder einmal ein ähnliches Geräuſch hören würde. Aber es vergingen ſechs bis acht Monate und es geſchah wieder dasſelbe: ehe ich Zeit gefunden hatte, meinen Vorſatz auszuführen und mich umzuwenden, war die betäubende, boshaft-tückiſche Ohrfeige auf mich herabgefallen. Einmal geſchah es in der Nähe des Walfiſchmuſeums, ein zweites Mal des Abends in der Kirchengaſſe, daß ich in der völlig menſchenleeren Gaſſe plötzlich auf den Fuß einen Schlag mit einem Steine erhielt. Lange blickte ich mich um, doch ſah ich niemanden, fühlte aber, daß ſich jemand hinter dem roten Tore verborgen hatte und durch eine Spalte auf mich ſchaute. Mit gleichgültiger Miene ging ich weiter und bemühte mich, nicht zu hinken, obwohl es mir ſehr wehe tat.

Dies kleine, ſommerſproſſige Geſicht des Strolches, mit den winzigen, ſchwarzen Öffnungen der Naſenlöcher, flößte mir ein unüberwindliches Entſetzen ein. Ich gewann die felſenfeſte Überzeugung, daß er jeden Augenblick, ſobald er es nur wolle, ſobald man ihn ſchickte oder es ihm befahl, auf mich zuzugehen und mich ins Geſicht zu ſchlagen vermochte ... Ich wußte nicht, wann es ſich ereignen würde, jetzt gleich, oder morgen, oder erſt in einem Jahre, wußte nicht, wann und ob es überhaupt

ein Ende nehmen würde. Es war eben unvermeidlich, wie ein Telegramm, das ein Unglück meldet, nichts vermochte man ihm entgegenzustellen, nur heulen konnte man ... Ich begann nach dieser Ohrfeige an einen Selbstmord zu denken und je länger, desto hartnäckiger und bestimmter. Gleich einem unentrinnbaren Entsetzen verfolgte mich im Traume dieses kleine, nichtssagende Gesicht, das ich mir gar nicht klar vorzustellen vermochte und aus dem ich mir, wer weiß weshalb, nur die Nasenlöcher als zwei runde schwarze Punkte gemerkt hatte.

Die anderen Strolche waren nicht schrecklich. Sie riefen mir von weitem beleidigende Spitznamen zu, warfen Steine, ohne zu treffen, und ich erwiderte auf die gleiche Weise. Das war zum Teile sogar manchmal unterhaltend; doch dieser eine, dieser Sommersprossige... O, wenn ich ihn hätte fangen können! ...

Etwa drei Jahre waren vergangen. Ich war schon ein Schüler der dritten Klasse. Noch heute sehe ich jenen herbstlichen, windigen Tag vor mir, der über die Hände peitschte. Die Zweige unseres Kastanienbaumes wiegten sich hin und her; abgehauen von dem Messer der Zeit flogen große, trübe Blätter, zerzaust, gleich einer Regimentsfahne, zur Erde nieder. In der Krone sah man jetzt stachelige, grüne, geplatzte Früchte, und durch die Spalten, die von einem schneeigweißen Häutchen umrandet waren, blickten die braunen, glänzenden Kastanien hindurch. Ein Windstoß stürmte heran, peitschte über die nackten Arme und Finger, schüttelte den Baum, und die reifen, von der Zeit müde gewordenen Früchte fielen,

das dichte Blattwerk durchschneidend, zur Erde hinab... Etwas Ewiges lag darin.

Ich sammelte die hell glänzenden, ungenießbaren und ganz und gar nutzlosen Kastanien und verbarg sie in großen Holzkisten. Mit seltsamer Macht zogen sie mich an, ich erfreute mich an dem Anblick der überaus saftigen dichten Farbe, der ich sonst nie und nirgends begegnet war. Heute weiß ich, daß ich an jenem spätherbstlichen Kastanientage die erhabene Macht der nutzlosen Schönheit — das Geheimnis, das der ersten Liebe nahe ist — empfunden und empfangen.

Meine Leidenschaft zu den Kastanien war so mächtig und uneigennützig, daß sie auch meine Kameraden ansteckte. Kostja Stachelsky und T. kamen zu uns und lasen mit durchfrorenen Fingern diese unnützen Dinge auf.

Gegen Abend gingen wir zu dritt durch die Domgasse. Diese Gasse hatte die Eigenheit, daß sie jeden Weg verlängerte, weshalb man sie nicht benützte. Nahezu in der Mitte der Gasse befand sich ein Querzaun, und man mußte, wollte man den Weg fortsetzen, ihn überklettern. Dieser Umstand hatte für uns die Unbequemlichkeit nicht nur aufgehoben, sondern vielmehr die Gasse besonders anziehend gemacht.

... Nun gingen wir alle drei, und unsere Taschen waren mit den wundervollen, schlüpferigen, frischen, unnützen Kastanien vollgepfropft. Sie klapperten während des Gehens dumpf in den Taschen, und es war trotz des kalten Windes angenehm, an sie zu denken.

„Ich habe zweitausendsechshundert Kastanien an einem sicheren Ort verborgen", sagte ich und wußte, daß sie auf dem Dachboden seien, allein ich versetzte sie im Geiste in jenes geheime Zimmer, das zwischen Dachboden und der Decke unseres Zimmers lag. „Niemand wird sie finden. Es ist ganz unmöglich."

Ich lachte und plötzlich sah ich — ein Wunder!

Ein Wunder! Fünf Schritte von mir entfernt, nein — vier, drei, zwei — denn ich rückte immer vor: er, der sommersprossige Junge, er selbst! Er kletterte behutsam und sicher über den Zaun, sprang mit den bloßen Füßen auf die Erde, hob die Augen und war in unserer Mitte! Wie eine Maus in der Mausefalle!

Nun sah ich ihn, blickte ihn an, Aug' in Aug'. Wie seltsam war's, ihn zu sehen! Ein lebendiges Gesicht, ebenso lebendig wie das meine, — es zuckte erschrocken zusammen, es hoffte, es litt im vorhinein. Und hier die Nasenlöcher, schwarze, runde Flecke — auch sie waren lebendig.

Kostja Stachelsky legte rasch die Hand auf seine Schulter und faßte ihn am Ärmel. Er wußte nicht, daß er der Anführer sei und dachte wohl, es sei einer der Strolche, mit denen wir kämpften. Der durfte nicht entkommen!

Ich ging näher auf ihn zu, und der Sommersprossige schützte für alle Fälle mit dem Ellenbogen des rechtwinkelig erhobenen Armes die Augen. Die Strolche waren stets besorgt, zuallererst die Augen zu schützen. Nun war er in meiner Macht!

Ich wollte weder den Ränkevollen noch den Großmütigen ſpielen, ich ſchloß keinen ſtummen Vertrag mit ihm ab. Ich fühlte, daß es ſo ſein müßte, unumgänglich ſein müßte — als wäre es ein Befehl.

„Laßt ihn gehen!“ Ich ſagte es nicht laut, bloß mit meiner gewöhnlichen Stimme, aber der blaſſe Stachelsky ließ den Arm ſinken.

Ohne den Ellenbogen vor den Augen wegzunehmen, ohne aufzuſchauen, fing der Sommerſproſſige in dem ihm eigenen, mir gut bekannten Tempo zu laufen an.

Er war ſchon weit, aber Stachelsky holte raſch eine Kaſtanie aus der Taſche und warf ſie dem Strolche nach.

„Teufel, daneben“ — ſagte er, und ſich rechtfertigend, fügte er hinzu:

„Weil's in den Fingern ſo friert. Es iſt ſchwer zu zielen ...“

Nacht. Seit einigen Stunden ſchlief ich nicht mehr. Im Dunkel, in dem ſtechend-heißen Bette dachte ich darüber nach, was in der Domgaſſe geſchehen war. Nicht ich war es, der dachte, jemand anderes dachte für mich, jemand, der größer war als mein Hirn und der meines Leibes nicht bedurfte. Sowie der Tag heranbrach, würde er verſchwinden — das wußte ich ... Er dachte, und deshalb vermochte ich nicht einzuſchlafen. Ich lag regungslos, obgleich es mir ſehr unbequem war, ich bewegte mich aber nicht, um Juriſ nicht zu wecken. In der ſchwarzen und nicht bloß nächtlichen Dunkelheit lagen in dem Blechrohre die Beleidigungen, gleich Schuld-

ſcheinen, die man aufbewahren mußte, um ſie zur Zeit vorzulegen.

Schon am Abend vorher hatte ich beſchloſſen, alle Beleidigungen, die lauten und die ſtillen, hinauszulaſſen und zu vernichten. Mochte man mir antun, was man auch wollte: mich ſchlagen, mit Worten verletzen — ich wußte jetzt, daß niemand mich beleidigen konnte, daß dies unmöglich war. Ich hatte braune, traurige Augen, ich würde den Schmerz empfinden und ihm nicht zu entrinnen ſuchen, aber beleidigen konnte man mich nicht. Gleich jetzt, ohne den Morgen abzuwarten, mußte ich zur Küche durchdringen, mußte leiſe den ungeſtrichenen Tiſch hinrücken, die Klappe öffnen und das Schächtelchen „Schmetterling" herausnehmen.

Ich wollte abwarten, bis es drei ſchlug; mochte das Dienſtmädchen nur feſter einſchlafen.

Ich wartete. Wieder begann jener andere durch mich zu denken. Bald waren es Erinnerungen, bald Zukunftsbilder ... Ich ging barfuß durch die Straßen, war ein Irrſinniger; mein Strohhut ohne Band war durchlöchert, und ich konnte mich durch den Schlitz am Kopfe kratzen, ohne den Hut abzunehmen — ſo ziemte es mir ... Ich wollte bis hundert zählen. Eins, zwei, drei ... Jene Nacht war ganz anders, war winterlich, jung, in ihrer Mitte ſtand eine Droſchke, der Vater hatte ſich im Kabinett erſchoſſen, ich begann erſt zu leben ... dreiundvierzig, vierundvierzig ...

Nach drei Stunden zählte ich bis fünfzig und verließ dann leiſe das Bett. Die Kälte in den Füßen beim Auf-

treten auf die Diele habe ich mir für Jahrzehnte gemerkt. Ich ging leise. Warum krachten doch die Bretter aller Zimmer nur des Nachts und niemals am Tage? Diebe und Kinder wissen das gut.

Das hier wäre nun die Küchentür. Ich drückte leise — leise auf die Türklinke, hob, öffnete ... ich tat einen Schritt über die Schwelle, nun war's gleich wärmer. Was war das?

Stimmen. Eine fremde leise Männerstimme. Diebe! Nur schnell laufen, die Mutter, Jurij wecken, die Fensterscheibe einschlagen und auf die Straße hinausschreien ... In solchen Fällen war es erlaubt, die Fensterscheiben zu zerschlagen.

„Leise," sagte unser Dienstmädchen, „wart' einmal."

Ich fühlte, daß sie horchte, und stand regungslos da; sie konnte mich nicht sehen.

Eine Minute verging; die unsichtbaren Fliegen summten.

„Es ist nichts. Es kam dir nur so vor", sagte die frühere Männerstimme wie von unten her, als läge der Mann — ja er lag daneben, zusammen mit unserem Dienstmädchen.

Unendlich beschämend ward's mir zumute, ich fühlte, wie eine warme, rote Blutwelle meinen ganzen Körper überströmte. In wonnigem Erstaunen und bangem Widerwillen erstarrte ich vor diesem unbekannten, schamlosen Geheimnis.

Ich ging, wahrscheinlich unvorsichtig, weg und hörte hinter mir eine laute Stimme: „Wer ist hier?" Ich

warf mich ins Bett und hüllte den Kopf in die Decke ein ...

In dieser Nacht, bei dem langsamen Schlage unserer Speisezimmeruhr, fühlte ich zum erstenmal, daß ich ein Mann sei, daß ich durch unsichtbare Fäden mit dem Geheimnisse des Lebens verknüpft war und daß ich nicht zufällig heranwuchs, sondern genau und bestimmt den mir gebührenden Platz einnahm; und ich begriff zugleich, daß auch für mich ein Weib bestimmt war, irgendein Weib, das mich zu sich hinlassen und mit mir nachts in einem Bette liegen und dann in der Dunkelheit mit sicherer, selbstbewußter Stimme schamlos sprechen würde.

Diesen seltsamen, herbstlichen, windigen Tag, der mir so viele überraschende Erlebnisse brachte, habe ich als Merkstein, als Wendepunkt meines Lebens angemerkt. Es war der 29. August 189 ...

Aus dem Roman: „Der Knabe Wlaß."

Gustav Meyrink: Lazarus Eidotter

Sephardis erster Weg am Morgen nach dem Besuch in Hilversum war zu dem Gerichtspsychiater Dr. Debrouwer gewesen, um Näheres über den Fall Lazarus Eidotter zu erfahren.

Daß der alte Jude der Mörder nicht sein konnte, stand für ihn zu fest, als daß er es nicht für seine Pflicht gehalten hätte, als Glaubensgenosse ein Wort für ihn ein-

zulegen, zumal Dr. Debrouwer als ein selbst unter Irrenärzten ungewöhnlich talentloser und vorschneller Beobachter galt.

Obwohl Sephardi Eidotter nur einmal im Leben gesehen hatte, war dennoch seine Teilnahme an ihm sehr rege. —

Schon der Umstand, daß er als russischer Jude einem geistigen Kreis ausgesprochen christlicher Mystiker angehörte, ließ vermuten, daß er mehr als ein kabbalistischer Chassid sein mußte, — und alles, was diese sonderbare jüdische Sekte betraf, nahm Sephardis Interesse in hohem Grade in Anspruch.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Er hatte sich in seiner Annahme, der Gerichtspsychiater werde den Fall falsch beurteilen, nicht geirrt, denn kaum gab er seiner Überzeugung, Eidotter sei unschuldig und sein Geständnis auf Hysterie zurückzuführen, Ausdruck, als Dr. Debrouwer, der schon äußerlich durch den blonden Vollbart und den „gütigen, aber durchdringenden" Blick den wissenschaftlichen Poseur und Hohlkopf verriet, mit sonorer Stimme einfiel: „Ein abnormer Befund hat sich keineswegs ergeben. Ich habe den Fall zwar erst seit gestern unter Beobachtung, aber so viel steht fest, daß jegliches Krankheitssymptom fehlt."

„Sie halten also den alten Mann für einen bewußten Raubmörder und sein Geständnis für einwandfrei?" fragte Sephardi trocken.

Die Augen des Arztes nahmen den Ausdruck übermenschlicher Schläue an, er setzte sich geschickt gegen das

Licht, damit das Blitzen seiner kleinen ovalen Brillengläser das Imposante seines Denkerantlitzes womöglich noch erhöhte, und sagte, eingedenk des Sprichwortes, daß auch die Wände Ohren haben, mit plötzlich geheimnisvoll gedämpfter Stimme:

„Als Mörder kommt dieser Eidotter nicht in Betracht, aber es handelt sich um ein Komplott, dessen Mitwisser er ist!"

„Ah. — Und woraus schließen Sie das?"

Dr. Debrouwer beugte sich vor und flüsterte: „Sein Geständnis deckt sich in gewissen Punkten mit den Tatsachen, folglich kennt er sie! Er hat es lediglich aus dem Grunde abgelegt und sich selbst als Täter bezeichnet, um den immerhin möglichen Verdacht der Hehlerschaft von sich abzulenken und zugleich Zeit zur Flucht für seinen Spießgesellen zu gewinnen."

„Kennt man denn die näheren Umstände des Mordes bereits?"

„Gewiß. Einer unserer fähigsten Kriminalisten hat sie aus dem Befund festgestellt. — Der Schuhmacher Klinkherbogk hat in einem Anfall von — dementia praecox" (Sephardi horchte auf und unterdrückte ein Lächeln) „seine Enkelin unter Zuhilfenahme einer Schusterahle erstochen, wurde gleich darauf, als er das Zimmer verlassen wollte, von dem eindringenden Mörder getötet und durchs Fenster hinab in die Gracht geworfen. Eine ihm gehörige Krone aus Goldpapier hat man auf dem Wasser schwimmen gefunden."

„Und das alles hat Eidotter genau so angegeben?"

„Das ist's ja eben!“ — Dr. Debrouwer lachte breit. — „Als der Mord im Hause ruchbar wurde, wollten Zeugen den Eidotter in seiner Wohnung wecken, fanden ihn aber vollkommen bewußtlos. Er simulierte natürlich. Wäre er in Wirklichkeit an der Tat unbeteiligt gewesen, hätte er doch unmöglich wissen können, daß der Tod des kleinen Mädchens infolge Erstechens durch eine Schusterahle eintrat. Trotzdem hat er es in seinem Geständnis ausdrücklich erwähnt. Daß er sich selbst auch als Mörder des Kindes ausgab, — nun, das ist sehr durchsichtig: es geschah, um die Behörden zu verwirren.“

„Und auf welche Weise will er den Schuster überfallen haben?“

„Er behauptet, an einer Kette, die vom Giebel des Hauses ins Wasser herabhängt, emporgeklettert zu sein und dem Klinkherbogk, der ihm mit freudig ausgebreiteten Armen entgegengetreten sein soll, das Genick gebrochen zu haben. — Alles Unsinn natürlich.“

„Das mit der Ahle, sagen Sie, könne er unmöglich gewußt haben? — Ist es wirklich ganz ausgeschlossen, daß er es von irgend jemand erfahren hat, ehe er sich selbst bei der Polizei stellte?“

„Ausgeschlossen.“

Sephardi wurde immer nachdenklicher. Seine anfängliche Vermutung, Eidotter habe sich als Täter bezeichnet, um einer eingebildeten Mission als „Simon der Kreuzträger“ gerecht zu werden, hielt nicht Stich. Vorausgesetzt, daß der Irrenarzt nicht log, — woher konnte Eidotter die näheren Umstände mit der Ahle gewußt

haben? Eine Ahnung beſchlich Sephardi, als müſſe ein ſchwer erklärlicher Fall unbewußten Hellſehens bei dem Alten mit hereinſpielen.

Er öffnete den Mund, um den Verdacht, der Zulu ſei vielleicht der Mörder, auszuſprechen, aber ehe er es noch über die Lippen bringen konnte, fühlte er von innen heraus einen heftigen Ruck, der ihn ſofort ſchweigen machte.

Es war faſt wie eine körperliche Berührung geweſen. Trotzdem maß er der Sache keine weitere Bedeutung bei und fragte nur, ob es erlaubt ſei, mit Eidotter zu ſprechen.

„Eigentlich dürfte ich es nicht zugeben," meinte Dr. Debrouwer, — „gar wo Sie, wie man ja bei Gericht weiß, mit ihm noch kurz vor dem Geſchehnis bei Swammerdam beiſammen waren, aber wenn Ihnen ſo viel daran liegt — und da Ihr Ruf als Gelehrter in Amſterdam ja unantaſtbar iſt" — ſetzte er mit einem Anflug von Neid hinzu, „ſo will ich gern meine Machtbefugnis überſchreiten." —

Er klingelte und ließ Sephardi durch einen Wärter in die Zelle führen. — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Der alte Jude ſaß, wie man durch die Beobachtungsluke in der Mauer ſehen konnte, vor dem vergitterten Fenſter und blickte in den ſonnendurchfluteten Himmel.

Als er die Tür öffnen hörte, ſtand er gleichmütig auf.

Sephardi ging raſch auf ihn zu und drückte ihm die Hand.

„Ich bin gekommen, Herr Eidotter, erſtens, weil ich mich dazu verpflichtet fühle als Ihr Glaubensgenoſſe — —“

„Gloobensgenoſſe“, murmelte Eidotter ehrerbietig und machte einen Kratzfuß.

„— und dann, weil ich überzeugt bin, daß Sie unſchuldig ſind.“

„Unſchuldig ſind“, echote der Alte.

„Ich fürchte, Sie mißtrauen mir,“ fuhr Sephardi nach einer Pauſe fort, da der andere ſtumm blieb, — „ſeien Sie unbeſorgt, ich komme als Freund.“

„Als Freund“, wiederholte Eidotter mechaniſch.

„Oder glauben Sie mir nicht? Das täte mir leid.“

Der alte Jude fuhr ſich langſam über die Stirn, als erwachte er erſt jetzt.

Dann legte er die Hand auf's Herz und ſagte ſtockend, Wort für Wort bemüht, ſich ſo dialektfrei wie möglich auszudrücken: „Ich — hab' — keinen Feind. — Auf was herauf? — Und ibber den, als Sie mir ſagen, Sie kümmen als Freund, woher ſoll ich nehmen die Chuzpe, an Ihren Worten zu zweifeln?“

„Schön. Das freut mich; ich werde infolgedeſſen ganz offen mit Ihnen reden können, Herr Eidotter;“ — Sephardi nahm den angebotenen Stuhl und ſetzte ſich ſo, daß er das Mienenſpiel des Alten genau ſtudieren konnte — „wenn ich Sie jetzt Verſchiedenes fragen werde, geſchieht es nicht aus Neugierde, ſondern vor allem, um Ihnen aus der verhängnisvollen Lage, in die Sie geraten ſind, zu helfen.“

Guſtav Meyrink
Nach einem Ölbild von Oskar Kokoſchka

„Zu helfen", brummte Eidotter in ſich hinein.

Sephardi ſchwieg abſichtlich eine Weile und betrachtete aufmerkſam das greiſenhafte Geſicht, das feſt und unbeweglich und ohne eine Spur von Erregung auf ihn gerichtet war.

Er erkannte auf den erſten Blick an den tief eingemeißelten Leidensfurchen, daß der Mann Furchtbares im Leben mitgemacht haben mußte, — dennoch lag, als ſeltſamer Kontraſt dazu, in den weit offenen tiefſchwarzen Augen ein Glanz von Kindlichkeit, wie er ihn noch nie an einem ruſſiſchen Juden wahrgenommen hatte.

In dem ſpärlich beleuchteten Zimmer Swammerdams war ihm all das nicht aufgefallen. Er hatte in dem Alten einen Sektierer vermutet, der unter der Wirkung eines übertriebenen Frömmigkeitsgefühls zwiſchen Fanatismus und Selbſtqual hin und her geworfen wurde, — der Menſch, der jetzt vor ihm ſaß, ſchien ein völlig anderer zu ſein.

Seine Züge waren weder breit, noch hatten ſie das Liſtige oder Abſtoßende, das der Typus der ruſſiſchen Juden aufzuweiſen pflegt. Sie verrieten in jeder Linie eine ungewöhnliche Ideenkraft, trotzdem war ein geradezu erſchreckender Ausdruck von Gedankenleere darüber gebreitet.

Sephardi konnte ſich nicht zuſammenreimen, wie dieſes ſonderbare Gemiſch aus kindlicher Harmloſigkeit und greiſenhaftem Verfall überhaupt fähig war, ein Branntweingeſchäft in einem Verbrecherviertel zu betreiben.

„Sagen Sie mir," begann er ſein Verhör in freund-

lichem Tone, — „wie ſind Sie nur auf den Einfall geraten, ſich als Mörder an Klinkherbogk und ſeiner Enkelin auszugeben? Wollten Sie jemand damit helfen?“

Eidotter ſchüttelte den Kopf. — „Wem hätt ich denn helfen ſollen? Ich hab doch die beiden umgebracht.“

Sephardi ging ſcheinbar darauf ein:

„Und warum haben Sie ſie umgebracht?“

„Nu. Wün wegen die Tauſend Gülden.“

„Und wo haben Sie das Geld?“

„Das haben mich doch die Gaônen“ — Eidotter deutete mit dem Daumen auf die Tür — „auch ſchon gefragt. Ich weiß nicht.“

„Bereuen Sie Ihre Tat denn gar nicht?“

„Bereuen?“ — der Alte dachte nach. „Warum ſoll ich ſie bereuen? Ich kann doch nix dafür.“

Sephardi ſtutzte. Das war nicht die Antwort eines Wahnſinnigen. Er ſagte leichthin:

„Gewiß können Sie nichts dafür. Sie haben die Tat eben gar nicht begangen. Sie haben im Bett gelegen und geſchlafen und ſich alles nur eingebildet. Sie ſind auch gar nicht die Kette hinaufgeklettert, — das hat ein anderer getan; Sie wären ſo etwas in Ihren Jahren nie imſtande geweſen.“

Eidotter zögerte. „Sie meinen alſo, Herr Doktor, ich bin gar nicht der Mörder?“

„Natürlich ſind Sie's nicht! Das iſt doch ſonnenklar.“

Wieder dachte der Alte eine Minute nach, dann brummte er gelaſſen:

„Nu. Das ist gescheit.“ — Keine Spur von Freude oder Erleichterung war in seinem Gesicht zu lesen. Nicht einmal Erstaunen.

Die Sache wurde Sephardi immer rätselhafter. Hätte eine Bewußtseinsverschiebung in Eidotter stattgefunden, würde es der Ausdruck der Augen, die nach wie vor gleich kindlich dreinschauten, oder ein Mienenspiel verraten haben. An absichtliche Verstellung war nicht zu denken: der Greis hatte die Erkenntnis der Tatsache, daß er unschuldig war, hingenommen wie etwas kaum Erwähnenswertes.

„Und wissen Sie auch, was mit Ihnen geschehen wäre,“ fragte Sephardi eindringlich, „wenn Sie die Tat wirklich begangen hätten? — Sie wären hingerichtet worden!“

„Hm. Hingerichtet worden.“

„Jawohl. Erschreckt Sie das nicht?“ —

Offenbar wirkte die Frage nicht auf das Gemüt des alten Mannes. Nur sein Gesicht wurde ein wenig nachdenklicher — so wie von einer Erinnerung erhellt. Dann zuckte er die Achseln und sagte: — „Mir is im Leben schon Schrecklicheres passiert, Herr Doktor.“

Sephardi wartete, was weiter kommen würde, aber Eidotter war bereits wieder in seine totenhafte Ruhe versunken und schwieg.

„Waren Sie von jeher Branntweinhändler?“

Kopfschütteln.

„Geht Ihr Geschäft gut?“

„Ich weiß nicht.“

„Hören Sie, wenn Sie so gleichgültig in Ihrem Beruf sind, kann's Ihnen eines Tages geschehen, daß Sie um alles kommen."

„Freilich. Wann mer nicht acht gibt," war die naive Antwort.

„Wer gibt acht? Sie? Oder haben Sie eine Frau? Oder Kinder, die achtgeben?"

„Meine Frau is schon lang tot. — Und — und die Kinderlich aach."

Sephardi glaubte einen Weg zum Herzen des alten Mannes vor sich zu sehen: — „Denken Sie nicht zuweilen in Liebe an Ihre Familie zurück? Ich weiß ja nicht, ob es schon lange her ist, daß Sie sie verloren haben, aber glücklich können Sie sich doch unmöglich fühlen in Ihrer Einsamkeit! — Sehen Sie, ich habe auch niemand, der um mich wäre, und kann mich daher um so leichter in Ihre Lage versetzen. Wirklich, ich frage jetzt nicht nur aus Wißbegierde, um mir das Rätsel zu lösen, das Sie für mich sind," — unwillkürlich vergaß er, weshalb er gekommen war — „ich frage Sie aus reiner Menschlichkeit und —"

„und weil Ihnen nebbich so zumut is und Sie nicht anders können," ergänzte zu seinem größten Erstaunen Eidotter, einen Augenblick ganz verändert; — in dem bisher leblosen Gesicht war etwas aufgeblitzt wie Mitgefühl und tiefes Verständnis. Eine Sekunde später erschien es wieder als das unbeschriebene Blatt, das es von Anfang an gewesen war, — „Rabbi Jochanan hat gesagt: Ein passendes Ehepaar unter den Menschen zusammen-

zubringen ist schwerer als das Wunder Mosis im roten Meer" – hörte Sephardi ihn geistesabwesend murmeln. Mit einem Schlag begriff er, daß der Alte seinen Schmerz um den Verlust Evas, der ihm selbst momentan nicht klar zum Bewußtsein gekommen war, wenn auch vorübergehend mitempfunden hatte.

Er erinnerte sich, daß unter den Chassiden die Legende ging, es gäbe in ihrer Gemeinschaft Menschen, die den Eindruck von Wahnsinnigen machten und es trotzdem nicht wären, – die zu Zeiten ihres Ichs entkleidet, die Leiden und Freuden der Mitwelt so deutlich am eigenen Herzen erführen, als wären sie selber die davon Betroffenen. – Er hatte es für eine Fabel gehalten, – sollte wirklich dieser sinnverwirrte Greis ein lebendiger Zeuge für die Wahrheit jener Behauptung sein? – Sein Benehmen, die Einbildung, Klinkherbogk ermordet zu haben, seine bisherige Handlungsweise, kurz alles bekam einen neuen Zusammenhang, wenn es sich tatsächlich so verhielt.

„Können Sie sich nicht entsinnen, Herr Eidotter," fragte er im höchsten Grade interessiert, „ob es Ihnen schon einmal passiert ist, daß Sie glaubten, irgendeine Handlung begangen zu haben, die sich später als die Tat eines andern herausstellte?"

„Ich hab mich nix drum gekümmert."

„Aber, daß Sie in Ihrem Denken und Fühlen nicht so beschaffen sind wie Ihre Mitmenschen – wie ich zum Beispiel, oder wie Ihr Freund Swammerdam, werden Sie vielleicht wissen? Neulich, als wir uns bei ihm kennen,

lernten, waren Sie nicht so einsilbig und viel lebhafter. Hat Sie der Tod Klinkherbogks so angegriffen?" — Sephardi faßte voll Teilnahme die Hand des Alten. — „Wenn Sie Sorgen haben oder Erholung brauchen, so vertrauen Sie sich mir an, ich will alles tun, um Ihnen beizustehen. Ich glaube auch nicht, daß Ihr Geschäft am Zee Dyk das Richtige für Sie ist. Vielleicht ist es mir möglich, Ihnen einen andern und — würdigeren Beruf zu verschaffen. — Warum wollen Sie eine Freundschaft, die Ihnen angeboten wird, zurückweisen?"

Es war deutlich zu sehen, daß die warmen Worte dem Alten wohl taten.

Er lächelte glückselig wie ein Kind, das man belobt, aber ein Verständnis für das, was ihm in Aussicht gestellt wurde, schien er nicht zu haben.

Ein paarmal öffnete er den Mund, als wolle er sich bedanken, aber er fand offenbar die Worte nicht.

„Bin — bin ich damals anders gewest?" — fragte er endlich stockend.

„Gewiß. Sie sprachen ausführlich mit mir und der übrigen Gesellschaft. Sie waren menschlicher sozusagen, Sie disputierten sogar mit Herrn Swammerdam über Kabbala. — Ich entnahm daraus, daß Sie sich viel mit Fragen über Religion und Gott befaßt haben." — Sephardi brach schnell ab, denn er bemerkte, daß eine Veränderung im Gesicht des Greises vor sich ging.

„Kabbala — — Kabbala", murmelte Eidotter. „Ja, freilich, Kabbala, die hab ich studiert. Lang. Und Babli auch. Und — und Jeruschalmi." — Seine Gedanken

fingen an, in eine ferne Vergangenheit zurückzuwandern, er sprach sie aus, als stünden sie abseits von ihm, — wie jemand, der auf Bilder zeigt und sie einem andern erklären will, bald langsam, bald schnell, je nachdem sie an seinem Gedächtnis vorüberzogen. — „Aber was drin steht in der Kabbala — über Gott — is falsch. Es is ganz anderst in der Lebendigkeit. Damals — 'n Odessa — da hab ich's noch nicht gewußt. — Im Vatikan in Rom hab ich müssen übersetzen aus dem Talmud." —

„Sie waren im Vatikan?" rief Sephardi erstaunt.

Der Alte hörte nicht darauf.

„und dann is mir verdorrt die Hand." — Er hob den rechten Arm, an dem die Finger wie Wurzeln verkrümmt waren von Gichtknoten. — „In Odessa hat mer geglaubt bei die Griechisch-Orthodoxen, ich bin ä Spion, daß ich verkehr mit die römischen Gojim, — — und auf emol hat's gebrennt in ünserm Haus, aber Elias, sein Nam' sei gepriesen, hat's abgewendet, daß mir sind bloß auf der Gass' gesessen: — meine Frau Berurje und ich und die Kinderlich. — Dann später is gekommen Elias und hat an unserm Tisch gegessen nach dem Lauberhüttenfest. Ich hab' gewußt, daß es is Elias, wenn Berurje auch hat gemeint, daß er heißt: Chidher Grün." — Sephardi zuckte zusammen. Derselbe Name war gestern in Hilversum gefallen, als Baron Pfeill für Hauberrisser das Wort geführt und dessen Erlebnisse erzählt hatte! —

„In der Gemeinde hat mer gelacht ibber mir und wenn sie von mir gesprochen haben, hat's immer geheißen: Eidotter? Eidotter is ä Nebbochant, er lauft ohne Verstand

herüm. — Sie haben nicht gewußt, daß mich Elias unterweist in dem doppelten Gesetz, das Moses dem Josua überliefert hat von Mund zu Ohr" — ein Glanz von Verklärung belebte seine Züge — „und daß Er die zwei verhüllenden Lichter der Makisim in mir umgestellt hat. — Dann war ä Judenverfolgung in Odessa. Ich hab mein Kopp hingehalten, aber es hat die Berurse getroffen, daß ihr Blut is über den Boden hingeflossen, wie sie hat wollen die Kinderlich beschützen, als eins nach dem andern is erschlagen geworden." —

Sephardi sprang auf, hielt sich die Ohren zu und starrte entsetzt Eidotter an, in dessen lächelndem Gesicht keine Spur von Erregung zu bemerken war. —

„Ribke, meine älteste Tochter, die hat geschrien zu mir um Hilfe, wie sie sich haben ibber ihr gestürzt, aber mer hat mich festgehalten. — Dann haben sie mei Kind mit Petroleum begossen — und angezündt."

Eidotter schwieg, blickte sinnend an seinem Kaftan herunter und zupfte kleine Fäden aus den zerschlissenen Nähten. Er schien vollkommen bei Sinnen zu sein und trotzdem keinen Schmerz zu empfinden, denn nach einer Weile fuhr er mit klarer Stimme fort: „Wie ich dann später hab' wieder wollen die Kabbala studieren, hab' ich nicht mehr können, denn die Lichter der Makisim waren in mir umgestellt."

„Wie meinen Sie das?" fragte Sephardi bebend. „Hat das furchtbare Leid Ihren Geist umnachtet?"

„Das Leid nicht. Und auch bin ich nicht umn chtet. Es is so, wie man sagt von die Agypter, daß sie haben

ãn Trank gehabt, der wo vergeſſen macht. — Wie hätt' ich's denn ſonſt überleben können! — Ich hab' damals lang nicht gewußt, wer ich bin, und wie ich's dann doch wieder gewußt hab', hat mir gefehlt, was der Menſch zum Weinen braucht, aber auch ſo manches, was mer zum Denken braucht. — Die Makiſim ſind umgeſtellt. — Von da an hab' ich, ich möcht ſagen: das Herz im Kopf und das Gehirn in der Bruſt. Beſonders manchmal."

„Können Sie mir das näher erklären?" fragte Sephardi leiſe. „Aber, bitte, nur wenn Sie es gerne tun. Ich möchte nicht, daß Sie glauben, ich forſchte aus Neugier."

Eidotter faßte ihn am Armel. „Schauen Sie, Herr Dokter, wenn ich jetzt in das Tuch zwick', haben Sie doch kan Schmerz? — Ob's dem Armel weht tut, wer kann wiſſen? — So is es bei mir. Ich ſeh', es is einmal was geſchehen, was eigentlich hätt' ſchmerzen müſſen, ich weiß es genau, aber ich ſpür's nicht. Weil mein Gefühl im Kopf is. — Ich kann aber auch nicht mehr zweifeln, wenn mir jemand irgend was ſagt, ſo wie ich's in meiner Jugend in Odeſſa noch gekonnt hab'. Ich muß es glauben, weil mein Denken jetzt im Herzen is. — Ich kann mir auch nichts mehr ausgrübeln wie früher. Entweder es fallt mir was ein, oder es fallt mir nix ein; fallt mir was ein, dann is es auch in Wirklichkeit ſo, und ich erleb's ſo deutlich, daß ich nicht unterſcheiden könnt': war ich dabei oder nicht. Deshalb probier' ich's gar nicht erſt, drieber nachzudenken."

Sephardi begriff jetzt halb und halb, wie es zu dem Geständnis vor Gericht gekommen war. „Und Ihre tägliche Beschäftigung? Wie sind Sie imstande, ihr nachzugehen?“

Eidotter deutete wieder auf den Ärmel. — „Das Kleid schützt Sie vor der Näss, wenn's regnet, und vor der Hitz, wenn die Sonn' scheint. Ob Sie sich darum sorgen oder nicht. — das Kleid macht's von selber. — Mein Körper kümmern sich um das Geschäft, nur weiß ich nichts mehr davon wie früher. Hat doch schon Rabbi Simon ben Eleasar gesagt: ‚Hast du je einen Vogel ein Handwerk treiben gesehen? — und doch ernährt er sich ohne Müh' — und ich sollt mich nicht ohne Müh' ernähren?‘ — — Natürlich, wenn die Makisim nicht in mir umgestellt wären, könnt' ich mein Körper nicht allein lassen und wär' an ihn angenagelt.“

Sephardi, durch die klare Rede aufmerksam gemacht, warf einen prüfenden Blick auf den alten Mann und sah, daß er sich anscheinend in nichts mehr von einem normalen russischen Juden unterschied: er gestikulierte beim Sprechen mit den Händen, und seine Stimme hatte etwas Eindringliches bekommen. Die so überaus verschiedenen Geisteszustände waren lückenlos ineinander übergegangen.

„Freilich, aus eigner Kraft kann der Mensch so was nicht vollbringen,“ — fuhr Eidotter versonnen fort —, „da hilft alles Studieren nix und ka Gebet, und auch die Mikwaôth — die Tauchbäder — sind umsonst. Wenn nicht einer von drüben die Lichter in einem umstellt — wir können's nicht.“

„Und Sie glauben, es ist einer von ‚drüben‘ gewesen, der es in Ihnen vollbracht hat?“

„Nu ja: Elias, der Prophet, wie ich Ihnen schon gesagt hab'. Wie er eines Tags is in unser Zimmer gekommen, da hab' ich schon vorher an seinem Schritt gehört: Er is es. — Früher, wenn ich mir gedenkt hab', es könnte sein, daß er einmal unser Gast is — Sie wissen doch, Herr Dokter, wir Chassidim hoffen beständig auf ihn —, da hab' ich immer gemeint, ich müßt zittern an allen Gliedern, wenn er vor mir steht. Aber es war ganz natürlich, so, als wenn ä ganz gewöhnlicher Jud zur Tür herein tritt. Nicht emol das Herz hat mir schneller geschlagen. Bloß zweifeln hab ich nicht daran können, daß er's is, soviel ich mir auch angestrengt hab'. — Wie ich ihn dann nicht mehr aus den Augen gelassen hab', is mir sei' Gesicht immer bekännter und bekännter vorgekommen, und ich hab' plötzlich gewußt, daß nicht ä einzige Nacht in meinem Leben gewesen is, wo ich ihn nicht im Traum gesehen hätt'. Und wie ich weiter und weiter in meinem Gedächtnis zurückgegangen bin (denn ich hätt' doch gern herausgebracht, wann ich ihm zum allererstenmal begegnet bin), — da is meine ganze Jugend an mir vorübergezogen: ich hab' mich als kleines Kind gesehen und dann noch viel früher, in äm frieheren Leben, als ä erwachsener Mensch, von dem ich vorher gar nicht geahnt hab', daß ich's gewest bin, und dann wieder als Kind und so fort und so fort, — aber jedesmal war er bei mir und immer war er gleich alt und hat genau so ausgesehen, wie der fremde Gast am Tisch. — Ich hab'

natierlich ſcharf aufgepaßt auf jede von ſeine Bewegungen und auf alles, was er machen wird, — wenn ich nicht gewußt hätt', es is Elias, wär mir auch dran nichts beſonders aufgefallen, aber ſo hab' ich geſpürt, daß alles, was er getan hat, ä tiefe Bedeutung gekriegt hat. Dann, wie er im Geſpräch die zwei Leuchter am Tiſch miteinander vertauſcht hat, is es mir ganz deutlich geworden, und ich hab' gefühlt, daß er in mir die Lichter umſtellt, und ich bin von da an ä anderer Menſch geweſt, — meſchugge, wie mer in der Gemeinde geſagt hat. — Zu was für än Zweck er die Lichter in mir umgeſtellt hat, das habe ich ſpäter gewußt, als meine Familie is geſchlachtet geworden. — Auf was herauf Berurje geglaubt hat, daß er Chidher Grün heißt, wollen Sie wiſſen, Herr Dokter? — Sie hat behauptet, er hätt's ihr geſagt."

„Iſt er Ihnen ſpäter nie mehr begegnet? Sie erwähnten doch, er hätte Sie in der Mercaba unterrichtet," — fragte Sephardi —, „ich meine damit: in dem geheimen zweiten Geſetz Moſis?"

„Begegnet?" wiederholte Eidotter und ſtrich ſich über die Stirn, als müſſe er ſich erſt langſam klar werden, was man von ihm wolle. „Begegnet? — Wo er einmal bei mir war, wie hätt' er denn wieder fortgehen ſollen? Er is doch immer bei mir."

„Und Sie ſehen ihn beſtändig?"

„Ich ſeh' ihn überhaupt nicht."

„Aber Sie ſagen, er ſei immerwährend bei Ihnen. — Wie ſoll ich das verſtehen?"

Eidotter zuckte die Achſeln. „Mit dem Verſtand läßt ſich das nicht begreifen, Herr Dokter.“

„Können Sie es mir nicht an einem Beiſpiel erklären? Redet Elias zu Ihnen, wenn er Sie unterweiſt, oder wie iſt das?“

Eidotter lächelte. — „Wenn Sie ſich freuen, iſt da die Freude bei Ihnen? Ja. Natierlich. Aber Sie können die Freude doch nicht anſchauen und nicht hören. — So is es.“

Sephardi ſchwieg. Er ſah ein, daß ſich eine geiſtige Kluft des Verſtändniſſes zwiſchen ihm und dem Alten auftat, die ſich nicht überbrücken ließ. Wohl deckte ſich, wenn er es ausſpann, vieles, was er ſoeben von Eidotter gehört hatte, mit ſeinen eignen Theorien über die innere Weiterentwicklung der menſchlichen Raſſe, — er ſelber hatte immer der Anſicht zugeneigt und es auch ausgeſprochen, — geſtern erſt in Hilverſum — daß der Weg dazu in den Religionen und im Glauben an ſie läge, aber jetzt, wo er an dem Greis ein lebendiges Beiſpiel vor ſich ſah, fühlte er ſich durch die Wirklichkeit überraſcht und enttäuſcht zugleich. Er mußte ſich eingeſtehen, daß Eidotter dadurch, daß er dem Schmerz nicht mehr unterlag, unendlich viel reicher war als alle ſeine Mitgeſchöpfe, — er beneidete ihn um ſeine Fähigkeit und dennoch hätte er nicht mit ihm tauſchen mögen.

Ein Zweifel wandelte ihn an, ob das, was er geſtern in Hilverſum in bezug auf den Weg der Schwäche und des Wartens auf eine Erlöſung verfochten, letzten Endes auch richtig ſei.

Er hatte sein Leben, umgeben mit einem Luxus, von dem er keinen Gebrauch gemacht, einsam, abgeschlossen von den Menschen und in Studien aller Art zugebracht, — jetzt schien es ihm, als hätte er dabei so manches übersehen und das Wichtigste versäumt.

Hatte er sich in Wahrheit nach Elias und seinem Kommen gesehnt, so wie dieser arme, russische Jude? Nein, er hatte sich nur eingebildet, er sehne sich, und war sich durch Lesen darüber klar geworden, daß es für die Erweckung eines inneren Leben nötig sei, sich zu sehnen. Jetzt stand einer leibhaftig vor ihm, der die Erfüllung seiner Sehnsucht erlebt hatte, und er, der große Bücherweise, Sephardi, mußte sich sagen: ich möchte nicht mit ihm tauschen.

Tief beschämt, nahm er sich vor, bei der nächsten Gelegenheit Hauberrisser, Eva und Baron Pfeill zu erklären, daß er in Wirklichkeit so gut wie nichts wisse — daß er unterschreiben müsse, was ein jüdischer Schnapshändler, der seiner Sinne nicht mächtig war, über geistige Erlebnisse gesagt hatte: „Mit dem Verstand läßt sich das nicht begreifen."

„Es is wie ä Hiniebergehen ins Reich der Fülle" — fuhr Eidotter nach einer Pause fort, während der er selig vor sich hingelächelt hatte, — „es is kei' Herieberkommen, wie ich früher immer geglaubt hab'. Aber es is ja alles falsch, was ä Mensch glaubt, solang die Lichter in ihm noch nicht umgestellt sind, — so grundfalsch, daß mer's gar nicht erfassen kann. Mer hofft, daß Elias kommt, und dann, wenn er kommt und er is da, sieht mer, daß

er gar nicht gekommen is, sondern: daß mer zu ihm gegangen is. Mer glaubt, mer nimmt, statt dessen gibt man. Man glaubt, mer bleibt stehn und wartet, statt dessen geht mer und sucht. Der Mensch wandert und Gott bleibt stehen. — Elias is in unser Haus gekommen — hat ihn Berurje erkannt? Sie is nicht zu ihm gekommen, also is auch er nicht zu ihr gekommen und sie hat gemeint, es is ä fremder Jud, der Chidher Grün heißt."

Sephardi blickte bewegt in die strahlenden Kinderaugen des Alten. „Ich verstehe jetzt sehr wohl, wie Sie es meinen, wenn ich's auch mit dem Gefühl nicht mitzuerleben vermag, — und ich danke Ihnen. — Ich wollte, ich könnte etwas für Sie tun. — Sie frei zu bekommen, kann ich Ihnen bestimmt versprechen, es wird nicht schwer sein, Doktor Debrouwer zu überzeugen, daß Ihr Geständnis mit dem Morde nichts zu tun hat. — Allerdings," — setzte er mehr für sich hinzu — „weiß ich augenblicklich noch nicht, wie ich ihm den Fall erklären soll."

„Darf ich Ihnen um ä Gefälligkeit bitten, Herr Dokter?" — unterbrach Eidotter.

„Selbstverständlich. Natürlich."

„Dann sagen Sie dem da draußen gar nix. Soll er glauben, ich war's, so wie ich es selbst geglaubt hab'. Ich möcht' nicht schuld sein, daß mer den Mörder findt. Ich weiß jetzt auch, wer's is. Ihnen gesagt: es war ä Schwarzer."

„Ein Neger? Woher wissen Sie das mit einemmal?"

rief Sephardi verblüfft und einen Augenblick von Mißtrauen erfüllt.

„Das is so," erklärte Eidotter gelassen: „Wenn ich im traumlosen Schlaf ganz mit Elias vereinigt war und komm zurück so halb in's Leben in mein Spiritusladen, und es is inzwischen was passiert, so glaub' ich oft, ich bin dabei gewest und hab' mitgemacht. Wenn zum Beispiel jemand ä Kind geschlagen hat, glaub' ich, daß ich's geschlagen hab', und muß hingehen und es trösten; wenn jemand vergessen hat, sein' Hund zu füttern, glaub' ich, ich hab's vergessen, und muß ihm sei' Fressen bringen. Nachher, wenn ich zufällig erfahr', daß ich mich geirrt hab', brauch ich bloß für än Augenblick wieder ganz zu Elias zu gehen und gleich wieder zurückzukümmen, dann weiß ich sofort, wie's in Wirklichkeit gewest is. Ich mach' sowas selten, weil's kan Zweck hat und schon das halbete Weggehen von Elias so is, als ob mer blind wird, aber vorhin, wie Sie ä so lang nachgedenkt haben, Herr Dokter, hab' ich's doch gemacht, und da hab' ich gesehen, daß es ä Schwarzer war, der wo mein Freund Klingherbogk umgebracht hat."

„Wie — wie haben Sie gesehen, daß es ein Neger war?"

„Nu, ich bin wieder im Geist auf der Kette 'eraufgeklettert, bloß hab' ich mich diesmal angeschaut, und da hab' ich schon äußerlich gesehen: ich bin ä Schwarzer mit än roten Lederstrick um en Hals, kane Stiebeln an und en blauen Leinwandanzug. Und wie ich mich innerlich

angeſchaut hab', hab' ich ſchon gar gewußt, ich bin ä Wilder."

„Das ſollte man aber wirklich Dr. Debrouwer melden", rief Sephardi und ſtand auf.

Eidotter hielt ihn am Ärmel feſt: „Sie haben mir verſprochen, zu ſchweigen, Herr Dokter! Um Ellas' willen darf ka Blut nicht fließen. Die Rache iſt mein. Und dann —" — das freundliche Greiſengeſicht bekam plötzlich etwas drohend Fanatiſches, Prophetenhaftes — „und dann is der Mörder aner von ünſere Leut! — Nicht ä Jud, wie Sie jetzt wieder meinen —" erklärte er, als er Sephardis verdutzte Miene bemerkte, — „aber doch aner von unſere Leut! Ich hab's erkannt, wie ich ihn ſoeben innerlich angeſchaut hab. — Daß er ä Mörder is?! — Wer ſoll richten? Wir? Sie und ich? Die Rache is mein. Er is ä Wilder und hat ſein Glauben; Gott ſoll hüten, daß viele ſo än gräßlichen Glauben haben wie er, aber ſei Glauben is echt und lebendig. Das ſind unſere Leut', die wo än Glauben haben, der im Feuer Gottes nicht ſchmilzt, — der Swammerdam, der Klinkherbogk und der Schwarze auch. Was is Jud, was is Chriſt, was is ä Heide? A Name für die, wo ä Religion haben ſtatt än Glauben. Und darum — verbiet' ich Ihnen, daß Sie ſagen, was Sie jetzt über den Schwarzen wiſſen! — Wann es ſein ſoll, daß ich für ihm den Tod erleid', dürfen Sie mir ſo ä Geſchenk wegnehmen?"

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Erſchüttert trat Sephardi ſeinen Heimweg an.

Es ging ihm nicht aus dem Kopf, wie ſeltſam es war,

daß Dr. Debrouwer im Grunde genommen von ſeinem Standpunkt aus gar nicht ſo unrecht gehabt hatte, als er läppiſcherweiſe ſagte, Eidotter ſei im Komplott und wolle durch ſein Geſtändnis Zeit für den wirklichen Mörder gewinnen. Jede einzelne Behauptung ſtimmte, und es war der nackte Sachverhalt, und dennoch hätte Debrouwer nichts Unrichtigeres annehmen und mehr im Irrtum ſein können.

Jetzt erſt begriff Sephardi in voller Klarheit die Worte Eidotters: „Alles, was ein Menſch glaubt, ſolang' die Lichter in ihm noch nicht umgeſtellt ſind, iſt falſch, und wenn's noch ſo richtig iſt — es iſt ſo grundfalſch, daß man es gar nicht erfaſſen kann. Man glaubt, man nimmt, ſtatt deſſen gibt man; man glaubt, man bleibt ſtehen und wartet, ſtatt deſſen geht man und ſucht."

Aus dem Roman: „Das grüne Geſicht."

Heinrich Mann: Die Künſtlerin Fröhlich

Im Saal geſchah ein langes „Hohoboho!". Die Künſtlerin Fröhlich ſtand auf der Schwelle, und die Türöffnung hinter ihr ward ſogleich verſperrt durch die breite Geſtalt des Artiſten Kiepert. Als ſie beide drinnen waren, rief er:

„Sehr ſchmeichelhaft, Herr Profeſſor, daß Sie auch wieder da ſind!"

Die Künſtlerin Fröhlich bemerkte:

„Da is er ja! Na alſo."

„Sie wundern ſich vielleicht —“ ſtotterte Unrat.

„Aber kein Bein“, erklärte ſie. „Helfen Sie mir man aus dem Mantel raus.“

„— daß ich meinen Beſuch ſo ſchnell wiederhole —“

„Wo wär' ich denn!“

Sie hatte die Arme, wie Henkel, an ihrem großen roten Federhut, zog Nadeln heraus und lächelte von unten diebiſch nach Unrat.

„Aber —“ und er war in Not — „Sie meinten ſelbſt, ich müßte wiederkommen.“

„Nu woll!“ — und ſie ſchwenkte den Hut wie ein Feuerrad. Ausplatzend:

„Er iſt zum Schreien! ... Ich wer' Sie doch nich laufen laſſen — Alterchen!“

Dabei beugte ſie, die Hände auf den Hüften, ihr Geſicht ganz dicht vor ſeines.

Unrat ſah aus wie ein Kind, das heftig erſchrickt, weil die Fee auf dem Theater plötzlich einen falſchen Zopf verliert. Die Künſtlerin Fröhlich bemerkte es und holte ſich ſofort aus ihrem Heiterkeitsanfall zurück. Sie ſeufzte, den Kopf auf der Schulter.

„Aber Sie müſſen man nich glauben, daß ich gemeint hab', es könnt' mir gar nich fehlen. Da wären Sie falſch unterrichtet. Ich hab' im Gegenteil immer zu Guſte geſagt: Er iſt doch 'n Doktor und 'n Profeſſor, und ich bin 'n armes unwiſſendes Mädchen, was hab' ich ſo 'nem Mann denn zu bieten ... Frau Kiepert, is es vielleicht nich wahr, daß ich das zu Ihnen geſagt hab'?“

Die dicke Frau bekräftigte es.

„Aber ſie," ſagte die Künſtlerin Fröhlich und zuckte unſchuldig die Achſeln, „ſie wollte ja immer wiſſen, Sie würden wohl wiederkommen ... Na, alſo doch!"

Der Artiſt gab in dem Winkel, wo er ſich umkleidete, unförmliche Laute von ſich. Seine Frau machte Zeichen, die ihn beſchwichtigen ſollten.

„Wer ſagt mir aber," fuhr die Künſtlerin Fröhlich fort, „daß Sie überhaupt wegen meiner kommen ... Sie helfen mir ja nich mal aus meinem Paletot 'raus ... Vielleicht kommen Sie nur wegen den ekligen Bengels, aus die Sie Wurſt machen wollen?"

Und Unrat, errötend, nach Hilfe ſuchend:

„In erſter Linie — eigentlich nun wohl zwar — — urſprünglich ..."

Sie bewegte ſchmerzlich den Kopf.

Die dicke Frau erhob ſich vom Toilettentiſch, um ihnen beizuſtehen. Sie zog eine ausgeſchnittene rote Bluſe an. Sie war gerüſtet und hatte ihren glänzenden Teint von geſtern zurück.

„Warum helfen Sie dem Fräulein denn nicht aus ihrem Paletot raus", ſagte ſie. „Is das 'ne Art und Weiſe, wenn 'ne Dame Sie um was bittet?"

Unrat begann an einem ihrer Ärmel zu zerren. Der ließ nicht los, und die Künſtlerin Fröhlich taumelte in Unrats Arme, worauf er ratlos innehielt.

„So müſſen Sie es machen," — und die dicke Frau unterwies ihn. Ihr Gatte trat lautlos dazwiſchen, ſchon in Trikots, mit einem ſchlangenhaften Fleiſchwulſt von einer Hüfte zur andern und einer behaarten Warze am

Hals. Er hielt ein ganz kleines Zeitungsblatt Unrat vor die Augen.

„Das müssen Sie lesen, Herr Professor, der gibt es der Bande."

Unrat bekam sofort die Sachverständigenmiene, zu der alles Gedruckte ihn nötigte. Er erkannte das sozialdemokratische Lokalblatt.

„Sehen wir denn also," versetzte er, „wie es — immer mal wieder — mit dieser Leistung bestellt ist."

„Ausgerechnet die Lehrergehälter," sagte der Artist. „Wenn ich nicht grade gestern von geredt hätt'."

„Ach was", entschied die Frau und nahm Unrat das Blatt weg. „Gehalt hat er genug, er braucht ganz was anders. Das ist nich deine Sache, nu geh du man raus zu 's liebe Vieh."

Im Saal grunzte, brüllte und pfiff es durch den Donner des Klaviers hindurch. Kiepert gehorchte. Er gab sich unvermittelt das von sich selbst entzückte Ansehen, das Unrat schon gestern in Staunen versetzt hatte, und tänzelte über die Schwelle hinaus in den Saal, der ihn lärmend verschlang.

„Den haben sie weg", sagte die dicke Frau. „Bis sie ihn verknust haben, woll'n mir mal der Rosa in die Kleider helfen, Herr Professor."

„Ja, darf er das auch?" fragte die Künstlerin Fröhlich.

„Er wird doch wissen dürfen, wie eine Frau aus- und angezogen wird. Wer weiß, wozu er das noch mal brauchen kann im Leben."

„Alſo wenn Sie nichts dagegen haben —“ und die Künſtlerin Fröhlich ſtreifte ihren Rock hinunter. Ihr Korſage ſtand ſchon offen, und Unrat bemerkte mit einer Art Schreck, daß ſie unter den Kleidern überall ſchwarz war und glänzte. Aber noch ſeltſamer war für ihn die Erkenntnis, daß ſie keinen Unterrock anhatte, ſondern ein Paar weite ſchwarze Kniehoſen. Sie ſchien ſich nichts daraus zu machen, ſie ſah ganz harmlos aus. Unrat aber war es, als flüſtere an ſeinem Ohr eine erſte Offenbarung von Myſterien, bedenklichen Sachlagen unter der Oberfläche, unter der gut bürgerlichen Oberfläche, die ſich vor den Augen der Polizei auf der Straße zeigt. Und er fühlte einen Stolz, der Angſt enthielt.

Draußen hatte Kiepert großen Erfolg und begann etwas Neues.

„Jetzt muß er ſich doch lieber rumdrehn“, meinte die Künſtlerin Fröhlich. „Jetzt kommt alles runter.“

„Gott Kind, er is ja 'n vernünftiger, ſolider Mann, was kann es ihm ſchaden.“

Aber Unrat hatte ſich ſofort haſtig umgewendet. Er hörte geſpannt zu, wie es raſchelte. Die dicke Frau reichte ihm in großer Eile etwas hin, um die Ecke.

„Da, halten Sie mal das.“

Unrat nahm es, ohne zu wiſſen, was es war. Es war ſchwarz, ließ ſich ganz klein zuſammendrücken und fühlte ſich merkwürdig warm an, warm wie ein Tier. Plötzlich entwiſchte es ſeinen Händen, denn er hatte durchſchaut, warum es ſo warm war, es war die ſchwarze Hoſe!

Indes ſammelte er ſie wieder auf und verhielt ſich ganz ſtill. Guſte und die Künſtlerin Fröhlich wechſelten eilig einige techniſche Urteile, während ſie arbeiteten. Kiepert war ſchon wieder fertig.

„Ich muß raus," ſagte ſeine Gattin, „ziehn Sie mal mit an."

Und da Unrat ſich nicht rührte:

„Stehn Sie auf den Ohren?"

Unrat fuhr herum; er hatte „geſchlafen", wie ſeine Schüler, wenn ihnen die Stunde zu lange währte. Er erfaßte geduldig die Korſettbänder. Die Künſtlerin Fröhlich lächelte ihm über ihre Schulter zu.

„Warum haben Sie mir die ganze Zeit den Rücken zugekehrt? Ich bin ja ſchon längſt wieder anſtändig angezogen."

Sie hatte jetzt einen orangefarbenen Unterrock an.

„Überhaupt," fuhr ſie fort, „ich hab' das ja man wegen Guſte geſagt, vom Rumdrehn. Wegen meiner: — ich möcht' wohl wiſſen, wie Sie mich gebaut finden?"

Unrat ſagte nichts, und ſie rückte ungeduldig den Kopf von ihm weg.

„Ziehn Sie man feſt an! ... Gott, ich ſage! Geben Sie man her, Sie müſſen noch viel lernen."

Sie ſchnürte ſich ſelbſt. Und da er ſeine unbeſchäftigten Hände noch immer hilflos vor ſich hinhielt:

„Wollen Sie denn gar nich nett zu mir ſein?"

„Freilich wohl", ſtotterte er beſtürzt. Er ſuchte und ſagte ſchließlich, er habe ſie in dem ſchwarzen — in dem ſchwarzen Gewand noch hübſcher gefunden.

„Sie kleines Ferkel", ſagte die Künſtlerin Fröhlich.

Das Korſett war in Ordnung ... Auch Guſte hatte Erfolg, gemeinſam mit Kiepert.

„Nu komm' aber ich", ſagte die Künſtlerin Fröhlich wieder. „Bloß 's Geſicht mach' ich mir noch zurecht."

Sie ſetzte ſich vor den Spiegel, fingerte behende mit Doſen, Fläſchchen, farbigen Stangen. Unrat ſah nichts, als daß ihre dünnen Arme immerfort durch die Luft ſtreiften, und vor ſeinen verwirrten Augen bildete ſich ein verſchlungenes Spiel roſa-blaßgelber Linien, die entſtanden, wechſelten, und deren jede, ehe ſie ganz zerging, ſchon durch eine neue erſetzt war. Er mußte unbekannte Gegenſtände vom Tiſch nehmen und ihr bringen. Sie fand, inmitten ihrer fieberhaften Tätigkeit, noch die Muße, mit dem Fuß zu ſtampfen, wenn er etwas Falſches aufhob, und ihn mit dem Blick zu kitzeln, wenn es recht war. Es war ſogar unleugbar, daß ihre Augen die Fähigkeit, zu kitzeln, in immer höherem Grade erlangten. Unrat konnte endlich keinen Zweifel mehr zulaſſen darüber, daß es von den Stiften kam, die er ihr gereicht hatte, mit denen ſie um das Auge herumſtrich, von den roten Flecken in den Winkeln, den roten Strichen über den Brauen und von dem Schwarzen, Fettigen, das ſie ſich in die Wimpern ſchmierte.

„Nu noch den Mund klein machen", verhieß ſie.

Und auf einmal ſah er ihr Geſicht von geſtern wieder, das ganz bunte. Die Künſtlerin Fröhlich ſaß erſt jetzt vor ihm, die eigentliche. Er hatte ſie entſtehen ſehen und merkte es erſt jetzt. Ein flüchtiger Blick eröffnete ſich ihm

auf die Küche, in der Schönheit, Luſt, Seele gemacht wird. Er war enttäuſcht und eingeweiht. Er dachte gleich hintereinander: „Weiter iſt es nichts?“ und „Das iſt aber großartig!“ Das Herz klopfte ihm, — und inzwiſchen rieb die Künſtlerin Fröhlich ſich die farbigen Fette, die es ins Klopfen gebracht hatten, mit einem Tuch von den Händen.

Darauf befeſtigte ſie das verbogene Diadem von geſtern in ihrem Haar ... Der Saal war im Toben begriffen. Sie zuckte mit der Schulter dorthinaus und fragte, die Brauen gerunzelt:

„Haben Sie das vielleicht ſchön gefunden?“

Unrat hatte nichts gehört.

„Nu ſoll'n Sie aber ſehn, was 'ne Harke iſt. Ich ſinge nämlich heut was Toternſtes, drum zieh' ich auch lange Röcke an ... Geben Sie mir man den grünen herüber.“

Unrat mußte erſt nach rechts und nach links über Kleidungsſtücke wegſteigen, daß ſeine Rockſchöße flogen. Schließlich hatte er das grüne gefunden, und im Nu ſtand ſie da, märchenhaft umfloſſen, ohne Taillenbuchtung, nur um Schoß und Schenkel ein wenig eingeengt von einer Roſengirlande ... Sie ſah ihn an, er ſagte nichts, aber mit ſeinem Geſicht war ſie zufrieden. Sie ſchritt in großem Stil auf die Tür zu. Kurz davor wandte ſie ſich um, denn ſie erinnerte ſich des weiten Fettflecks auf ihrer Rückſeite, den Unrat jetzt betrachtete.

„Den brauch' ich den Affen ja nicht zu zeigen, nicht wahr?“ erklärte ſie, mit grenzenloſer Verachtung. Dann

erſchien ſie gnädig in der weit aufgeriſſenen Tür. Unrat ſprang zurück, man konnte ihn ſehn.

Die Tür blieb halb geöffnet. Draußen hieß es:

„Gotts Düwel!“ und „'n grönſieden Kleed!“ und „Wer lang hett, lett lang hängen!“

Auch wurde gelacht.

Das Klavier hatte angefangen Tränen zu vergießen. Im Diskant war es feucht vom Schluchzen, im Baß ſchnupfte es ſich aus.

Unrat hörte die Künſtlerin Fröhlich anſtimmen:

„Der Mond iſt rund, und alle Sterne ſcheinen,
Und wenn du lauſcheſt, an dem Silberſee
Steht deine Liebe, und du hörſt ſie weinen ...“

Die Töne tauchten, gleich matten Perlen auf ſchwarzer Flut, aus der ſchwermütigen Seele der Sängerin.

Unrat dachte: „Immerhin nun zwar —“ Es ward ihm lau und traurig zu Sinn. Er ſchlich ſich an den Spalt und ſah zwiſchen den Ampeln die grünen Falten der Künſtlerin Fröhlich langſam ſich bilden und wieder vergehn ... Sie neigte den Kopf nach hinten; in Unrats Geſichtsfeld erſchien das verbogene Diadem auf ihrer rötlichen Friſur und eine bunte Wange unter einer hohen ſchwarzen Braue. An einem der vorderen Tiſche ſagte eine hingeriſſene Stimme, die Stimme eines breiten Landmanns in blauer Wolljacke:

„Nee, is dat Minſch ſchöen! Wenn ick nu na Hus kam, mach ick jä mien Fru gor nich miehr lieden.“

Unrat ſah ſich den Mann mit geringſchätzigem Wohlwollen an; er dachte:

„Ei freilich nun wohl, Mann.“

Der war nicht dabei geweſen, als die Künſtlerin Fröhlich entſtanden war! Er wußte nicht, was das Schöne war, war nicht berufen, darüber zu entſcheiden, hatte es hinzunehmen, wie's ihm geboten ward, und mußte noch froh ſein, wenn es ihm den Geſchmack an ſeiner Frau verdarb.

Die Strophe endete klagend:

„Im Takte deines Herzens ſchwankt mein Nachen,
Mein Herze weint, und alle Sterne lachen.“

Aber auch unter den Hörern lachte wieder einer mit fettem Pruſten. Unrat, aus ſeiner Stimmung geriſſen, ſuchte vergebens unter den Köpfen. Die Künſtlerin Fröhlich begann die zweite Strophe wieder mit „Der Mond iſt ruhnd“ ... Beim Refrain: „Und alle Sterne lachen —“ lachten nun ſchon ſechs oder ſieben Leute. Einer in der Mitte gluckſte wie ein Neger. Unrat entdeckte ihn: es war ein Neger! Dieſer Farbige ſteckte ſeine Umgebung an, Unrat ſah andere Geſichter ſich in heitere Falten legen. Der Drang erhob ſich in ihm, jene Muskeln aus ihren Verzerrungen zurückzureißen. Er trat von einem Fuß auf den andern, eine Art Qual durchlief ihn ...

Die Künſtlerin Fröhlich verkündete zum drittenmal:

„Der Mond iſt ruhnd.“

„Dat weit wie nu,“ ſagte jemand, breit und entſchieden. Einige Gutgeſinnte erhoben Einſpruch gegen die zunehmende Unruhe. Aber das Gelächter des Schwarzen griff verheerend um ſich. Unrat ſah ganze Reihen von aufgeriſſenen Mündern, ſchwarz, mit ein paar gelben

Hauern aus Lücken hervor, oder mit Halbmonden weißen Beins von einem Ohr zum andern, mit kranzförmigen Schifferbärten unter dem Kinn, oder hinaufgebundenen Borſten auf der Oberlippe. Unrat erkannte den Handlungslehrling, ſeinen ehemaligen Sekundaner, der ihm geſtern am Rande der ſteilen „Grube" ins Geſicht gefeixt hatte, der nun die Kiefer aufriß ſo weit er konnte, zu Ehren der Künſtlerin Fröhlich. Und Unrat fühlte, wie ihm ſchwindelnd ſeine Wut zu Kopfe ſchoß, ſeine von Angſt durchjagte Tyrannenwut. Die Künſtlerin Fröhlich war ſeine eigene Angelegenheit! Er hatte ſie genehmigt, folgte aus den Kuliſſen ihren Leiſtungen, war mit ihr verknüpft und führte ſie gewiſſermaßen ſelber vor! Man vergriff ſich an ihm ſelbſt, wenn man ſich unterſtand, ſie nicht gelten zu laſſen! Er hielt ſich am Pfoſten, ſonſt meinte er hinausſtürzen zu müſſen, um mittels Drohungen, Handgriffen und Strafen die empörte Schar der entlaufenen Schüler zu Gehorſam zurückzuzwingen.

Allmählich hatte er fünf, ſechs von ihnen herausgefunden. Der Saal war durchſpickt mit den Widerſpenſtigen aus alten Jahrgängen! Der dicke Kiepert und die dicke Guſte gingen umher, tranken aus den Gläſern, machten ſich volkstümlich. Unrat verachtete ſie, ſie ſtiegen in die Goſſe. Auf hehrer Höhe ſtand in ihrem grünſeidenen Kleid, mit ihrem verbogenen Diadem, die Künſtlerin Fröhlich, aber man wollte ſie nicht, man rief:

„Dor heft wi nu nooch von!"

Und Unrat konnte das nicht ändern! Es war ſchreck-

lich! Er konnte die Schüler ins Kabuff ſperren, ſie über nicht vorhandene Gegenſtände Aufſätze verfaſſen laſſen, ihre Handlungen ſeinem Dienſt unterwerfen, ihre Geſinnungen drillen, und wenn einer etwas zu denken wagte, ihn anheiſchen: „Sie ſollen nicht denken!“ Aber er konnte ſie nicht zwingen, ſchön zu finden, was nach ſeinem Ermeſſen und Gebot ſchön war. Hier war vielleicht die letzte Zuflucht ihrer Widerſetzlichkeit. Unrats deſpotiſcher Trieb ſtieß hier auf die äußerſte Grenze menſchlicher Beugungsfähigkeit ... Er ertrug es kaum. Er ſchnappte nach Luft, ſah ſich um nach einem Ausweg ſeiner Ohnmacht, wand ſich unter der Begierde, ſo einen Schädel einmal aufzuſchlagen und den Schönheitsſinn darin mit krummen Fingern zurechtzurücken.

Daß die Künſtlerin Fröhlich ſo zuverſichtlich und heiter bleiben und den Schreiern und Ziſchern noch Handküßchen zuwerfen mochte! Sie war eigentümlich groß in der Niederlage ... Nun wendete ſie ſich halb um, vom Publikum weg, und ſagte etwas zum Klavier hinunter. Und jetzt geſchah es allerdings, daß ihre wohlaufgelegte, dienſtfertige Miene ganz unvorbereitet in eine bittere und böſe hinüberglitt, mit einem kleinen Ruck, wie beim Kinematographen. Es ſchien Unrat, daß ſie die Unterredung mit dem Klavier nach Möglichkeit in die Länge ziehe, ſich tunlichſt weit wegwende. Noch weiter ging es nicht; der Fettfleck auf ihrer Rückſeite wäre zur Geltung gekommen ... Auf einmal ſchnellte ſie ganz munter wieder in die Höhe, raffte ihr grünſeidenes Kleid, ſchwenkte

den orangefarbenen Unterrock hoch auf von den Füßen und brach in herzhaftes Trällern aus:

„Wall ieſch noch ſo klain uhnd ſo uhnſchuhldiſch bin."

Ihr guter Mut ward belohnt, man klatſchte, verlangte das Lied von vorn. Als ſie türeklappend zurück war in der Garderobe, fragte ſie mit kurzem Atem:

„Na, was ſagen Sie nu? Fein raus, was?"

Aus dem Roman: „Profeſſor Unrat."

Max Brod: Die neuen Chriſten

„— und gab ihm den Namen Moſes, ſprechend: Aus dem Waſſer habe ich ihn ja gezogen." II. Buch Moſes, II, 10.

Die beiden Literaten verließen mit dem Knaben Gabriel das Haus. — Gabriel war ſtolz, er erwartete große Dinge. Die erſte Nacht außerhalb des väterlichen Hauſes, noch dazu eine Nacht, die der Vater wegen der Straßenunruhen des Tages ausdrücklich als gefährlich bezeichnet hatte. Und alles ſo heimlich, ſo verboten!

Merx hielt ſich plötzlich am Gitter feſt, das Bewußtſein ſeiner Verruchtheit hatte ihn überwältigt. Eigentlich hatte er ja ganz unbewußt alles auf dieſen Erfolg hin arrangiert. Die „Regiebegabung" arbeitete in ihm, auch wenn er es nicht wollte. Dann aber ertappte er ſie

jedesmal doch noch bei der Arbeit und war zum Erbrechen unglücklich über ſeine Geſchicklichkeit. Sein angliſiertes blaſſes Salongeſicht krampfte ſich zuſammen, ſchrumpfte gleichſam ein, floß geradezu durch die tiefen Mundwinkelfalten ins Bodenloſe ab, wie Waſchwaſſer aus einem Lavoir.

„Kommen Sie, Merx, dort die Elektriſche geht uns eben durch. Worauf warten Sie?“ rief Pauſewein, der ſich in ſein Stammcafé ſehnte.

Merx fühlte den Puff nicht, den ihm Pauſewein verſetzte, ſeine Lippen öffneten ſich bei dem Stoß nur mechaniſch. Er wußte kaum, was er redete ... „Ich warte auf meinen Erlöſer“ ... Und diesmal errötete er auch nicht beim Reden.

Pauſewein ſchleppte ihn zur Elektriſchen.

Bald ſauſten die drei im leeren Wagen leere Nachtſtraßen bergab. Das Fenſter ſchepperte, Kaſtagnette des erwarteten Abenteuers für Gabriel. — Das Cottageviertel verziſchte neben den Schienen, eine wohlgeordnete, lebloſe, unzugänglich noble, gleichſam auch geruchloſe Natur. Gartenmauern, Geäſt, Portale warfen ſich herum. Dann kamen doch ein paar Menſchen vorbei. Man näherte ſich dem Zentrum, dann dem Hafenviertel. Mehrere Stränge von Eiſenbahnviadukten ſetzten über die zu einem Hohlweg verengte, abſchüſſige Gaſſe. In den Wölbungen ihrer wie aus ſchwarzen Kohlenziegeln aufgebauten Bogen hing ein ewiger Rauch, braun und ſtinkend. Hoffnungslos ſchienen die weißen Kugeln hoher Straßenlaternen ihn nur immer wilder aufzuquirlen.

Endlich waren ſie am Hafendamm angelangt, ſtiegen aus, warteten vergebens, gingen zu Fuß weiter.

Eine reine Salzbriſe wehte.

Gabriel ſtarrte über den Kai hinweg in den dunkeln Luftraum über dem Meer. „Der Geiſt meines toten Bruders ſchwebt hier über den Waſſern“, dachte er andächtig und baute wieder jene letzte legendäre Barrikade der Revolution vor ſechzehn Jahren. Doch in Wirklichkeit war der Kai leer, und dieſer erſte Nachtausflug begann ihn überhaupt mehr und mehr zu enttäuſchen. War das die „radikale Befreiung der Geiſter“? In der Tramway hatten die beiden von nichts anderem geredet als ſehr kenntnisreich über moderne deutſche Verleger, die Renten, die ſie zahlen, und die Neuausgaben honorarfreier Dichter, die ſie ſich etwa anhängen laſſen. — Endlich näherte ſich eine Gruppe von Menſchen. Es waren vier abgeriſſene Betrunkene.

Jetzt taute Pauſewein aus ſeiner erfrorenen Verdrießlichkeit auf. „Ein wenig mit dem Geld klimpern“, ſagte er wie zu ſich ſelbſt, nahm, ohne hinzublicken, ein Geldſtück aus ſeiner Weſtentaſche und warf es weithin zur Seite. Es klirrte lange, ehe es ſich endgültig niederließ. Pauſewein drehte ſich im Weitergehen mehrmals entzückt um, beobachtete, wie die Trunkenen eifrig immer weitere Flächen nach dem Geldſtück abſuchten, und hatte eine richtige Sportfreude an ihnen. Mit ſportlicher Bedachtſamkeit ließ er denn auch (offenbar machte er dies öfter ſo und hatte ſchon die beſte Methode herausgefunden) ein Stückchen Weges weiter wiederum Geld davonrollen.

Carl Sternheim

Nach einem Ölbild von Max Oppenheimer

Nun würden die vier wohl die ganze Nacht ſuchen und ſchimpfen. — Gabriel fühlte Empörung in ſich, doch zugleich Scham wegen dieſes Gefühls, das er für eine Folge ſeiner philiſtröſen Erziehung und mangelnden Erfahrungen hielt. Klarheit haben wollen, das ziemt ſich wohl nicht, dachte er, — aber ein wenig mehr möchte ich doch wiſſen, wie die beiden über die Hauptſachen denken. Reden ſie abſichtlich von lauter Nebenſachen? Iſt dies das Beſſere, Höhere? Doch vielleicht nehmen ſie es mir nicht übel, wenn ich dennoch ein einzigesmal, nicht öfter, auf die Hauptſache zu reden komme. — Und gewaltſam riß er an ſich: „Hier iſt wahrſcheinlich das kleine Kind heute erſchoſſen worden!“

Er hatte in ein Weſpenneſt geſtochen. Merx fuhr auf: „Was haſt du nur immer mit dem kleinen Kind? Haben denn die Kinder ein beſonderes Recht zu leben? Ein anderes, heiligeres als die Erwachſenen? Sind ſie etwa ganz unantaſtbar? Am Ende auch die ungeborenen Kinder im Mutterleibe? Man weiß ſich ja vor falſcher Sentimentalität heute nicht mehr zu faſſen, wenn das Objekt nur recht zart und klein, womöglich mikroſkopiſch iſt.“

Schüchtern widerſprach Gabriel: „Es iſt nur — weil die Kinder die neue Epoche bringen werden, von der du ſelbſt ſprichſt.“

„Was für eine Epoche denn?“ fragte Merx, ironiſch examinierend.

Gabriel aber erwiderte ernſt und wandte ſich ſogar auch an Pauſewein, den er mit ins Geſpräch hereinzuziehen hoffte: „Die Mechaniſierung und Materialiſierung

unſerer Zeit iſt ſo weit gediehen, daß eine völlige Vernichtung der Menſchheit oder eine völlige Umkehr folgen muß."

„Du haſt mich ſo brav auswendig gelernt wie ein anderer ſeinen Seneka. — Es iſt wahrhaftig zum Verzweifeln mit dir, und ich bin nahe daran, dich gänzlich aufzugeben. Haſt du denn noch nicht begriffen, daß du meine Worte nicht für bare Münze nehmen darfſt! Das mit der Mechaniſierung ſingen ſchon alle Spatzen. Auch ich habe es manchmal, oft, allzu oft als Schlagwort gebraucht, aber ich bitte dich, lerne doch nicht die Schlagworte aus meinen Geſprächen mit dir, ſondern lerne das einzige, was etwa aus ihnen zu lernen wäre: daß ſie alles in Frage ſtellen wollen, auch ſich ſelbſt und ihre Schlagworte und ſogenannten Wahrheiten. Nur eins kann nicht bezweifelt werden: das iſt der Zweifel ſelbſt und die Tatſache, daß jeder Vernunftgebrauch zweifelnd, ſkeptiſch iſt, daher ſich ſelbſt aufhebt. Der Zweifel iſt das letzte, aber zugleich iſt er auch — ein Nichts. Er iſt die höchſte Leiſtung und zugleich der totale Bankrott alles vernünftigen Denkens. Daher nur eines über ihn hinaus übrigbleibt: die Religion, die Gnade, die ſich aber nicht erarbeiten läßt und auch nicht aufhalten, gratia praeveniens et irrestibilis."

„Sie, Berthold," ſagte Pauſewein, wobei er das „th", um ſüdiſche Ausſprache zu markieren, ſcharf aſpirierte, „warum laſſen Sie ſich eigentlich nicht taufen? Sie ſind doch ein perfekter Katholik, Auguſtinus der Zweite."

Merz wurde ſtolz: „Das verſtehen Sie nicht, dazu

ſind Sie zu dumm. — Banal ausgedrückt, für Sie: wenn ich mich taufen ließe, würde ich eine Ganzheit der Perſönlichkeit ſimulieren, die ich nicht beſitze. Es wäre alſo eine Lüge. Denn ich halte zwar den Glauben an Chriſtus für alleinſeligmachend und möchte auch gerne glauben, aber ich kann es nicht. Bin trotz allem, obwohl von der Leere und Sündhaftigkeit der Skepſis überzeugt, ehrlicherweiſe nichts als Skeptiker. Um dieſes Unglück auch äußerlich zu tragen, nicht nur im Innern, bleibe ich Jude."

„Bekannter Standpunkt, Montaigne plus Weltſchmerz", bemerkte Pauſewein, der ſtets rein hiſtoriſch dachte, nie auf die Sache einging. Sein enormes Wiſſen auf allen Gebieten ſchrieb ſich vielleicht von dieſer Anlage her.

Gabriel indeſſen, zu Boden geſtreckt, wühlte ſich nur tiefer in das Problem ein: „Wie, die Welt ſollte nicht vor einer Revolution ſtehen, der ungeheuerſten und notwendigſten, die je da war? Bedenke nur —"

„Ja, dies und jenes. Ich weiß. Aber es war ſeit jeher ſchlimm, und jetzt iſt es ſo wie immer. Es hat immer Böſe und Unterdrückte, Strotzende und Gequälte gegeben. Man ſchreit ja jetzt ſehr: Eine große Welle muß kommen, dies alles wegzuſpülen! Ich ſelbſt ſchreie zuweilen mit. Aber verſuchen wir einmal die Antitheſe. Was ſoll denn geſchehen? Wollen wir das Fleiſch erlöſen? Ja, das geſchieht, aber nicht anders als durch Abtötung, durch Leiden. Wir leiden, wir dürfen leiden, was wollen wir mehr? Wer anderes verſpricht, verſpricht alſo Völlerei,

Huren, Reichtum, weltliche Ehre und Macht: kurz, ist der Antichrist."

Sonst hast du anders geredet, wollte Gabriel sagen, doch erinnerte er sich rechtzeitig, daß dieser Einwand bereits abgeschnitten war. Das Weinen war ihm nahe. Er stammelte: „Und wer die Freiheit verspricht, die Erlösung ...?"

Pausewein pfiff und drehte sich auf einem Bein, phantastisch flatterte sein Havelock: „Erlösung! Theater der Tänze! Junger Mann, ich engagiere Sie für den Baron."

„Schweigen Sie still", wies ihn Merx zurecht. „Mischen Sie sich nicht in Dinge, die Sie nicht verstehen."

„In zehn Lektionen Christentum perfekt. Ich werde bei Ihnen Stunden nehmen."

„Etwas zu Ihren Konfirmandenkenntnissen könnten Sie schon noch von mir hinzuwerfen. Meinen Sie etwa, Sie sind ein Christ? Ein Barbar sind Sie, ein altgermanischer Heide, mit etwas Weihwasser bespritzt."

„Ja, heutzutage sind ja die Juden bald die einzigen Christen, scheint es."

„Halte ich im vollen Wortsinne für wahr. In den letzten fünf Jahren hat es sich so gedreht. Aber nichts zu staunen, Talent zum Christentum haben ja die Juden seit jeher gehabt, das werden Sie mir zugeben."

„Sozialdemokratie?"

„Gehen wir weiter zurück. Christus selbst. Zumindest seine Apostel."

„Auch das war eine Sehnſucht nach Freiheit", nahm Gabriel ſein Thema auf.

„Aber was für eine Freiheit! Der Menſch lebt nicht von Brot allein, das ſchlug damals und ſchlägt noch heute jede Berechtigung ſozialer Bewegungen aus dem Feld. Alle äußere Befreiung iſt nur Sinnbild der inneren. Alle Befreiung überhaupt iſt eine rein ſeeliſche Angelegenheit des Menſchen mit ſeinem Gotte. Einheitlich werden vor ſeinem Gotte, den inneren Zwieſpalt überwinden und ſo die Einheit der Welt herſtellen, aber nicht draußen in der Kommune, auf den Boulevards, — das Gebet gehört ins Kämmerlein. Nur wer ſich ſelbſt befreit, wirkt zur Befreiung der Welt. So ſagt ja auch Meiſter Eckehart, indem er den Sankt Paulus auslegt: Man ſoll mehr auf die innere Wahrheit ſehen als auf das äußere Werk ſelber. Die Schrift (das heißt: alle äußere Übung) tötet, aber der Geiſt (das heißt: ein innerliches Erleben der Wahrheit) macht lebendig. Und wirſt du mir nun entgegnen: der Menſch lebt auch vom Brote, dann ſage ich: mag er, aber das iſt keine Affäre, für die ich mich begeiſtern kann. Das tut er ganz von ſelbſt, ohne alles Zureden. — Merke überdies, hinter all dem ſteht der Zweifel. Der Zweifel, der dich nie zur Ruhe kommen laſſen darf. Vielleicht iſt auch etwas Anſtändiges darin, den Menſchen das Brot zu verſchaffen, von dem ſie leben. Quäle dich ab mit dieſem Zweifel, vielleicht gelangſt du gerade auf dieſem Wege zur Einſicht: der Menſch lebt vom Zweifel, alſo vom Geiſte. Indem du dich dem Zweifel ergibſt, den Zwieſpalt in dir

beſahſt, biſt du eben daran, ihn zu überwinden. Hier verſagt eben das Wort, hier iſt der Punkt, wo das eigentliche Erlebnis beginnt.“ Er machte wieder einen Ausfall gegen Pauſewein: „Was wißt denn ihr Götzendiener Wotans und Agirs vom Chriſtentum!“ fuhr aber ſchnell und mit Eifer gegen Gabriel gewendet fort: „Auch ich habe mich oft für ſoziale Reformen begeiſtert, redlich! Aber natürlich war es mir nie um das äußere Wohl der Proletarier zu tun, ſondern ich ſagte mir nur: Man muß dieſen Menſchen die äußere Ruhe und ſo die Möglichkeit verſchaffen, ſich innerlich zu befreien. — Hier aber greift eine höhere Überlegung ein: Wer im Stande der Gnade iſt, en pneumati, der bedarf äußerer Ruhe nicht. Je mehr es ſtürmt rings um ihn, in ihm wird es deſto ruhiger. Je ſchwerer er es hat, deſto leichter. Ja, man muß mit Martin Luther ſagen: Wer nicht Unterdrückung und Tiefe leiden will, wird nie die rechten Taten Gottes erfahren und ihn darum auch nie recht lieben und loben.“

„Ein Minimum muß der Menſch aber doch haben, um nicht zu verkümmern.“

„Verkümmern! Du kommſt mit Ausdrücken und Maßen dieſer Welt! Wir ſprechen aber doch von der wahrhaften realen andern Welt. Wir ſind im Tranſzendenten, und da gibt es keine Grenzen, keine Hinderniſſe. Mögen Hunderttauſende verkümmern: ein einziger, der ſich aus Schmerzen läutert und emporringt, gilt in der Ewigkeit mehr als dieſe Hunderttauſende. Ja, was ſpreche ich noch von einem und von vielen, die Zahl überhaupt iſt ja aufgehoben, wenn die große Erfüllung eintritt.

Dieſer eine erlöſt nicht ſich allein, ſondern in ſich die ganze Welt. Faſſe doch den Gedanken: Ewigkeit, Unendlichkeit. Alle Zeit iſt zerſchnitten, ihr Gewebe niedergefallen. Nur noch Einheit iſt da, die eine einzige Einheit. Und der Menſch vereinigt ſich mit der Einheit, nur er iſt, nichts mehr außer ihm. — Wo haſt du dann noch Platz für die Millionen, die im Zeitlichen verhungert ſind, vielleicht unter den ſchrecklichſten Verhältniſſen, zugegeben, aber wo haſt du auch nur noch Platz für dich und mich, für eine Revolution, im beſonderen für dieſen nächtlichen Kai, die Schießerei heute, das getroffene Kind und ſo fort, und ſo fort! Ich ſage dir, mit unſeren Werken können wir nichts dazu tun. Unſer Teil iſt: denken, zweifeln, uns emporfoltern durch Zweifel. Jedes Tun iſt in ſich ſelbſt widerſprechend und erbärmlich, mit einer einzigen Ausnahme: der Miſſion, der propaganda fidei." Er hielt Gabriel und Pauſewein während der letzten Sätze mit unwillkürlich zupfenden Bewegungen an ihren Kleidern feſt, blieb ſelbſt ſtehen. So war es ſeine Gewohnheit, wenn er bei der Debatte in höchſte Erregung kam. Dann ging er nicht von der Stelle, ganz aktiv im Geiſte, körperlich ſtarr. Sonderbar, dabei erinnerte er an die alten Juden, die Freitags aus der Synagoge gehen, immer wieder im eifrigen Geſpräche haltmachen. Gerade während er mit aller Kraft das Judentum verleugnete, zeugte ſein Blut davon.

Auch Pauſewein ſtand jetzt. Er ſtieß mit dem Fuß an etwas Hartes. Es war eine Stange mit einer Papierfahne, deren Worte er vorlas: „Wir wollen Kohlen!"

Alſo nun war man an der richtigen Stelle. Hier hatte der Zuſammenſtoß der Arbeiterfrauen mit dem Militär ſtattgefunden. Gabriel griff zaghaft nach der Fahne.

„In den Extrablättern ſtand es anders“, berichtete Pauſewein, kenntnishalber. „Wir brauchen Wärme — wir wollen Kohlen — gebt Feuer!“

„Sehr ſchön“, flammte Gabriel neuerdings auf.

„Zu geiſtreich“, ſtellte Merx feſt und ſetzte ſich wieder in Schritt.

„Es erinnert an eine Epiſode aus der Kommune,“ regiſtrierte Pauſewein, „an den Umzug der ſechstauſend Freimaurer mit Schurzfellen, Winkelmaß und Kelle und mit weißen Fahnen: Aimons-nous.“

In dieſem Augenblicke war es Gabriel, als höre er eine feine Stimme um Hilfe rufen. Der brauſende Seewind täuſchte wohl, er achtete nicht darauf: „Wozu wollen alſo eigentlich immer wieder einige Menſchen die Welt ändern!“

„Um ſich lächerlich zu machen. Aimons-nous. Revolution iſt Vereinsmeierei. Ich würde ſo einen Aimons-nous ſchön zum Teufel ſagen. Selbſt wenn ich an die Ehrlichkeit der Weltverbeſſerer glaubte: im Grunde kann kein Menſch dem andern helfen. Und wenn in dieſem Augenblick einer aus den Wolken käme und mir freundlichſt ſeine Hilfe zur Erlangung aller Heilsgüter anböte, eine Hilfe von außen, die ſtets ein Mittelding ſein muß von Magie und philiſtröſer Anbiederung: von mir hätte er nichts anderes als einen Fußtritt zu erwarten.“

Nun aber ſcholl es ganz deutlich aus dem Waſſer neben dem Kai: „Hilfe! Hilfe!“

Alle drei ſtürzten an den Rand und erblickten unten in den ſchwarzen Wellen zwiſchen den ſchaukelnden Booten eine Geſtalt, die, ganz nahe am Lande bereits, Schwimmbewegungen machte, aber ſo ſchwach und haltlos, daß ſie nicht von der Stelle kam. Offenbar konnte ſie ſich der Strömung nicht mehr recht erwehren. Wie ihr beiſpringen! Der Hilferuf klang nun auch ſchon matter, erſtickter. — Pauſewein war der erſte, der eine Strecke auf dem Damm zurücklief, dort ein langes Landungsbrett packte, es auf das zunächſtliegende Boot anſchob, ſelbſt hinüberſetzte und nun vom Verdeck aus der ertrinkenden Perſon ein Tau zuzuwerfen ſuchte. Die beiden andern waren ihm gefolgt, Merx hielt einen Holzknüppel, Gabriel eine aufgeraffte Eiſenſtange, ſo ſuchten ſie das Tau zu lenken und der Perſon im Waſſer zuzureichen. Man konnte nun deutlich ſehen: es war ein Mann da unten, der nicht mehr ſchrie, da er bemerkte, daß man ihm Hilfe bringen wollte, der aber in höchſter Todesangſt wie bittend die Hände emporwarf und bei jedem der kraftloſen Tempi bereits tief mit dem Kopf einſank. — Doch das Tau langte nicht zu oder war nicht richtig geworfen, der Schwimmer konnte es nicht packen. Da riß Merx Winterrock, Rock und Weſte von ſich, er wollte ins Waſſer ſpringen. Doch Gabriel hatte eben eine kleine Treppe entdeckt, die an das Boot angelegt war und bis zum Waſſerſpiegel hinabführte; die eilte er blitzſchnell hinunter, ſchwang von der unterſten Stufe

aus das Seil kräftig vorwärts, und wie er es nun auswarf, wurde es ihm von dem Fremden förmlich aus der Hand geriſſen. Nun ging es leicht, den Mann heranzuziehen, ihn zu dritt aus dem eiskalten Waſſer heraufzuheben und auf dem Verdeck auf die Beine zu ſtellen. „Alſo doch! Man kann dem andern helfen“, flüſterte Gabriel überwältigt, ohne die Abſicht, Merz oder irgend jemanden zu widerlegen ...

Aus einem unveröffentlichten Roman

Carl Sternheim: Die Schweſtern Stork

Achtzigtauſend Mark hinterließ Kaufmann Stork ſeinen Töchtern. Fünfundvierzigtauſend bekam Martha, den Reſt das Kind Maria. Gründe für die ungleiche Erbſchaft waren im Teſtament nicht angegeben, doch als der Vormund zuſtimmte, blieb die Verfügung des Toten. Die Ältere wird mit der Erziehung der Kleinen Plage haben, dachte man. Zudem hinkt Martha. Das verdient ein Pflaſter.

Und wäre der Zahlenunterſchied zuungunſten Marias größer geweſen, ſie hätte keinen Verteidiger ihrer Rechte gefunden, weil die Zwölfjährige im Kleid bis zum Knie ſchön war, und in den Gedanken aller Welt ſchon der reiche Freier mit ihr ging. Das ihr beſtimmte Geld würde zu einer Erziehung reichen, die ſie zu ihrem Platz auf der Menſchheit Höhen befähigte. Mehr bedurfte es nicht.

Vor den Toren der Stadt, wo Häuſer durch Wieſen getrennt ſtehen, nahm Martha die Wohnung. Voll elter-

lichen Hausrats, Kiſſen und Decken eigener Stickerei darüber, ſchienen die Stuben wohnlich und warm. Sah man durchs Fenſter, lag mit Hügeln und Tiefe die Landſchaft ſo, daß ein weiter Horizont Bewußtſein der Freiheit unterſtrich.

Der beſte von vier Räumen war Wohnzimmer, verſchloſſen und kaum betreten. Aus ſchmaler Rente, wußte Martha, hatte ſie kein Mittel, der Schweſter von Zeit zu Zeit die für die kindliche Erwartung notwendigen Überraſchungen zu bieten. Darum ſollten hinter verſchloſſenen Türen die Geheimniſſe erwachenden Lebens wohnen, und Maria ſelten einen Blick auf die wirklichen Seſſel und Spiegel tun, zwiſchen denen das ſchwer zu Nennende ſich bewegte. Dort ſollte bodenloſe Tiefe, überſinnliche Weite, das Loch der Erde und des Himmels Unendlichkeit ins Weltall münden, von da her alle Figuren, die für Marias Entwicklung erwünſcht ſein möchten, auftreten. Denn vom Tag an, da der Vater ſtarb, hatte Martha, das ältere Mädchen, ihre durch nichts mehr geſchwächte Empfindung als umfaſſende Liebe auf das anblühende Geſchöpf geworfen, von den Menſchen ihr Schweſterchen und Maria genannt, das aber für Martha irdiſchen Geſchehens Mittelpunkt und namenlos zu werden begann.

Als vor zehn Jahren das Geſchwiſter noch in Kiſſen lag, war die halb erwachſene Erſtgeborene ſelbſt Anlaß kühner Träume für die Eltern geweſen. Schien ſie damals nicht ſchön, hing in Locken und Franſen ihres Putzes ſoviel Anmut, daß ihr Kommen ſtets Freude und Überraſchung bedeutete. Da zudem die Umſtände der Familie

geordnete, ſelbſt wohlhabende waren, zog ſich manch Heiratswilliger an die Jungfrau heran, und geraume Weile hatte man unter Bewerbern die Wahl. Zu dieſem Zeitpunkt zerſtörten Unglücksfälle des Vaters Vermögen, und eines Tags, als trotz deutlicher Miſere durch der Eltern Bemühung das Mädchen noch über den Unbilden des Lebens ſchwebte, erreichte ſie ein Unfall, der ihr durch Verkürzung eines Fußes die Sicherheit raubte, von aller Welt nicht unterſchieden, frei durchs Leben zu gehen.

Denn jetzt war für ſie alles weſentlich geändert. Unter vielen blieb ſie durch Mangel kenntlich, in jeder Gemeinſchaft peinlich gezeichnet. Alle Begrüßung quittierte ihr Hinken, und ſie kannte den Eindruck ihres Auftritts ein für allemal. Mochte ſie erſt hoffen, es könne ihr einer begegnen, der das Gebrechen nicht im erſten Blicke widerſpiegelte, verlor ſie den Glauben bald, verſchwand ganz zu ſich und einer Beſchaulichkeit, in die gelegentliche Teilnahme der Menſchen wie Biß ſchmeißender Inſekten drang. Sie ließ ſich auf das ſeit ihrer Geburt Geweſene prüfend ein, ordnete das verwirrte Geſtränge verfloſſenen Seins mit immer reiferem Urteil. Gab aller Perſon und ſich ſelbſt Bedeutung im Lebensplan nach einem Einmaleins, das zu häufig von ihr überrechnet war, um noch Fehler zu enthalten.

Mit dem Holzklotz unter den Schuhen hatte Martha für den höheren bürgerlichen Geſichtswinkel einen Stich wie die Birne den braunen Fleck auf der Haut. Zur Repräſentation in mittleren Laufbahnen wußte ſie ſich ungeeignet, als Rechtsanwalts- oder Arztensgattin, Kauf-

manns- und Beamtenfrau hätte man ſie nur noch vorſtellen können, murmelte Fama eine entſchuldigend große Mitgiftsſumme. Doch war davon keine Rede mehr und das Mädchen bündig Ausſchuß. Immer weniger ließ die Welt ſie darüber im Zweifel, doch immer deutlicher zeigte auch Martha gefrorene Verachtung.

Selbſt die Eltern hatten Enttäuſchung über das Unglück nicht emſig genug verheimlicht, als daß ſie mit ihnen eine Ausnahme gemacht hätte. Die Mutter, aus dem Land der Vlamen, von ihrem Mann einſt nach Deutſchland geführt, hellhaarig, fleiſchlich und genußfroher Menſchlichkeit wie ihre Landsleute auf den Schildereien des Brueghel, ſprach ihre zertrümmerte Hoffnung auf dem Sterbebett noch aus, wozu Martha gläſern lachte. Der Vater, ein ſtiller Thüringer, würgte ſie glücklich mit in den Tod hinüber. Martha war ſchließlich froh, als ſie Begriff von Niedrigkeit und Durchſchnitt nicht mehr auf lebende Erzeuger anwenden mußte. Vielleicht hätte ihr ferneres Leben ſich niemals aus Verzicht erhoben, wäre einen Augenblick lang nicht das Ufer jenſeitiger Empfindungen für ſie ſichtbar geworden.

Einundzwanzig Jahr mochte ſie alt geweſen ſein, da hatte im Warteſaal eines Bahnhofs ihr der Mann entgegengeſeſſen, deſſen Blick wie ein guter Gedanke auf ihr Geſicht, die Bruſt, ihr ans Herz geflogen war. Schließlich blieb ſie betäubt von ſeiner Dringlichkeit in warmem Fluß ihres Blutes und ließ ſich, Vergangenheit leugnend, bis in die Knochen bezaubern.

Vor ihr der Zeiger der gewaltigen Uhr war immer

näher an die Abfahrtsminute des Zuges gerückt, doch konnte sie sich, aus dem Innersten her fürchtend, nicht erheben. Als aber das letzte Zeichen rief, war sie todesgewiß vor ihm hochgeschossen, schräg und schief in ihren Weg zum Bahnsteig eingetaumelt.

Von hinten hatte Rede geklungen, eine Stimme sprach — und ob sie schon ein Dutzend Schritte gemacht — frei ohne Unterton, Worte, die der Mann zum Weib spricht, mit ihrer Durchschnittlichkeit sie berauschend. Die sie schlürfte, wie ein Durstender die Zunge mit allen Warzen ins Nasse hängt. Er sei, habe — und während ein entschlossener Blick sie durchschnitt, sie aber kippte in himmlischem Trotz ein Schrittchen beiseite — kurz, er möchte und wolle! Dabei floh Vorsatz aus seinen Augen, Gefühl stand leibhaftig da.

Diesen Abend heimgekehrt, hatte sie in bunter Lust geschaukelt, auf zerwühlten Kissen Fahrten in vergitterte Bezirke gewagt und war mit hellem Aufschrei eingeschlafen. In den Tagen der Erwartung bis zum Wiedersehen hatte sich Gebet verdichtet, und als zur angesagten Stunde sie am Ort erschien, war sie gewillt, im wohlgefälligen Opfer des Messers Stoß mit der Herzmitte aufzufangen.

Der Mann war nicht dort. Erschien nicht und wurde nicht mehr gesehen, noch kam von ihm je wieder Laut. Da wurden, was Glaube auch anfangs zu des Entschwundenen Rechtfertigung sagte, die Türen in die Welt der Menschen zugeschlagen, ein Wall gegen das Mitlebendige gebaut. Aus der Gewißheit ihres bis dahin

ſicheren Anſtandes und ihres ſchnellen Entſchluſſes zu bedingungsloſem Fall aber entſchied Martha die Unwahrheit aller über das junge Mädchen von heute in Erzählungen der Dichter ausgeſagten Dinge. Das war längſt nicht mehr das kühl abſeits ſtehende Figürchen der Romane, aber mit Mann, Weib und dem Jüngling ein Fleiſch, bereit, jeden Tag in den Wirbel der Geſchlechtsliebe zu tanzen.

Aus dieſem Tanz langten die meiſten ums Ende der zwanziger Jahre gerupft und ſchon aus den ſeeliſchen und leiblichen Fugen vor der ſchwarzen Wand an, die das Elend eines zu jedem Aufſchwung endlich unfähigen Lebens einſchließt. Man hatte ihnen die Haut innen und außen gegerbt und warf den Abfall auf den Miſt. Keine hatte in den Händen der karrieremachenden Kerls das geringſte gewonnen, nicht ein Lot geiſtigen Fleiſches angeſetzt. Ihre Seele war ein Ausguß bürgerlichen Spülichts geweſen, männlichen Trübſinns die elaſtiſchen Körperchen. Jetzt kerbten Narben das Fell, und ſie konnten nur noch den Abdecker erwarten. Die einzelnen unterſchied voneinander die beſſere oder ſchlechtere geldliche Lage. Im übrigen klatſchten und verleumdeten ſie um die Wette, die Zeit totzuſchlagen.

Als die Bäckchen des Kindes Umriſſe für ein reizendes Antlitz formten, plötzlich eine Stirn edel kam, und Lippen ſich ausdrucksvoll biegen wollten, war Maria ein Mädchen von zehn Jahren geworden. Von ihrem Guckloch auf die Szene des Lebens, wo Puppen ſinnloſe Auftritte ſpielten, ſah Martha in den Blick der Schweſter

um. Es war dann, als liefe Bergwaſſer über die Fenſter ihrer Augen und ſpülte ſie klar. Auf einmal ſtand Himmel bei Hölle auf Erden, und das Gute und Schöne ſah Martha in einem Kind wie das Abſcheuliche aller Menſchheit ein. Damit war ihre Laune aus dem bisherigen Dunkel mitunter ins Licht gerückt, das ſie durch Anſchluß an die Kleine reichlicher zu gewinnen ſuchte. Aus banalen Gewißheiten des zwanzigſten Jahrhunderts trat ihr Bewußtſein in das zeitloſe Träumen der Jugend zurück.

Bei des kranken Vaters Pflege bekam Maria zuerſt Geſicht. Bisher war ſie angezogen, auf Stühle geſetzt und herabgenommen worden. Außer beſcheidener Antwort auf Zurechtweiſungen hatte man nichts von ihr erwartet. Jetzt fiel auf, wie ſie ungerufen ins Krankenzimmer juſt in Augenblicken trat, wo alle Mittel, den Leidenden zu ſtillen, verſagten und dann Bewegungen, irgendwie Schritte und ein Nahen hatte, das des Erſchöpften Blicke ihr erwartungsvoll zuwandten. Sank an ſeiner Bruſt ſie zierlich in die Kiſſen und tauchte das Köpfchen zu ihm, weißblondes Haar auf ihn ſchüttend, fuhr ſanfter Atem aus des Vaters gekniffenen Lippen. Vom oberen Bettrand ſah Martha des Kindes Augen mit Ausdruck auf den zerfallenen Mann gerichtet. Blau mit Silber bebte reichlich in ihnen und war ſchließlich ein Stern, der das Zimmer bis in die Winkel hellte. Als einer Ebenbürtigen überließ Martha die Handreichungen für den Kranken der Kleinen, die ſacht an dem Liegenden zog und zupfte oder mit überlebensgroßen Griffen des Körpers Laſt in die gewünſchte Lage hob. Auch nahm

ſie Auswurf und Exkrement ſchwebenden Ganges fort und hatte beim Wiederkommen ein doppelt Segnendes und Geſegnetes. Mit engelhafter Sachlichkeit entblößte ſie den Mann, tat ihm das Nötige mit entrückten Händen.

Da war, ſah Martha, aus zwei Raſſen, ein Gefäß von ſolchem Wert gebildet, daß aller Inhalt der Erziehung, ehe man ihn einſchüttete, gewogen, geſiebt und nachgeſiebt werden mußte. Aus der eigenen Erfahrung wagte ſie der Schweſter darum kaum etwas mitzuteilen, legte bei einfacher Anrede den Finger vor die Lippen und verbot ſich das Wort. Und doch trat von Tag zu Tag die Mahnung „Unterricht" ſtrenger an ſie heran, beſonders als mit des Vaters Tod Marias Entwicklung ganz in ihre Hand gegeben war.

Bei Prüfung des eigenen Lehrganges erkannte Martha ſofort, wie nach beigebrachtem Leſen und Schreibenkönnen man mit aller Lektüre ihr Einbilden für feſtgelegte Allerweltsideen geſtohlen hatte. Den durchgreifenden Erfolg des Syſtems konnte ſie an Mitſchülerinnen ſehen, die von ſolchen Vorſtellungen heute wie von Hebeln gelenkt, als Signalſtangen im Städtchen ſtanden und mit grünem oder rotem Licht ein bürgerliches „Erlaubt" oder „Nichterlaubt" für die Fahrt jedes Einzellebens ſtellten. Sie wußte auch, wie ſchwer ſie ſich von gelernten Begriffen des Bedeutenden und Heldiſchen hatte befreien können, und daß es ihr ohne den verhängnisvollen Unglücksfall nicht gelungen wäre. Wie körperliche Entſtellung ihr zur Ablöſung vom böſen Schema des Menſch-

ſeins geholfen, ſchloß ſie, müſſe Glanz der Erſcheinung Maria zur Anerkennung billiger Gemeinſchaftswünſche führen, weil mit der Geſamtheit im Wollen einig, ſie erſt die durch Natur geſchenkte Macht ausmünzen könne, drängte durch Erziehung man ſie nicht in andere Richtung fort.

Saß über Unterrichtsanfängen Maria im Erker, der am Schlafzimmer hing, ſah Martha die Buchſtaben Malende aufmerkſam an: es war der junge Rumpf ſo ins Fenſter gedreht, daß vom Scheitel zur Sohle die Körperachſe durch das gewendete Haupt, den übers Knie geſchlagenen Schenkel in ſchönem Verhältnis geteilt wurde. So war der zeichneriſche Eindruck. Unbeſchreiblich war das Farbige: Haut des Geſichts und eines freien Halſes machten mit Fliederblüten hinter bläulichen Scheiben ſchwimmend in Licht ein ſchimmerndes Email, das oben im Schaum des Haares ſich löſte. Unten gaben dunkle Tinten von Rock, Stuhl und Schuh die Vorſtellung des Bodens, in dem das Blühen wurzele, unterbrochen nur vom Streifen weißer Hoſe, der aus überſtülptem Bein wie eine Schleife am Bukett hing. Stets würde alle Welt bewegt dieſem Bild anhangen, ehe es noch Laut von ſich gegeben, Worte, Reden nicht auf ihren Wert prüfen. Mit Anſchauen ganz geſtillt.

Es mußte vor dem Bedürfnis der Menſchen, anzubeten, eine Kluft aus Marias anderem Verlangen ſich öffnen: das im Rohſtoff Vollkommene durch Verdienſt erſt wirklich koſtbar zu machen. Leicht ſah Martha das Mittel ein: Erziehung zu vollendeter Geiſtigkeit. Doch

ohne zu wiſſen, wie ſie die Elemente an Maria bringen könne. War ihr eigenes Wiſſen rein und von Abſichten frei, war es doch mehr als beſchränkt.

Manche Nacht kämpfte an der Jüngeren Seite die Ältere harten Kampf. Sie wußte ſich nicht fähig zu lehren, was zu lehren war und mochte nicht Lehrer oder Unterrichterin an das Kind laſſen. Das lag wie eine gemalte Putte ſelig zu Bett. Im Schlaf hatte ſich alles pausbackig an ihr gewölbt. Über dem Enſemble wob gewolkter Atem. Von Fremden konnte ſie das gute Gewiſſen nicht fordern, das ſie bereit war, dem Engel gegenüber ſtets zu haben. Selbſt wollte ſie Tag und Nacht vorlernen, was Maria begreifen mußte, ſollte ſie nicht nur durch Erſcheinung, ſondern innere Bedeutung den Maſſen und ihren Inſtinkten entrückt ſein.

Sie ließ die Schulbücher der jungen Generation kommen und war in Trauer geſtürzt. Vor ihr lag ein Leſebuch für Mittelſchulen. Sie las die Kapitelüberſchriften: „Bürgerpflicht", „Ich möchte Steuern zahlen", „Die Wäſche im kaiſerlichen Haushalt". Im Lehrgang für Erdkunde gab es bei der Schilderung des entfernteſten Erdwinkels nur Hinweiſe auf die Heimat. Was dieſer Weltteil bei dem Reichtum ſeiner Bodenſchätze bedeuten könnte, wäre er deutſche Methoden anzuwenden imſtande. Nirgends wurden dem jugendlichen Eindruck die fremden Himmel mit ihrer zu begreifenden Beſonderheit, ſondern am Maßſtab der eigenen Verhältniſſe überall Mängel gezeigt, die nach der Pädagogen Anſicht dem ganzen Erdball ſonſt anhafteten. Wo aber auf eigenem Boden die

Macht der Obrigkeit zu Ende war, verſuchte man gleichviel, Materie unter die geltenden Vorſchriften zu bringen. In der Abteilung „Naturleben“ hießen die Aufſätze: „Wenn die Natur ſtraft“, „Die Polizei in der Tierwelt“, „Das Schöffengericht der Mutter Natur“. Mannigfaltigkeit der Schöpfung wurde erdroſſelt, Buntheit wie Schande ausgelöſcht, und alle Erwartung in eine mechaniſche Entwicklung geſetzt, deren treibendes Mittel das Kapital war. Aber längſt hatten die kahlen Zwecke wieder blühende Aufſchriften erhalten. Dichter waren für dies Ziel tätig geweſen und hatten als platoniſche Kapaune reimend die Begriffe verwirrt.

In Tränen ſaß Martha vor dem Bücherhaufen. Das war Abhub vom Tiſch der Durchſchnittlichen, Schutz vor Weisheit und Erkenntnis mehr als ein Weg zu ihnen. Dem fremdeſten Weſen hätte ſie die Bettelſuppe nicht eingeben mögen.

Maria, allem erſtmals Gehörten eine Andacht des Gefühls ſchenkend, die ſie bis ins Haar glühen ließ, gab der Ratloſen ſelbſt Erleuchtung: Es ſei das geiſtig zu Faſſende fühlend erſt zu durchdringen. Kein Beſitz ginge in den Schacht des Gedächtniſſes ein, als der die Seele ſchon bewegt hatte. Der Lehrer aber brächte dem Schüler den Stoff um ſo näher, als das eigene Gemüt eher von ihm erſchüttert war. Nicht das zu Lernende, die Bewegung, die den Lehrer mit ihm packte, merkte vor allem das Kind.

Darum ſperrte von der Wirtſchaft fort, für die eine Magd genommen wurde, Martha ihren Drang in Welt-

geſchichte, Erd- und Naturkunde. Gab ſich an Mythologie, vernichtete Raſſen und Kulturen hin und ſpürte am eigenen Brennen oder Erkalten den Wert großer Männer der Vergangenheit für die Jetztzeit. Ging ſie flammenden Blicks zu Maria und brachte ihr Alexander den Mazedonier noch warm vom Ofen, ſchoß mit entzündetem Blut der neue Begriff wie eine Rakete ins Hirn. Es kamen ihnen Buddha, Lykurg und Cäſar ganz einfach in den Sinn, weil ſie über ſie ſtaunten, lachten und oft die Träne nicht verhalten konnten. Erhitzter Einbildung liefen ſie durch Aſiens Steppen, an unendlichen Flüſſen entlang zu den Eismeeren, ſahen Chinas und Japans Tempel und ſuchten phantaſtiſche Form des Angeſchauten mit dem Stift auf Papieren ſeltſamer zu übertreffen. Führer verſchiedener Epochen, die ihnen eines Sinnes zu ſein ſchienen, ſetzten ſie in Gedanken nebeneinander und malten Tafelrunden, bei denen Coriolan mit Friedrich dem Großen das Glas anſtieß. Dann wirkte das Nüchterne, wirkten England, Scharnhorſt und die Kuh abwechſelnd durchaus nicht albern und kahl.

Nur wo es einer Wiſſenſchaft Selbſtzweck war, in der Mathematik, ſtanden Lehrerin und Lernende gleich verlegen. Sie ſetzten Hebel von allen Seiten an, wußten aber den Stoff nicht zu bewegen.

Methode vom Arbeitstiſch nahmen ſie ins Freie mit. Botaniſche Kenntniſſe feſtigten ſie mit dem Spaten im Garten und ſuchten, hatten ſie die bekannten Spielarten einer Spezies wachſen ſehen, durch Kreuzung und Veredelung außergewöhnliche Produkte zu erzielen. Weil

ſie ſtets das andere und nie ſich ſelbſt vorausſetzten, waren ſie die Überraſchten. Auf ihren Gängen glitten ſie ins Gras, machten nach links und rechts die Augen auf und hatten gar keinen Willen. Tier, Pflanze, Element ſollten ihnen nicht Beweiſe ihrer Notwendigkeit geben, mochten nur als Schmuck des gerade ins Auge geſpannten Gemäldes daſein. Reichten ſie irgendwie nicht aus, beſſerte Einbildung das Fehlende hinzu. Leicht war aus Wölkchen ein Adler, waren Heere aus Weizenfeldern zu machen. Dafür war man ein Menſch und ſchwebte täglich freier.

Kam gegen Abend man nach Haus, fiel das Ungefähr der Eindrücke von ſelbſt in ein Lied, ſtraffte ſich zu bündiger Bemerkung. Die Arme Segens voll, gingen ſie mühelos daran, ihn mit Urteil zu binden. Zum Schluß ſteckten ſie ſich die fertigen Sträuße an die Bruſt, einen großen jedesmal die Ältere der Kleinen, die aber der anderen ein paar mit Anſchauung geſammelte Blumen.

Oft freilich verzagte Martha. Nicht immer ſtand ſie auf der Auffaſſung Höhe. Sah ſie den Stoff an, den in der nächſten Stunde ſie lehren ſollte, glaubte der ermüdete Impuls manchmal zu früh die Löſung gefunden zu haben. Richtete dann Maria das feurige Auge auf ſie, brach der mitgebrachte Vergleich, zu leicht befunden, auseinander, und für den Augenblick blieb Martha ratlos. Aber die Jüngere löſchte ihre Perſon vor der Lehrerin aus, daß die ſich ſelbſt und das Geſuchte kräftiger ſpüren und mitteilen konnte.

Drei Jahre vergingen den Schweſtern, in denen Maria gedieh, nicht zuletzt, weil ſie turnen und nach Regeln ſich bewegen mußte.

Denn als die Zeit gekommen war, in der vom Kind ſich ſichtbar das Mädchen ſchied, in einer ängſtlichen Nacht ein Leib an ihre Bruſt ſich hing und faſſungslos ein Wunder geſtand, nannte Martha, während ihre Finger die Aufgeregte zur Ruhe ſtrichen, erſtmals das Körperliche nachdrücklich. Nahms aus dem Winkel, in dem es ungekannt geſtanden und ſprach von ihm, als ſei es ein Beliebiges, wie alles andere ſachlich zu bereden. Die Mutter führte ſie als Gleichnis zu Marias Leiblichkeit an, und wie ſie deren Neigung zu fleiſchlicher Fülle geerbt, bewies aus des Vaters Wuchs ihre eigene Magerkeit. Da Sonne morgens in die Laken ſchien, hatte ſie noch immer den Leib der Schweſter in Händen und lehrte am lebenden Vorbild.

Unbekümmert bot Maria hinfort ihre Nacktheit den ſchweſterlichen Blicken, mußte ſie vorm Schlafengehen Glieder beugen und ſtrecken oder morgens mit kaltem Waſſer den Leib erfriſchen. Stand dann das Knoſpende triefend und Tropfen ſchüttelnd im Zimmer, lachten die Mädchen ſich in einen frohen Morgen, beherztes Lernen hinein.

Als aus Maria mit fünfzehn Jahren eine natürliche Perſon geworden, die Gott in allen Dingen wußte, öffnete Martha den Zwinger ſtrenger Abgeſchiedenheit. Ihres Schützlings ſicher, der mit kräftigen Trieben ſtand, ließ ſie aus der bürgerlichen Welt eine oder die andere Gleich-

alterige zu ihm. Dieſe Mädchen mit gezierter Turnüre kicherten und zwinkerten bei aller Anrede. Den ſimplen Sinn eines Satzes faßten ſie nicht, ſondern vermuteten Schliche und Winkelzüge hinter ihm. Sie entgegneten Kauderwelſch und Anſpielung, die Maria fremd blieb. Schwarze Schatten hatten ſie um die Augen und drehten und banden an ſich zurecht. Manchmal ſeufzten ſie und ſchienen in den Blicken erblindet. Maria meinte zu Martha, ſie ſchwitzten kalt und röchen ſchlecht. Eine habe gefragt, ob ſie liebe. Seit früher Jugend, habe ſie geantwortet. Wen? Alles. Das ſei nichts, meinte die.

Einmal, durch Geſchrei gerufen, fand Martha die Schweſter, wie ſie eine Rotblonde, Aufgeſchoſſene mit Püffen aus dem Garten trieb. Über die Urſache des Zorns, der ihr Kopf und Hals gefärbt hatte, gab Maria keine Auskunft.

Beſſer vertrug ſie ſich mit den Mädchen vom Land. Die waren warm und ſtill. Doch wurde ihr Schweigen nicht wie Marias Ruhe durch ſprühende Blicke, entzückte Gebärden unterbrochen. Ungerührt ſtarrten ſie Menſchen und Landſchaft an.

So kehrte mit größerem Vergnügen man zu ſich ſelbſt und zur gewohnten Lebensweiſe zurück, indem man der Älteren, die abſichtlich beiſeite geſtanden, mit großem Kuß wieder an den Hals flog.

Ihr Umgang ward zart. Da alles gleichmäßig von ihnen vorausgeſetzt und gewußt wurde, hatte man ſich kaum noch Neuigkeiten zu entdecken. Bald war die eine nicht mehr klüger als die andere; durch Beſſerwiſſen mach-

ten ſie keinen Eindruck aufeinander. Nur noch mit den Fühlern lebten ſie, und waren die berührt, vermittelte ein Lächeln. Welche Wortſtille allmählich eintrat und Blickeindringlichkeit! Sprachlos tat man einander alles. Abends löſten ſie ſich Wäſche und Schuh.

Waren ſie in ihrer Eintracht zu unterſcheiden, ſchien Martha die Heftigere, Maria gelaſſen. Wurde Tat notwendig, griff Martha zu. Nur das Einfache, leicht Vorauszuſehende kam in Betracht. Auf der Grundlage beſcheidenen Einkommens war der Ablauf ihres Lebens geregelt. Viertauſend Mark Rente gab Nahrung, Kleidung und das bequeme Haus. Durch freies Geld ohne Beſtimmung war man nicht vor die Notwendigkeit geſtellt, Entſcheidung über ſeine beſte Verwendung zu treffen. Mußte zu keiner Reiſe, nichts Beſonderem rüſten, das Entſchluß verlangte. Doch daß für jeden Monat eine Summe auf dem Tiſch lag und Exiſtenz verbürgte, gab dem Daſein der Mädchen Frieden. Und lebte man hundert Jahr, am beſtimmten Tag brächte der Briefträger Geld. Andererſeits erregte die verhältnismäßige Beſcheidenheit des Betrages keines Nachbarn Neid.

So genoſſen ſie umſtändlich das Elementare. An warmen Tagen wurden Stühle ins Grüne gerückt. Wechſelndes Licht änderte immer den Ausblick auf Dörfer und Niederlaſſungen, an deren äußerem Bild Martha hängen blieb und glücklich ausruhte. Aber Marias Einbildung lief gegen den Horizont, überſtürmte ihn und verlor das vor ihr liegende Land.

Zu anderen Menſchen unter fremden Himmeln jagte ſie fort. Die trugen Kleider von ehedem. Waren von hellen Haaren umweht und trieben den Pflug vor ſich her. Erdboden fiel wie Kloß vom Eiſen nieder. Manchmal ruhten ſie aus, ſpritzten Schweiß und Waſſer ab und beteten beiſeite. Kanal war bei ihnen und betürmte Mauern einer Stadt. Dann fühlte Maria ein Jauchzen aus ſich, Tanz und Wiegen in den Hüften.

Oder ſie kroch in die Zweige des großen Kirſchbaums und ließ die Beine auf die liegende Martha hängen, die, irdiſch bewegt, das vom Aſt geſtützte Geſäß, die weißen Strümpfe mit Zipfeln Zeug dazwiſchen anſtarrte. Aber Maria ſah vor dem Rouleau der Wolken turnierende Ritter in Harniſchen und Scharnier, auf den Balkonen der Tribünen ſchneeblonder Frauen in Sonne wehende Schönheit, die in fremder Sprache bunte Schreie riefen. O dieſe Laute! Keine Silbe hätte ſie nachſprechen können, und doch hingen alle Texte ihr im Gemüt.

Sprang ſie ſolcher Viſionen voll zu Martha hinab — das Auge hatte Luſt gehißt, Bluſt hob den Rock, und es ſtand die Bruſt unterm Kleid — bebte die erwartungsvoll ihr entgegen.

Aus der Jüngeren Lebenskraft kam jetzt Fülle und Gewißheit der Erſcheinungen. Man ſprach von Beliebigem. Martha hatte darüber ein Urteil gefällt, das herkömmliche, und es hätte gelten können. Doch Maria begann am Leib zu glühen, die heiße Welle packte Martha und alle Umwelt. Ergriff auch das Fragliche, ſchleuderte es ins allgemeine Brennen, und alsbald hatte es in der Ge-

Szene aus Sternheims: Mädchen
Nach einer Lithographie von Ottomar Starke

fühle Weißglut das ureigene Geſicht gewieſen. Und es gewann Martha gewaltige Sicherheit an Marias Seite. „Was kann meiner Seele geſchehen?“ dachte ſie. „Und wenn die Welt voll Teufel wäre, wacht Maria nicht über mein Gewiſſen? Werde ich durch ſie an das wahrhaftig Wahre nicht bis in die Stunde des Todes angeſchloſſen ſein?“

Weil Maria an Leib und Seele rund ſchien, und ſie in allem Höheren von ihr abhing, ergab ſich ihre Rolle der Schweſter gegenüber für die Zukunft: ihr demütig anzuhangen und ſie gegen Störung von außen zu ſchützen. Wie ein Trabant ſtand ſie bei der Erblühten. Jedes Wort aus Menſchenmund dünkte ſie überflüſſig und gemein, und ſie erſparte es Maria, indem ſie fremde Perſon von ihr hielt. Richtete auf Gängen wirklich jemand Rede an ſie, unterbrach Martha brüsk und ſofort. Die Bewachte wars zufrieden. Wollte nur den geregelten Tag. Arbeit im Garten, Wege durchs Land, ein Buch und reichlich freie Zeit, das gefühlsmäßig Erfaßte in die tieferen Gründe der Natur zu leiten.

War ſo Deutung der Welt an Maria gegeben, ohne daß Martha Einſpruch gewagt hätte, in einem hatte ſie erſt inſtinktiv, dann mit Überlegung auf die Schweſter weitergewirkt, wenn ſie ihr das Männliche nach jeder Richtung hin verdächtigte. Nachdem ſie die Ideale der männlichen Geſamtheit bei ihren Schwächen gezeigt, das Verwerfliche der Ziele bewieſen, hatte ſie den Einzelmann wie einen Schmetterling geſpießt und vor der beluſtigten Zuſchauerin mit gepfeffertem Humor zerlegt. Da war

kein Trieb an ihm, den sie nicht mit Hohn durchlaugte; seine Überzeugungen, die er mit verdrehten Augäpfeln vortrug, schienen nur Vorwand für eine Laufbahn; Frömmigkeit und Menschlichkeit Maske, die die unmenschliche Sucht verdeckten, durch Macht, die Besitz war, sich über andere zu erheben. Aus allen Literaturen hatte sie die Figuren der Emporkömmlinge als Beleg zur Hand, und die Rothschilds, Astors und Vanderbilts waren in ihrem Mund gigantische Gauner, die mit der linken Hand Almosen gebend, in der rechten Faust griffest das Jahrhundert hielten und es zwangen, Gold in ihre aufgesperrten Säcke zu speien. Der Mann war schließlich unter allen Umständen Karrieremacher. Aufzeichnung sämtlicher Ehrgeizexzesse von jeher Weltgeschichte.

Maria hörte zu. Bei einem gelungenen Vergleich klatschte sie in die Hände und spornte durch Beifall Martha zu größerer Lästerung.

Unbewußt einte sich in der Ressentiment des vom Schicksal benachteiligten Frauenzimmers mit aus eigener Erfahrung begründeter Angst, durch des Mannes Auftritt möchte an Marias Glanz und dem aus ihm für sie selbst stammenden Glück gewischt werden. Von Tag zu Tag besaß diese Furcht sie mehr, und indem sie von weither und aus nächster Nachbarschaft Beispiele von des Mannes Trunksucht, seiner Gewissenlosigkeit, Bilder jedes denkbaren Familienunglücks durch seine Schuld zum Beweis anführte, predigte sie Widerwillen gegen ihn ohne Vorbehalt. In blindem Haß ging mit zunehmen-

der Gefahr ſie ſchließlich über die Grenzen des von ihr ſelbſt Geglaubten.

Als Maria neunzehn Jahre alt war, und das Wort an ſie deutlicher ſein durfte, ſchob Martha dem Mann, der ſich der Frau nahte, mörderiſche Krankheiten als ſträfliche Abſicht zu und hielt nach der ungeheuren Anklage auch Marias Blick verwegen und unerſchütterlich ſtand. In einer Atmoſphäre der Zartheit und Keuſchheit verlor ſie in dieſer Hinſicht jeden Halt und die Scham des Beſſerwiſſens. Die gleiche Kraft, die ſeit Marias Erziehungsanfängen dieſer das Weltbild von Lügen gereinigt hatte, fälſchte hier leidenſchaftlich mit den ſchwärzeſten Farben.

Nach Martha ſteckte im Gleichnis von Evas Sündenfall der erſte Beweis für die Niedertracht und fabelhafte Verdrehungskunſt des Herrn der Schöpfung. In ſeinem Gaumen hing die Lüge, ſchwärendes Gift, die ſymboliſche Viper an ſeinen Lippen und Fingern.

Als ihre Beſinnungsloſigkeit einen Atlas übler Krankheiten entdeckt hatte, ſtieß ſie die ſchlimmen Karten, die in gelben und roten Flecken zum Himmel ſchrien, ſo kaltblütig in die Vorſtellung des Mädchens, wie der Mörder bei Shakeſpeare prompt ſein Werk tut.

Daß Maria in die Bettniſche ging und mit dem Ausdruck der Trauer den Vorhang über ſich zuſammenſchlug, rührte ſie nicht. Sie glaubte ein gottwohlgefälliges Werk zu tun, und der Zweck heilige die abſcheulichen Mittel.

Da Maria auch ferner die Behauptungen Marthas

aus beſſerer Kenntnis nicht widerlegen konnte, floh ihr bekümmerter Sinn in die Vorſtellung Gottes und ſeines Sohnes als zu der makelloſen Bildung männlichen Weſens. Je lauter die Schweſter den Teufel in Mannsgeſtalt kündete, um ſo griffiger des Herrn ward Marias Seele, und als Martha ausſprach, was beſſer verſchwiegen geblieben wäre, ſah und hörte das jüngere Mädchen, was Zungen unausſprechlich iſt. Es ſtarrte in glanzreichen Widerglaſt und trank der traurigen Dinge, die zu ihr ſchallten, unmittelbares Vergeſſen; ſaß in der Schlechtigkeit des Menſchen und war inwendig voll himmliſcher Gewißheit.

Aber an jedem neuen Morgen begann Martha den harten Kampf eindringlicher. Sie wollte ihn nicht enden, es ſei denn der Haß in Maria beſtändig und feſt.

Doch trat die eines Abends in ihren Winkel, nahm das Taſchenmeſſer, und während ſie ihren Buſen aufhob, ritzte ſie ingrimmig die Haut unter dem Herzen, ſtach hin und her, bis ſie den Namen „Jeſus" mit dünnen Linien ins Blut gezeichnet hatte.

Als Martha ſpäter das Mal aus den Wellen des Hemdes ſah, erſchrak ſie und verſtand, das Ding ſei ausgeredet. Und in der Mädchen Geſprächen galt endlich der irdiſche Mann als verworfen.

Still lebten ſie miteinander fort. Im Winter in den Stuben, wo Maria im Erker hockte, der am Schlafzimmer hing, unter Blumen, mit denen ſie zuſammenſtimmte; an warmen Tagen im Schatten des Kirſchbaums, wo ſie das reiche Gewicht ihres Leibes ins Gras

drückte. Dort lag ſie, die Knie in die Luft geſtemmt, gegen die ſie das geleſene Buch lehnte: Taulers Predigten jetzt wohl und des guten Seuſes Schriften. Oder ſie grub Ellbogen und Brüſte ins Erdreich und zeigte dem Himmel den Rücken, während aus den Röcken die Beine wie Dreſchflegel klopften.

So ſah durch Buchenhecken ſie der Junge in grüner Mütze, letzthin ins Nachbarhaus gekommen. Der Witwe Sohn war er, der das Anweſen gehörte und nach beſtandener Prüfung vom Gymnaſium heimgekehrt. Bald ſollte er die Hochſchule beziehen, und die Wochen an der Mutter Tellern in Sommerwetter auf dem Land brachten ihm nach zehnjähriger Gefangenſchaft erſte Freiheit. Aus ſeiner bisher vergewaltigten Perſon kochte eigenes Selbſt unbändig zutag. Wo er ſtand, griff er ins Gefüge der Welt, köpfte Blumen im Garten, ſchnitt an Büſchen und Bäumen herum. Über Stangen turnte er, ſein Sprung und Lauf pfiff in der Luft. Aus dem Turm ſah man ihn oben die Fahne ſtecken, daß Ahnung von Wind und Sturm war.

Von den Seilen zwiſchen Pfoſten nahm Martha wehende Wäſche, Tücher und manch heimliches Stück. Die Vorhänge gegen das Nachbarhaus ließ man nieder und ſaß im Freien auf der abgewandten Seite. Vorm Schlafengehen wurde mit Nadeln jeder Schlitz der Gardinen gedichtet.

Aber der Junge war nicht aus der Welt. Die Elemente ſchien er zu beſitzen, in den Atomen der Atmoſphäre zu ſtecken. Inſekten der Luft, Gewürm im Boden und

die Tiere der Nachbarſchaft waren ihm untertänig. Vom Trog ſtürzten Hund, Katze und Geflügel zu ihm und wußten ſich mit drolligen Sprüngen und Geheul nicht zu laſſen. Die Zäune gaben, verriegelte Türen nach; kein Gemäuer, kein Spalier war ihm zu ſteil. Martha meinte, ihn auf Dächern zu erblicken, ſah ihn in die Kamine fahren und gewöhnte ſich, Schlüſſellöcher zu ſtopfen, nach heimlichen Durchblicken zu ſpähen. Von ſeinen Abſichten wußte ſie gleich das Schlimmſte, behauptete ſeine beſondere Verruchtheit, die ſie in Blick und Gruß ihn vor Maria auch ſpüren ließ, wenn trotz aller Vorſicht Begegnung erfolgte.

Er aber hing durch Martha den Blick an Marias Zöpfe, ließ ihn an ihre Haut und, von dort verjagt, über die Wolken zu ihrer Bruſt flattern, während ſeines Schopfes Rot flammte.

In ſolchem Feuer zog ſich Maria zuſammen. Dieſe männliche Jugend war in ihrer Zudringlichkeit abſtoßend. Sie ſetzte Sprödigkeit auf und ſah den Lümmel nicht mehr. Ins Zimmer hätte man ihn ihr ſtellen können; ſie hätte keinen Eindruck von ihm gehabt.

Martha aber verlor den Kopf. Ihre drohende Abwehr überſah Guſtav und drängte mit Liſt ans Haus. Weſpen gab es plötzlich im Garten, Fledermäuſe in den Stuben, die niemand als er verjagen konnte. Ratten niſteten ſich in die Keller, drohten zu der Mädchen Entſetzen ins Haus zu ſteigen, und es bedurfte ſeiner tagelangen Jagd auf Treppen und Fluren, ſie zu erlegen. An der Küchenſelte hatte morgens der geſchwollene Bach

Szene aus Sternheims: Mädchen
Nach einer Lithographie von Ottomar Starke

die Brücke geſprengt, Wind blies Scheiben ein; immer war rechts und links mit männlicher Hilfe ſchnell etwas zu richten. Ohne Anmerkung ging dabei nichts ab. Man iſt nicht Nachbar, nicht bekannt, ohne gleiches Intereſſe kurz zu bereden, und kommt die Mutter, kommen von drüben die Mägde her, gibt ein Wort das andere.

Ein Köter biß die heimkehrende Maria einſt am Gartentor. Hell auf ſchrie die; aber Martha hatte beſinnungslos die Arme hochgeworfen. Guſtav, mit gezieltem Tritt, prellte den Hund fort, griff nach der Wunde. Doch den Strumpf riß Martha ihm aus den Fingern, fuhr mit Geſchrei ihn an und zog die Verletzte in Sicherheit. Über die Wanne hielt ſie der Schweſter blutende Wade und ſaugte ſie, daß Gift ſich nicht ſtaue. Maria lächelte und ſtreckte aus der Hoſe das Bein näher der Beſorgten hin, wußte ſie auch, der Biß ſei einfach und belanglos.

Durch das winzige Fenſter der Badſtube, die frei über den Bach hing, ſah ſie in Guſtavs geſperrte Augen. Sie rührte ſich nicht. War ahnungslos, wie er den Abgrund überſtiegen hatte, durch welche Gewalt er an der abſtürzenden Wand gehalten wurde. Doch mochte er ſchauen; nach ſeiner vernünftigen Hilfe ſehen, wie man ſie weiter pflegte.

Als mit anbrechenden Nächten der Jüngling von den Geländern der Mädchen nicht mehr wich, lähmende Wärme im Sommer herrſchte, und man die Freiheit in Guſtavs Kleidung entſchuldigen mußte, als Entſchluß, an ein Ziel zu kommen, entſchiedener in ſeine Blicke kroch, Bereitſchaft wie ein Panther in ihm duckte, wußte Mar-

tha in ohnmächtiger Angſt keinen Ausweg mehr. Sie ſah ſchneidige Mannheit wie einen Pfeil auf überzogener Sehne liegen, ſah das Ziel und bebte in Krämpfen der Wut und des Entſetzens. Zu ſeinen Füßen wollte ſie bitten, er ſolle gehen und wußte, er mußte ſie auslachen. In dem zappelnden Knaben war Feuer nicht auf Schonung entzündet, brannte vor keinem angeſchwärmten Bild zu Beleuchtungszwecken. Es wollte alle Flammenſeligkeiten haben, ehe es zu ruhiger Glut zuſammenſtürzte.

Marias Gleichmut mißtraute ſie. Zum erſtenmal machte Argwohn vor der Schweſter nicht halt. Daß Mädchentum von ſolcher Leidenſchaft nicht gepackt ſein ſollte, ſchien ihr gelogen.

Nun turnte bei Dunkelheit Martha ums Haus, lautlos war ihr Tritt. Sie ſah im Schwarzen. Mit allen Trieben bebte ſie an Schatten und Erſcheinung vorbei der Entſcheidung entgegen. So fand in undurchſichtiger Nacht ſie ſich jäh bei ihm, der von der Bank aufs Fenſterbrett ein Bein geſtellt hatte, während Rumpf und Geſicht an den Scheiben klebten, die er mit ſeines Leibes Dampf beſchlug. Mit beiden Händen packte ſie des Jungen Knie und zog mit Rucken der Verzweiflung die männliche Laſt zu ſich nieder. Schwebend auf dem Mädchen, ſchlägt dem im Exzeß Gelähmten der Wunſch in andere Richtung um. Aber als zur Wehr Martha die Fauſt ballt und noch Gewalt über den Greifenden hat, hält ein Gedanke, der mit Blitz die Himmel öffnet, ſie könnte mit ihres gleichgültigen Leibes Hingabe Maria

aus Verfolgung retten, ſie am Boden, und während ſtärker Gewißheit ſie beſitzt, bricht ihr gewürgter Leib in Stücke.

Schlicht erfüllt ſie in Zukunft Pflichten, die ſie auf ſich genommen; einfacher, als ſie ſieht, der Jüngling bleibt in ſie geſtillt, und der Sinn des Opfers iſt erfüllt. Nach außen verrät keine Regung ihre Tat.

Wars nun nicht ſeltſam, daß Maria plötzlich ein Unmaß Zärtlichkeit für die Schweſter hatte, das ſich vom Morgen bis zum Abend nicht genugtun konnte? Es gelang ihrer küſſenden Begeiſterung, die Bedeutung der Alteren ſo zu heben, daß alles Geſchehen ausgeglichen, und Reſpekt vor der eigenen Perſon in der geſtärkt wurde. Und was Beſchwörungen vorher nicht vermocht, jetzt zog Maria ſich zu Haus ſtreng hinter Vorhänge, draußen hinter ſchützenden Schleier zurück.

Dieſe Gewohnheit ward ihr eigentümlicher. Als mit Guſtavs Abreiſe der beſondere Grund der Zurückhaltung ſchwand, ſchien ſie nur noch ſcheuer. Keinen größeren Gegenſatz gab es, als in des Zimmers Heimlichkeit das ausgelaſſene Mädchen und der ſchönen Maria Stork beherrſchtes Bild auf der Straße, das aller Welt eine fromme Überraſchung war.

Achtete aber Maria des eigenen Eindrucks nicht, war Martha kein Blick der Bewunderung für ſie zuviel, noch den verſtohlenſten fing ſie ſich und hatte die himmliſchen Gefühle ſtolzer Eltern und des in die ſtrahlende Braut verliebten Bräutigams miteinander.

Nahm ſie der Bewunderten daheim das Mützchen, den

Mantel ab und faßte an beiden Händen die reizende Frau, ſchlenkte ſie nach rechts ein wenig, ein wenig nach links und ſah in ihrem Geſicht lachende Zufriedenheit, war das Lohn für manches Leid, das mit zuſammengebiſſenen Zähnen ſie getragen hatte.

Gegen ihren ſiebenundzwanzigſten Geburtstag wurde Maria krank. Schon hatte ſie einigemale quälendes Stechen in den Seiten behauptet, aber dem nie angegriffenen Körper traute beſorgteſte Liebe kein Nachlaſſen der Kräfte zu. Bis es ſo weit war, daß man die Leidende legen und den Arzt rufen mußte.

Der trat ans Bett und ſtellte mit Fragen, ohne die Liegende berührt und mehr als flüchtig gemuſtert zu haben, die Erkrankung feſt, für die er Arznei verſchrieb. Er ſagte nicht, was zu fürchten ſei; nur aus dem Ton ſeiner Stimme begriff man, Kranke und Pflegerin würden harter Prüfung unterworfen werden. Und wirklich ſtürzte die Krankheit wie Orkan in die Tücher, und als wüte ſie über die Kraft des begegneten Widerſtandes, ließ ſie fürchterlichem Überfall immer gründlichere Angriffe folgen, bis das gemarterte Fleiſch alle Beherrſchung verlor und mit ſich ſelbſt Hemd und Laken durch die Kiſſen ſchleuderte. Hinterher aber duldete es mit Schütteln nicht, die dampfende Haut zu bedecken, ſondern legte den Leib frei an die Luft, daß Wellen der Erregung, die das Bauchfell ſprengen wollten, durch die Kühle ſich glätteten. War der Arzt im Zimmer, wenn Maria ſich enthüllen mußte, lobte Martha vor ſich ſelbſt ſeine Haltung, wandte zum Hintergrund er ſich ab.

Und doch war des Mannes notwendige Gegenwart in dieſen innigſten Stunden ihres Lebens mit der Schweſter ganz unerträglich. Lag trotz ſeiner Beherrſchung ihr Abgott vor ihm nicht bis ins Eingeweide bloß und kannte aus ärztlicher Pflicht dieſer Fremde das ängſtlich gewartete Mädchen nicht bis in ſeine unausſprechlichen Heimlichkeiten? War darum mit Anſpannung aller Kräfte ſie Hüterin des Schatzes geweſen, daß der durchſchnittliche Berufsmenſch jetzt mühelos an ihm teilhatte? Martha haßte den Eindringling und immer inſtändiger, als nach einem Aufſchwung am zwanzigſten Tage Gefahr ſteil über alles Erlebte wuchs. Raſend ſtritten um den Leib im Bett nächtelang Wehen des Lebens und Sterbens, und mit dem Mann verlor ſie für Stunden alles Denken, im Schweiß der Glieder bemüht, die in den Kiſſen ſich Schnellende zu bändigen. Als zu irgendwelcher Entſcheidung der Körper ſchließlich in die Matratze gebrochen war, und halb gefühllos Martha neben der Kranken kauerte, ließ das bisher raſende Verlangen nach Marias Geneſung in ihr plötzlich nach wie in Ruhelage ein geſpanntes elaſtiſches Band zurückkehrt.

Der Mann, der eingeſchlafen, auf dem Bettrand des Mädchens Hand hielt, ſchien mit ihm der gleiche, in Erſchöpfung hingeſchmolzene Stoff und ließ ſich aus Marias Sein irgendwie nicht mehr fortdenken. Durch Berührung war der zarteſte Schmelz von ihr geſtreift, irgendwie Gefieder geknickt.

Halb betäubt, ſpürte Martha in Sekunden, deren jede

das Leben der Schweſter löſchen konnte, ihre Teilnahme am Ausgang des Kampfes vollſtändig ſchwinden.

Dann kam der Augenblick kahler Leere. Aller Atem ſtand im Zimmer, und nicht die Spur eines Gedankens war da.

Aber ein Wölkchen Rauch flog von Marias Lippen, Blicke ſchlug ſie kurz ins Schwarze auf und wieder zu.

In dem Moment vergewaltigte elementarer Haß die Ältere, und nur der flammende Wunſch war ſie noch, es ſolle vor ihr und auf der Stelle die Schweſter ſterben. Vorgebeugten Hauptes, mit wehenden Flügeln der Naſe lauerte ſie bis zum Morgen und blieb, von nichts mehr ſonſt bewegt, aus Beton ein drohender Koloß.

Maria genas. Beide Fenſter ſperrte eines Morgens der Arzt auf und ließ Luft und Licht reichlich in die Stube. Mit einem Schwaden Arzneigeruch zog das Andenken erlittener Qual hinaus, und freundliche Bilder neuen Lebens hielten Einzug.

Aber in allen Stationen rührender Pflege ſtand eine Wand zwiſchen den Schweſtern; es war, als ſähen ſie ſich gegenſeitig nicht mehr urſprünglich, ſondern ihr ähnliches Bild in der Mattſcheibe des photographiſchen Apparats. Auf ihr hob jede ſeeliſche Bewegung ſich ab; man konnte ſie bewundern, aber anſchauend übte man Kritik.

Glaubte Maria vielleicht, ihre Kräfte reichten zu freiem Sehen noch nicht aus, wußte Martha, wie dieſer Abſtand zwiſchen ſie gekommen. Und ob die prächtiger ſich aufbauende Schönheit der Geſundenden ſie wieder zu Hin-

gabe und Liebe lockte — zu feſt ſteckte in ihrem Fleiſch der Stachel, der ſie wurmte und bis in die Elemente quälte.

Während Wochen fortſchreitender Beſſerung kam noch oft der Arzt. Doch machte er von ſich ſo wenig Aufhebens, daß man meiſt nicht wußte, war ſein Beſuch geweſen, oder müſſe man ihn erwarten. Aber ſtatt daß ſtrikte Zurückhaltung Martha beruhigte, erregte ſie ſie nur ſtürmiſcher. Nach allem, was geweſen, dünkte es ſie Lüge, es ſei der Mann von einigen dreißig Jahren ohne tiefe Beziehung zu Maria geblieben. Hier konnte nur ein verruchter Plan beſtehen, der nicht mit Liſt an ihr vorbeiſollte, ſondern zum Kampf auf Leben und Tod ſie bereit fände.

Längeres Beiſammenſein mit dem Verhaßten ſuchte ſie jetzt, durch Beobachtung ſeine Finten aufzudecken. Doch wie ſie die Sinne ſpannte, auf keinem Blick, zweideutigem Witz oder nur einer Behauptung ſeiner Perſon konnte ſie ihn ertappen. Sondern gerade blieb ſein Weſen, Rede ſachlich und ungeſchmückt. Als einen in ſeinem Beruf durchſchnittlich Erfolgreichen, mit ſeinem Beruf Zufriedenen ſtellte er ſich hin. Martha aber hätte, unſichtbar für ihn, ſich immer um ſein Weſen bewegen, ſeine Tagebücher und Aufzeichnungen einſehen mögen, um die ungeheure Niedertracht, die für ſie über allen Zweifeln feſtſtand, ans Licht zu ziehen.

Verſchlagenheit wollte ſie auch von ſich aus mit tückiſcher Überlegung und Liſt für Liſt zu Leibe. Ihr Anzug ward ſorgfältiger, gewählt die Erſcheinung. Maria ſagte

ihr Schmeicheleien über ihr Ausſehen, und am Spiegel beſtätigte ſich Martha das Urteil. Aber mit äußerem Reiz nicht nur, mit Geiſt und bedeutendem menſchlichen Wert vor allem ging ſie den Feind an.

Der ſtand, wie immer ſchon Maria, ihr läſſig gegenüber. Litt Begeiſterung ohne Zeichen eigener Teilnahme, was Martha nicht entmutigte. Hatte ſie doch von Anfang an gewußt, hier ſtand ihr ein reiferer Gegner als einſt der kaum flügge Gymnaſiaſt gegenüber, und im Kampf mit ihm mußten ihre letzten Reſerven bluten.

Gelang es ihr nicht, den Feind zu werfen, erfocht ſie alsbald kleine Vorteile, die nicht zu bezeichnen waren, doch feſtſtanden. Beim Willkomm und Abſchied, aber auch im Geſpräch, wenn an Marias Bett ihre Beinpaare beieinander hingen, gab es Gelegenheit, den Mann ſichtlich zu verwirren.

Immer dringendere Blitze ſchoß ſie aus geſenkten Lidern, die eines Abends, endlich, noch unterirdiſch, erwidert wurden.

Da hob mit einem Ruck Martha ihr Haupt über die Welt, und als von der im Bett ſchon ſchlummernden Maria der Gaſt in den finſteren Garten fortging, ſtand am Rhododendron mitten im Ausgang ſie dem Aufgeregten wieder gegenüber, zu allem Menſchlichen entſchloſſen und gewillt.

Doch wie war, im leichtgeknöpften Kleid, das Hemd durch alle Oſen zeigte, plötzlich Maria bei ihnen erſchienen? Es hatten die Sterne am Firmament gezuckt, das Stückchen Mond verlor am Himmel ſeine Stütze. Und während

herzliches Lachen aus der Schweſter Mund ſcholl, eine Hand im Bogen nach dem verzauberten Mann griff, fühlte Martha aus eben noch farbiger Fülle ſich ins grenzenlos Leere geſchleudert.

Aus: „Mädchen" Drei Erzählungen.

Maxim Gorki: Ilja und der Lumpenſammler

Nicht übel geſtaltete ſich Iljas Tagewerk unter der gütigen Hand des alten Jeremej. An jedem Morgen weckte er den Knaben ſchon frühzeitig, und beide gingen dann bis zum ſpäten Abend in der Stadt herum und ſammelten Lumpen, Knochen, altes Papier, altes Eiſen, Lederſtückchen und ſo weiter. Groß war dieſe Stadt, und gar vielerlei Merkwürdiges gab es darinzu ſchauen, ſo daß Ilja in der erſten Zeit dem Alten nur wenig half, ſondern ſich immer nur die Leute und Häuſer anſchaute, alles anſtaunte und über alles den Großvater ausfragte ...

Jeremej plauderte gern. Den Kopf nach vorn geneigt und mit den Augen den Boden abſuchend, ging er von Hof zu Hof, klopfte mit der eiſernen Spitze ſeines Stockes auf das Pflaſter, wiſchte ſich mit dem zerriſſenen Ärmel oder mit einem Zipfel des ſchmutzigen Lumenſacks die Tränen aus den Augen und erzählte ſeinem kleinen Begleiter beſtändig mit ſingender, monotoner Stimme allerhand Geſchichten:

„Dieſes Haus da gehört dem Kaufmann Sſawa Petrowitſch Ptſchelin — ein reicher Mann, der Kaufmann Ptſchelin! ... In Silber lebt er, und in Kriſtall ..."

„Großväterchen," fragte Ilja — „ſag' doch, wie wird man eigentlich reich?"

„Man arbeitet eben darauf hin, man müht ſich, heißt das ... Tag und Nacht arbeiten ſie und häufen Geld auf Geld. Und haben ſie genug aufgehäuft, dann bauen ſie ſich ein Haus, ſchaffen ſich Pferde an und allerhand Geräte und was ſonſt noch alles ... Was ihr Herz begehrt, lauter neue Sachen! Und dann mieten ſie ſich Kommis, Hausknechte und andere Leute, die ſtatt ihrer arbeiten — ſie ſelbſt aber ruhen aus und leben einen guten Tag. Wenn's einer ſo gehalten hat, ſagt man von ihm: Er hat's mit ehrlicher Arbeit zu etwas gebracht ... Hm-ja! ... Aber es gibt auch ſolche, die durch die Sünde reich werden. Vom Kaufmann Ptſchelin erzählen die Leute, daß er eine Seele auf dem Gewiſſen habe, noch von ſeiner Jugend her. Vielleicht iſt's nur Neid, daß ſie ſo reden; vielleicht iſt's auch Wahrheit. Ein böſer Mann iſt er, dieſer Ptſchelin. Und ſeine Augen gucken ſo ſcheu — immer irren ſie hin und her, als ob ſie ſich verſtecken wollten ... Aber vielleicht iſt's Lüge, wie geſagt, was ſie von Ptſchelin erzählen ... Manchmal kommt's auch vor, daß ein Menſch mit einem Male reich wird, einfach ſo ... wenn er nämlich Glück hat ... Das Glück lächelt ihm eben ... Ach — nur Gott allein lebt in der Wahrheit, und wir alle wiſſen gar nichts! ... Wir ſind eben nur Menſchen, und die Menſchen ſind der Same Gottes.

Samenkörner ſind die Menſchen, mein Lieber! Gott hat ſie ausgeſäet auf der Erde — wachſet! Und ich will ſehen, was für ein Brot ihr ergeben werdet ... So ſteht's! ... Und jenes Haus dort gehört einem gewiſſen Sſabaneſew, Mitri Pawlowitſch mit Namen ... Er iſt noch reicher als Ptſchelin. Das iſt nun freilich ein richtiger Spitzbube — ich weiß es! ... Ich urteile nicht, denn zu urteilen iſt Gottes Sache, aber ich weiß es ganz gewiß ... Er war nämlich in unſerem Dorfe Gutsvogt und hat uns alle beraubt, alle verkauft! ... Lange hat Gott Geduld mit ihm gehabt, dann aber begann er mit ihm abzurechnen. Zuerſt iſt Mitri Pawlowitech taub geworden, dann wurde ſein Sohn von einem Pferd erſchlagen — und neulich iſt ihm, wie ich hörte, die Tochter aus dem Hauſe gelaufen ..."

Der Alte wußte alles, kannte alle Leute in der Stadt und ſprach von allem ſo ganz ſchlicht, ohne Bosheit. Alles, was er erzählte, kam gleichſam gereinigt hervor, wie wenn jede ſeiner Geſchichten durch ſeine unaufhörlich rinnenden Tränen geläutert worden wäre.

Ilja hörte ihm aufmerkſam zu, während er zugleich die großen Häuſer betrachtete, und warf bisweilen ein:

„Wenn ich doch nur mal mit einem Auge hineinſchauen könnte!"

„Wirſt ſchon hineinſchauen, warte! Lerne fleißig und arbeite! Biſt du erſt groß geworden — dann wirſt du ſchon da hineinſchauen. Vielleicht wirſt du auch ſelbſt einmal reich ... Lerne erſt mal leben und ſchauen ... Ach ja, auch ich hab' gelebt, gelebt, habe geſchaut, ge-

ſchaut! ... Die Augen habe ich mir dabei verdorben. Da fließen nun meine Tränen ... und davon bin ich ſo mager und ſchwächlich geworden. Ausgefloſſen, ſcheint's, iſt meine Kraft mit den Tränen ... ausgedörrt iſt mein Blut ..."

Angenehm war es Ilja, den Alten mit ſo viel Überzeugung und Liebe von Gott reden zu hören. Es erwuchs beim Anhören dieſer Reden in ſeinem Herzen ein ſtarkes, erfriſchendes Gefühl der Hoffnung auf irgend etwas Gutes, Frohes, das ihn in der Zukunft erwartete. Er ward heiterer und war jetzt mehr Kind als während der erſten Zeit ſeines Aufenthalts in der Stadt.

Mit Eifer half er jetzt dem Alten, in den Schutt- und Müllhaufen zu wühlen. Sehr anziehend war es für ihn, mit dem Stocke dieſe Haufen von allerhand Plunderkram zu unterſuchen, und ganz beſonders angenehm war es Ilja, die Freude des Alten zu ſehen, wenn er in den Müllhaufen irgendeinen ungewöhnlichen Fund machte. Eines Tages hatte Ilja in einer Senkgrube einen großen ſilbernen Löffel gefunden, und der Alte kaufte ihm dafür ein halbes Pfund Pfefferkuchen. Dann buddelte er einmal einen kleinen, mit grünem Schimmel bedeckten Geldbeutel aus, in dem mehr als ein Rubel Geld enthalten war. Öfter fand er auch Meſſer, Gabeln, Metallringe, zerbrochene Meſſingſachen, hübſche Blechdoſen — von Wichſe oder mariniertem Fiſch, und einmal grub er in einer Schlucht, in welcher der Schutt aus der ganzen Stadt abgeladen wurde, einen ganz unverſehrten, ſchweren Meſſingleuchter aus. Für jeden koſtbaren Fund dieſer

Art erhielt Ilja von dem Alten irgendeine Näſcherei zum Lohne.

Hatte Ilja irgend etwas Beſonderes gefunden, dann ſchrie er freudig:

„Großväterchen! Guck doch mal, guck — wie hübſch!“

Der Alte aber ſah ſich unruhig nach allen Seiten um und ermahnte ihn flüſternd:

„So ſchrei doch nicht ſo, ſchrei nicht! . . . Ach Gott!“

Er war ſtets in Angſt, wenn ſie ſolch einen ſeltenen Fund machten, nahm den gefundenen Gegenſtand raſch aus Iljas Händen und verſteckte ihn in ſeinem großen Sacke.

„Da hab' ich mal wieder einen hübſchen Fiſch gefangen!“ rief Ilja, von ſeinem Erfolge begeiſtert.

„Schweig doch, Junge — ſchweig ſtill, mein liebes Kind!“ verſetzte der Alte freundlich, und die Tränen rannen und rannen aus ſeinen großen, geröteten Augen.

„Guck nur, Großväterchen — was für ein mächtiger Knochen!“ ſchrie Ilja von neuem.

Die Knochen und Lumpen beunruhigten den Alten nicht. Er nahm ſie aus den Händen des Knaben, reinigte ſie mit einem Span vom Schmutz und ſteckte ſie ruhig in ſeinen Sack. Auch für Ilja hatte Großvater Jeremej einen kleinen Sack genäht, und auch einen Stock mit eiſerner Spitze hatte er ihm geſchenkt. Und der Junge war nicht wenig ſtolz auf dieſe Ausrüſtung. In ſeinem Sack ſammelte er allerhand Körbchen, zerbrochenes Spielzeug, hübſche Scherben, und es machte ihm Vergnügen, alle dieſe Sächelchen in dem Sack auf ſeinem

Rücken zu wiſſen und zu hören, wie ſie klapperten und klirrten. Der alte Jeremej hatte ihn dazu angehalten, all dieſen Kleinkram zu ſammeln.

„Sammle dir nur dieſe hübſche Sachen, und trag ſie mit nach Hauſe. Wirſt ſie dort unter die Kinder verteilen, wirſt ihnen Freude machen. Gern hat's der Herr, wenn der Menſch ſeinen Brüdern eine Freude macht ... Ach du mein lieber Sohn! ... Alle Menſchen ſehnen ſich nach Freude, und doch iſt ſo wenig Freude, ſo wenig, wenig Freude in der Welt! So wenig, daß mancher Menſch ſein Leben lang niemals der Freude begegnet, niemals!"

Das Suchen auf den ſtädtiſchen Abladeſtellen gefiel Ilja beſſer als das Abklappern der Höfe. Dort, auf den öffentlichen Abladeſtellen, gab es keine Menſchen außer zwei, drei ebenſolchen alten Leuten, wie Jeremej war, die gleichfalls in den Müllhaufen wühlten. Hier dagegen mußte man immer ängſtlich nach allen Seiten Umſchau halten, ob nicht etwa der Hausreiniger kam, mit dem Beſen in der Hand, und ſie unter heftigen Scheltworten oder gar mit Schlägen vom Hofe jagte. — Jeden Tag ſagte Jeremej zu ſeinem Begleiter, wenn ſie etwa zwei Stunden lang ihre Nachforſchungen fortgeſetzt hatten:

„Genug für jetzt, Iljuſcha — genug, mein Lieber! Wollen uns ein Weilchen ſetzen und ausruhen, eine Kleinigkeit eſſen ..."

Er holte ein Stück Brot aus ſeiner Taſche hervor, bekreuzte ſich und zerbrach das Brot. Nun aßen ſie beide, und als ſie gegeſſen hatten, raſteten ſie wohl eine halbe

Stunde, am Rande der Schlucht gelagert. Die Schlucht öffnete ſich nach dem Fluſſe hin, und ſie konnten dieſen ganz deutlich ſehen. Als breiter, ſilberſchimmernder Streifen wälzte er langſam ſeine Fluten an der Schlucht vorüber, und wenn Ilja dem Spiel ſeiner Wellen folgte, verſpürte er in ſich den lebhaften Wunſch, mit ihnen zugleich irgend wohin zu gleiten. Jenſeits des Ufers dehnten ſich die kahlgemähten grünen Wieſen, Heuſchober ragten auf ihnen gleich grauen Türmen empor, und weit am Horizont hob ſich die dunkle, zackige Linie des Waldes vom blauen Himmel ab. Eine ruhige, milde Stimmung lag auf der Wieſenlandſchaft — man ſpürte, daß dort drüben eine reine, durchſichtige, lieblich duftende Luft wehte ... Und hier war es ſo ſtickig von dem Geruch des gärenden Mülls, dieſer Geruch legte ſich beklemmend auf die Bruſt und kitzelte die Naſe, und wie dem Alten, ſo rannen auch Ilja davon die Tränen über die Wangen ...

„Schau, Ilja, wie groß und weit die Erde iſt!“ ſprach Jeremej. „Und überall leben Menſchen auf ihr — leben und quälen ſich ... Und vom Himmel ſchaut der Herr auf ſie nieder, und er ſieht alles und weiß alles. Was der Menſch auch denken mag, alles iſt ihm bekannt, darum iſt ihm auch der heilige Name gegeben: der allwiſſende Herr Gott Zebaoth Jeſus Chriſtus. Er weiß alles, zählt alles, denkt an alles. Vor den Menſchen kannſt du die Sündenflecken auf der Seele verbergen, vor ihm aber verbirgſt du ſie nicht, er ſieht alles. Er denkt bei ſich von dir: ‚Ach, du Sünder, du unglücklicher Sünder! Wart',

ich werde dich ſtrafen' — und kommt die Stunde, dann ſtraft er dich, ha—art ſtraft er dich!... Er hat den Menſchen geboten:. ‚Liebet einander —' und er hat es ſo gefügt, daß die, welche die Menſchen nicht lieben, auch von niemand geliebt werden. Einſam leben ſolche Menſchen, und ſchwer iſt's ihnen auf der Welt, und keine Freude haben ſie ..."

Ilſa lag auf dem Rücken, ſchaute zum blauen Himmel empor und konnte ſeine Grenzen nicht erſchauen. Schwermut und Schläfrigkeit befiel ihn — undeutliche, weitläuftige Bilder traten vor ſeine Seele. Es war ihm, als ob am Himmel droben ein gewaltiges, durchſichtig klares, mild wärmendes, zugleich gutes und ſtrenges Weſen dahinſchwebte, und daß er, der kleine Knabe, ſamt dem alten Großvater Jeremej und der ganzen Erde ſich in jene endloſen Weiten mit ihrem blauen Lichtmeer und ihrer leuchtenden Reinheit erhöbe... Und ſein Herz ward erfüllt vom Gefühl einer ſtillen, ruhigen Freude.

Am Abend, wenn ſie heimkehrten, betrat Ilſa den Hof mit der wichtigen, ſelbſtbewußten Miene eines Menſchen, der ſein Tagewerk ehrlich vollbracht hat. In dem berechtigten Wunſche nach Ruhe hegte er durchaus keine Luſt mehr, ſich mit ſolchen Albernheiten abzugeben, wie ſie anderen kleinen Knaben und Mädchen gefallen. Allen Kindern auf dem Hofe flößte er durch ſeine ſolide Haltung und den Sack auf ſeinem Buckel, in dem verſchiedene intereſſante Raritäten ſteckten, eine entſchiedene Hochachtung ein.

Szene aus Sternheims: Mädchen
Nach einer Lithographie von Ottomar Starke

Der Großvater lächelte den Kindern freundlich zu und ſcherzte mit ihnen:

„Seht, Kinder, da ſind die Lazaruſſe heimgekommen! Die ganze Stadt haben ſie abgeſucht. Überall haben ſie die Naſe 'reingeſteckt! ... Geh, Ilja, waſch dir das Geſicht und komm dann in die Schenke Tee trinken ..."

Ilja ging mit gewichtigem Schritt nach ſeinem Winkel im Keller, und der Schwarm der Kinder folgte ihm dahin und befühlte unterwegs vorſichtig den Inhalt ſeines Sackes. Nur Paſchka verſtellte ihm den Weg und fragte keck:

„Na, Lumpenſammler! Zeig' mal, was du mitgebracht haſt ..."

„Wirſt doch warten können", verſetzte Ilja ſtreng. „Laß mich erſt Tee trinken, dann zeig' ich's euch."

In der Schenke empfing ihn Onkel Terentij mit freundlichem Lächeln:

„Na, kleiner Arbeitsmann, biſt du da? Haſt dich wohl recht müde gelaufen, mein lieber Junge?"

Ilja hörte es gern, daß man ihn einen Arbeitsmann nannte, und er erhielt dieſen Titel nicht bloß vom Onkel. Eines Tages hatte Paſchka irgendeinen dummen Streich gemacht, und Vater Sſawel hatte ſeinen Kopf zwiſchen die Knie genommen und ihm eine gehörige Tracht Prügel verabfolgt.

„Dir will ich's beſorgen, Schelm du! Du ſollſt mir noch mal frech werden. Da haſt du! Da ... und noch eins! Andre Kinder in deinen Jahren verdienen ſich ſelber ihr Brot, und du kannſt nichts als freſſen und die Kleider zerreißen! ..."

Paſchka ſchrie, daß es im ganzen Hauſe widerhallte, und zappelte mit den Beinen, während der Strick auf ſeinen Buckel niederſauſte. Ilja hörte nicht ohne Genugtuung die Schmerzensſchreie ſeines Feindes, und zugleich erfüllten ihn die Worte des Schmiedes, die er auf ſich bezog, mit dem Bewußtſein ſeiner Überlegenheit über Paſchka. Das weckte anderſeits in ihm das Mitleid mit dem Gezüchtigten.

„Onkel Sſawel, hör' doch auf!“ rief er plötzlich. „Onkel Sſawel!“

Der Schmied verſetzte ſeinem Sohne noch einen Hieb, ſah ſich dann nach Ilja um und ſprach ärgerlich:

„Halt's Maul, du! Wird ſich hier als Fürſprecher aufſpielen ... Nimm dich ja in acht! ...“

Dann ſchleuderte er ſeinen Sohn zur Seite und ging in die Schmiede. Paſchka erhob ſich und ſchwankte mit ſtrauchelnden Schritten nach einer dunklen Ecke des Hofes. Ilja folgte ihm mitleidig. In dem Winkel kniete Paſchka hin, preßte ſeine Stirn gegen den Zaun und begann, während er mit den Händen ſeinen Rücken rieb, noch lauter zu ſchreien. Ilja fühlte das Verlangen, dem gedemütigten Feinde irgend etwas Freundliches zu ſagen. Doch brachte er nur die Frage heraus:

„Hat's weh getan?“

„Mach', daß du fortkommſt!“ ſchrie Paſchka.

Der erboſte Ton dieſer Worte kränkte Ilja, und er ſagte ſchulmeiſternd:

„Sonſt hauſt du immer die andern, und diesmal ...“

Er hatte noch nicht geendet, als Paſchka ſich blitzſchnell

auf ihn warf und ihn zu Boden riß. Ilja wurde gleichfalls von Wut gepackt und krallte sich an dem Gegner fest, und nun wälzten sich beide in einem Knäuel auf dem Boden. Paschka biß und kratzte, während Ilja den Feind an den Haaren gepackt hatte und so lange mit dem Kopf gegen die Erde schlug, bis Paschka schrie:

„Laß los!"

„Siehst du!" meinte Ilja, stolz auf seinen Sieg, während er vom Boden aufstand. „Hast du gesehen? Ich bin stärker als du! Fang also nicht wieder mit mir an, sonst gibt's Keile! . . ."

Er entfernte sich, während er mit dem Ärmel sich das Blut von dem zerkratzten Gesichte wischte. Mitten im Hofe stand mit finster gerunzelten Brauen der Schmied. Als Ilja ihn sah, fuhr er vor Schreck zusammen und blieb stehen, überzeugt, daß der Schmied nur darauf brannte, Paschka an ihm zu rächen. Der Schmied aber zuckte nur mit den Achseln und sagte:

„Na, was guckst du mich denn so an mit deinen Glotzaugen? Hast mich noch nie gesehen? Geh doch deiner Wege!"

Am Abend aber, als Ilja durch das Tor schritt und Sawel ihm wieder begegnete, tippte der Schmied ihm leicht mit dem Finger auf den Scheitel und fragte lächelnd:

„Na, kleiner Müllgräber, wie geht's Geschäft? He?"

Ilja kicherte freudig — er war glücklich. Der finstre Schmied, der stärkste Mann im Hofe, vor dem alle

Furcht und Reſpekt hegten, hatte mit ihm geſcherzt. Der Schmied faßte mit ſeinen ehernen Armen nach der Schulter des Knaben und erhöhte ſeine Freude noch, indem er ſagte:

„Oho, du biſt ein recht kräftiges Kerlchen! ... Biſt nicht ſo leicht unterzukriegen, Junge! ... Biſt du erſt größer geworden, dann nehm' ich dich zu mir in die Schmiede."

Ilja umfaßte das kräftige Bein des Schmiedes und ſchmiegte ſich feſt mit ſeiner Bruſt daran. Der Rieſe Sſawel mußte wohl das Schlagen des kleinen Herzens ſpüren, das ſeine ſchwerfällige Liebkoſung in Wallung gebracht hatte: er legte ſeine ſchwere Hand auf Iljas Kopf, ſchwieg eine Weile und ſprach dann mit ſeiner tiefen Stimme:

„Ach, du arme Waiſe! ... Na, laß ſchon gut ſein! ..."

Strahlend vor Vergnügen, machte ſich Ilja an dieſem Abend an ſein gewohntes Werk — die Verteilung der von ihm im Laufe des Tages geſammelten Raritäten. Die Kinder erwarteten ihn ſchon längſt. Sie ſetzten ſich rings um Ilja auf die Erde und ſchauten mit gierigen Augen nach ſeinem ſchmutzigen Sacke. Ilja holte aus dem Sacke ein paar Fetzen Kattun, einen von Wind und Wetter ausgebleichten Holzſoldaten, eine Wichsſchachtel, eine Pomadenbüchſe und eine Teetaſſe ohne Henkel, mit zerbrochenem Rande, hervor.

„Das iſt für mich, für mich, für mich!" hörte man die begehrlichen Rufe der Kinder, und die kleinen ſchmutzigen

Händchen griffen von allen Seiten nach den seltenen Dingen.

„Wartet! Nicht anfassen!“ kommandierte Ilja. „Heißt denn das spielen, wenn ihr alles auf einmal wegschleppt? Na — ich mache also einen Laden auf! Ich verkaufe zuerst hier das Stück Kattun . . . ganz wunderschöner Kattun! Kostet einen halben Rubel! . . . Maschka, kauf' doch!“

„Sie hat's gekauft!“ rief Jakow statt der Schusterstochter, holte aus seiner Tasche eine bereitgehaltene Scherbe hervor und drückte sie dem Verkäufer in die Hand. Aber Ilja wollte sie nicht nehmen.

„Was ist denn das für'n Spiel! So handle doch was ab, zum Donnerwetter! Niemals handelst du! . . . Auf dem Markte wird doch auch gehandelt!“

„Ich hab's vergessen“, suchte sich Jakow zu rechtfertigen. Und nun begann ein leidenschaftliches Feilschen. Verkäufer und Käufer gerieten förmlich in Hitze, und während sie miteinander schacherten, wußte Paschka geschickt aus dem Haufen der Waren das, was ihm gefiel, herauszugreifen, lief damit weg und schrie höhnisch, während er lustig umherhüpfte:

„Haha, ich hab' gemaust! Ich hab' gemaust! Solche Schlafmützen! Dummköpfe! Teufel!“

Anfänglich hatten die Raubgelüste Paschkas alle Kinder außer sich gebracht. Die Kleinen schrien und weinten, während Jakow und Ilja im Hofe hinter dem Dieb herliefen, ohne jedoch für gewöhnlich ihn fassen zu können. Dann hatten sie sich an seine Frechheit gewöhnt, erwarte-

ten von ihm nichts Beſſeres und vergalten ihm dadurch, daß ſie mit ihm böſe waren und nicht mit ihm ſpielten. Paſchka lebte für ſich und war nur ſtets darauf bedacht, andern irgendeinen Schabernack zu ſpielen. Der großköpfige Jakow wiederum war zumeiſt wie ein Kindermädchen um die kraushaarige Tochter des Schuſters herum. Sie nahm ſeine Sorge um ihr Wohlergehen als etwas Selbſtverſtändliches hin, und wenn ſie ihn auch immer liebkoſend „Jaſchetſchka" nannte, kratzte und ſchlug ſie ihn doch auch nicht ſelten. Jakows Freundſchaft mit Ilja wuchs von Tag zu Tag, und er erzählte dem Freunde beſtändig allerhand ſonderbare Träume:

„Da träumte ich heut, daß ich 'ne Maſſe Geld hätte, lauter Rubel, einen ganzen Sack voll. Und ich trug den Sack auf dem Buckel in den Wald. Mit einem Male — kamen Räuber auf mich zu! Mit Meſſern, ſchrecklich anzuſehen. Ich — rücke natürlich aus. Und plötzlich iſt mir's, als ob der Sack lebendig würde ... Ich werf' ihn hin, und — haſt du nicht geſehn? — fliegen dir allerhand Vögel heraus — pfrrrr! ... Zeiſige, Meiſen, Stieglitze — eine ſchreckliche Menge! Sie hoben mich auf und trugen mich durch die Luft — ſo hoch, ſo hoch trugen ſie mich!"

Er unterbrach ſeine Erzählung und blickte Ilja mit ſeinen weit hervorquellenden Augen an, während ſein Geſicht einen ſchafähnlichen Ausdruck annahm ...

„Na — und weiter was?" ermunterte ihn Ilja zum Weitererzählen, da er darauf brannte, das Ende zu hören.

„Na — ich flog alſo weit davon", ſchloß Jakow nachdenklich ſeinen Bericht.

„Wohin denn?"

„Wohin? Na ... ſo einfach ... ganz fort flog ich!"

„Ach du", meinte der enttäuſchte Ilja in geringſchätzigem Tone. „Du behältſt auch gar nichts."

Aus der Schenke kam Großvater Jeremej und rief, die Hand an ſeine Augen haltend:

„Iljuſchka! Wo biſt du denn? Komm ſchlafen, es iſt Zeit!"

Ilja folgte gehorſam dem Alten und ſuchte ſein Lager auf, das aus einem mit Heu gefüllten Sacke beſtand. Prächtig ſchlief er auf dieſem Sacke, trefflich lebte er bei dem alten Lumpenſammler, aber nur zu bald verging dieſes angenehme und leichte Leben.

Großvater Jeremej hielt ſein Verſprechen: er kaufte für Ilja ein Paar Stiefel, einen großen, ſchweren Paletot und eine Mütze — und ſo ausgerüſtet ſchickte man den Jungen in die Schule. Neugierig und ängſtlich zugleich ging er dahin — und finſter, gekränkt, mit Tränen in den Augen kam er aus der Schule heim. Die Knaben hatten in ihm den Begleiter des alten Jeremej erkannt und im Chor zu ſpotten begonnen:

„Lumpenſammler! Stinker! Stinker! Lumpenſammler!"

Die einen kniffen ihn, andere zeigten ihm die Zunge, und ein beſonders kecker trat auf ihn zu, zog die Luft in

die Naſe ein und ſchrie laut, indem er mit einer Grimaſſe des Abſcheus ſich von ihm abwandte:

„Ach, wie eklig der Kerl riecht!“

„Warum lachen ſie mich denn aus?“ fragte Ilja den Onkel voll Entrüſtung und Zweifel. „Iſt's denn eine Schande, Lumpen zu ſammeln?“

„Nicht doch“, verſetzte Terentij, den Kopf ſeines Neffen ſtreichelnd, während er ſein Geſicht vor den forſchenden Augen des Knaben zu verbergen ſuchte. „Das tun ſie nur ... einfach ſo ... aus Ungezogenheit ... Mach' dir nichts draus! Mußt es eben tragen! ... Sie werden ſich ſchon dran gewöhnen ... auch du wirſt dich dran gewöhnen ...“

„Auch über meine Stiefel lachen ſie und über den Paletot! ... Fremde Lumpen wären's, ſagen ſie, aus 'ner Müllgrube hätt ich ſie rausgezogen!“

Auch Großvater Jeremej tröſtete ihn, wobei er vergnügt mit den Augen zwinkerte:

„Trag's, mein Lieber! Er wird's ihnen ſchon vergelten! ... Er! Außer ihm gibt's niemand!“

Der Alte ſprach von Gott mit einer ſolchen Freude, mit ſolchem Vertrauen auf ſeine Gerechtigkeit, als ob er ganz genau alle Gedanken Gottes wüßte und in alle ſeine Abſichten eingeweiht wäre. Und Jeremejs Worte beſchwichtigten ein wenig das Gefühl der Kränkung im Herzen des Knaben. Am nächſten Tage jedoch wallte dieſes Gefühl von neuem um ſo heftiger in ihm auf. Ilja hatte ſich bereits daran gewöhnt, ſich als eine wichtige Perſon, einen richtigen Arbeiter zu betrachten. Mit

ihm ſprach ſogar der Schmied Sſawel in freundlicher Weiſe, und dieſe Schuljungen lachten ihn aus und verſpotteten ihn! Er vermochte ſich mit dieſer Tatſache durchaus nicht zu befreunden: die beleidigenden und bitteren Eindrücke der Schule verſtärkten ſich mit jedem Tage, prägten ſich immer tiefer ſeinem Gemüte ein. Der Schulbeſuch wurde für ihn zu einer läſtigen, unangenehmen Pflicht. Er hielt ſich in der Schule abſeits, mied den Verkehr mit den andern. Durch ſein leichtes Auffaſſungsvermögen hatte er ſogleich die Aufmerkſamkeit des Lehrers auf ſich gelenkt; der Lehrer hielt ihn den andern als Muſter vor, was wiederum dazu beitrug, ſeine Beziehungen zu den Schülern noch mehr zu verſchlechtern. Er ſaß auf der erſten Bank und fühlte ſtets die Anweſenheit der Feinde in ſeinem Rücken. Sie aber hatten ihn nun allezeit vor den Augen und wußten geſchickt alles herauszufinden, was irgend an ihm lächerlich ſcheinen konnte. Und ſie lachten auch beſtändig über ihn. Jakow beſuchte dieſelbe Schule und war gleichfalls bei ſeinen Kameraden ſchlecht angeſchrieben. Sie nannten ihn allgemein nur den „Kalbskopf“. Er war zerſtreut, lernte ſchwer und wurde faſt täglich vom Lehrer geſtraft, doch verhielt er ſich vollkommen gleichgültig gegen alle Strafen. Es ſchien überhaupt, als ob er alles das, was rings um ihn vorging, kaum bemerkte und ſowohl in der Schule als auch zu Hauſe in ſeiner ganz beſondren Welt lebte. Er hatte ſeine eigenen Gedanken, und faſt jeden Tag ſetzte er Ilja durch ſeine ſeltſamen Fragen in Erſtaunen. So fragte er gelegentlich, während er ſinnend vor ſich hinſchaute:

„Sag' mal, Ilja — wie kommt's denn, daß die Menſchen ſo kleine Augen haben und doch damit alles ſehen?... Die ganze Straße ſieht man, die ganze Stadt — wie kommt's nur, daß ſie, die doch ſo groß iſt, in unſerm kleinen Auge Platz hat?"

Oder er ſtarrte zum Himmel auf und ſagte plötzlich:

„Ach, die Sonne! . . ."

„Was denn?" fragte Ilja.

„Wie ſie brennt! . . ."

„Na — was alſo?"

„Nichts! . . . Weißt du, was ich mir denke? Wahrſcheinlich ſind Sonne und Mond die Eltern, und die Sterne ſind ihre Kinder . . ."

Anfänglich ſann Ilja über ſeine ſeltſamen Reden ernſthaft nach, dann aber begannen ihn ſeine Einfälle zu ſtören, da ſie ſeine Gedanken von jenen Dingen ablenkten, die ihn zunächſt angingen. Und ſolcher Dinge waren doch gar ſo viele, und der Knabe hatte ſchon gelernt, recht ſcharf auf ſie zu achten.

Eines Tages kam er aus der Schule nach Hauſe und meinte mit höhniſchem Ausdruck um die Lippen zum alten Jeremej:

„Unſer Lehrer?! Haha! Der iſt mir auch ſchön! . . . Geſtern hat der Sohn vom Kaufmann Malaſſejew eine Fenſterſcheibe zerſchlagen, und er hat ihn dafür nur ganz leicht geſcholten. Und heut' hat er die Scheibe einſetzen laſſen und aus ſeiner Taſche bezahlt . . ."

„Siehſt du, was für ein guter Menſch das iſt?!" verſetzte Jeremej gerührt.

„Ein guter Menſch, jawohl! Und wie neulich Wanjka Klutſcharew eine Scheibe zerſchlug, da ließ er ihn ohne Mittageſſen nachſitzen, und dann ließ er Wanjkas Vater kommen und ſagte ihm: „Du, zahl' mal für die Scheibe vierzig Kopeken!“ ... Und Wanjka bekam dann Prügel von ſeinem Vater! ... So gut iſt unſer Lehrer ... ſiehſt du!“

„Mußt auf ſo was nicht achten, Iljuſcha“, riet ihm der Alte, während er unruhig mit den Augen blinzelte. „Sieh es ſo an, als ob es dich gar nichts anginge. Zu entſcheiden, was unrecht iſt, kommt Gott zu und nicht uns. Wir verſtehen das nicht. Wir wiſſen nur immer das Unrechte herauszufinden, das Rechte aber zu erkennen ſind wir nicht imſtande. Er dagegen weiß alles abzuwägen! ... Er kennt Maß und Gewicht aller Dinge. Ich zum Beiſpiel — ich habe gelebt, gelebt, geſchaut und geſchaut — und wieviel Unrecht ich geſehen habe, vermag niemand zuſammenzuzählen. Die Wahrheit aber hab' ich nie geſchaut! ... Das achte Jahrzehnt iſt nun ſchon über mich hingegangen ... Es kann doch nicht ſein, daß in dieſer langen Zeit die Wahrheit nicht ein einziges Mal in meiner Nähe geweſen iſt! ... Ich aber hab' ſie nicht geſehen ... Kenne ſie nicht ...“

„Na,“ ſprach Ilja zweifelnd, „was iſt da viel zu wiſſen? Wenn der eine vierzig Kopeken zahlen muß, muß es auch der andre: das iſt die Wahrheit!“

Der Alte wollte ihm durchaus nicht recht geben. Er ſprach noch gar vielerlei von ſich ſelbſt, von der Blindheit der Menſchen und davon, daß ſie nicht imſtande ſeien,

einander gerecht zu beurteilen, ſondern daß Gottes Urteil allein gerecht ſei. Ilja hörte ihn aufmerkſam an, doch ward ſein Geſicht dabei immer düſtrer, und ſeine Augen ſchauten immer finſtrer.

„Wann wird denn Gott kommen, um zu richten?“ fragte er plötzlich den Alten.

„Das weiß man nicht! ... Sobald die Stunde ſchlägt, wird er herabkommen von den Wolken, zu richten die Lebendigen und die Toten; aber wann es ſein wird, das weiß man nicht ... Wir wollen doch mal am Sonnabend beide in den Abendgottesdienſt gehen ...“

„Gut, gehen wir!“

„Abgemacht! ...“

Am Sonnabend ſtand dann Ilja mit dem Alten auf den Treppenſtufen der Kirche, zuſammen mit den Bettlern, zwiſchen den beiden Türen. Sobald die Außentür geöffnet wurde, verſpürte Ilja den kalten Luftzug, der von der Straße hereindrang, die Füße wurden ihm ſteif, und er trippelte leiſe auf den Flieſen hin und her. Durch die Glasſcheiben der Kirchentür aber ſah er, wie die Flammen der Kerzen ſich gleichſam zu ſchönen, aus zitternden Goldpunkten gefügten Muſtern vereinigten und das ſchimmernde Metall der Meßgewänder, die dunklen Köpfe der andächtigen Menge, die Geſichter der Heiligenbilder und das prachtvolle Schnitzwerk des Heiligenſchreins beleuchteten.

Die Menſchen erſchienen in der Kirche beſſer und friedſamer als auf der Straße. Sie waren auch ſchöner in dem goldenen Lichtglanz, der ihre dunklen, in ehrfurchts-

vollem Schweigen daſtehenden Geſtalten beleuchtete. Sobald die innere Kirchentür ſich öffnete, ſtrömte die weihrauchduftende, warme, feierlich tönende Woge des Geſanges auf die Vortreppe hinaus: liebkoſend umfächelte ſie den Knaben, und er atmete entzückt die wohlriechende Luft ein. Es war ihm angenehm, ſo dazuſtehen neben dem Großvater Jeremej, der ſeine Gebete flüſterte. Er lauſchte, wie der feierlich ſchöne Geſang durch das Gotteshaus flutete, und wartete mit Ungeduld, bis die Tür ſich wieder öffnen und der laute, freudige Geſang von neuem auf ihn einſtrömen, der balſamiſche warme Luftſtrom ihn wieder umfangen würde. Er wußte, daß oben auf dem Kirchenchor Griſchka Bubnow ſang, einer der ſchlimmſten Spötter in der Schule, und auch Fedka Dolganow, ein kräftiger, raufſüchtiger Burſche, der ihn ſchon mehr als einmal geprügelt hatte. Jetzt aber empfand er ihnen gegenüber keinen Haß und kein Rachegefühl, ſondern nur ein wenig Neid. Er ſelbſt hätte dort oben auf dem Chor ſingen und von da den Leuten ins Geſicht ſchauen mögen. Es mußte gar zu ſchön ſein, dort zu ſingen, an der Mitteltür der Altarwand, über all den Leuten da unten zu ſtehen und ihre ruhigen, friedlichen Geſichter zu beobachten. Als er die Kirche verließ, hatte er das Gefühl, als ſei er beſſer geworden, und er war bereit, ſich mit Bubnow und Dolganow und überhaupt mit allen Schülern zu verſöhnen. Am folgenden Montag jedoch kam er genau ebenſo wie früher, finſter und beleidigt aus der Schule heim . . .

Überall, wo Menſchen in größerer Zahl zuſammen

ſind, befindet ſich einer, der ſich unter ihnen nicht wohl fühlt, und es iſt nicht gerade notwendig, daß er darum beſſer oder ſchlechter ſei als die andern. Man kann das Übelwollen der andern gegen ſich ſchon durch ein Mindermaß an Verſtand oder durch eine lächerliche Naſe hervorrufen: ſie wählen ſich einfach irgend jemanden zum Gegenſtand ihrer Beluſtigung, wobei ſie nur von dem Wunſche beſeelt ſind, ſich die Zeit mit ihm zu vertreiben. Hier war die Wahl auf Ilja Lunew gefallen. Er hätte ſich ohne Zweifel im Laufe der Zeit mit der Rolle, die ihm ſeine Kameraden zugewieſen hatten, ausgeſöhnt, es traten jedoch inzwiſchen Ereigniſſe in Iljas Leben ein, die ihn mit ihren furchtbaren Eindrücken niederſchmetterten und ſein Intereſſe an der Schule derart herabminderten, daß er gegen ihre kleinen Unannehmlichkeiten gleichgültig wurde.

Es begann damit, daß eines Tages, als Ilja mit Jakow zuſammen von einem Ausgang heimkehrten, ſie im Torweg des Hauſes einen Auflauf bemerkten.

„Sieh doch," ſagte Jakow zu ſeinem Freunde, „da ſcheinen ſie ſich wieder zu prügeln! Komm, laß uns raſch hinlaufen!"

Hals über Kopf eilten ſie nach Hauſe, und als ſie auf den Hof kamen, ſahen ſie, daß daſelbſt fremde Menſchen ſich angeſammelt hatten und wirr durcheinanderſchrien:

„Ruft die Polizei! Bindet ihn doch!"

Vor der Schmiede ſtand dichtgedrängt eine Menſchenmenge — ſchweigend, unbeweglich, mit erſchrockenen Geſichtern. Kinder hatten ſich vorgedrängt und wichen nun

entſetzt zurück. Zu ihren Füßen auf dem Schnee lag mit dem Geſicht zur Erde eine Frau. Ihr Nacken war mit Blut und mit einer teigartigen Maſſe bedeckt, und der Schnee rings um ihren Kopf war gleichfalls rot von Blut. Neben ihr lag ein zerknülltes weißes Kopftuch und eine große Schmiedezange. In der Tür der Schmiede hockte Sſawel und ſtarrte ſtumm auf die Arme des Weibes. Sie waren vorgeſtreckt, die Finger waren tief in den Schnee eingegraben, und der Kopf lag ſo zwiſchen ihnen, als ob das Weib in die Erde entfliehen und ſich dort vor ihm verſtecken wollte. Die Brauen des Schmiedes waren finſter zuſammengezogen, das Geſicht verzerrt; man ſah, daß er die Zähne feſt zuſammenbiß; die Backenknochen traten wie zwei große Zapfen hervor. Mit der rechten Hand ſtützte er ſich gegen den Türpfoſten. Seine ſchwarzen Finger bewegten ſich zuckend, wie die Krallen einer Katze, und außer dieſen Fingern war alles an ihm unbeweglich. Es ſchien jedoch Ilſa, daß ſeine feſt zuſammengepreßten Lippen ſich ſogleich öffnen und er mit der ganzen Kraft ſeiner breiten Bruſt aufſchreien würde. Schweigend ſtarrten die Umſtehenden ihn an. Ihre Geſichter waren ſtreng und ernſt, und obſchon ſonſt im Hofe Lärm und Verwirrung herrſchte, war doch hier, um die Schmiede herum, alles ruhig und bewegungslos ...

Da mit einem Male kroch aus der Menge mit ſchwerfälligem Schritt der alte Jeremej hervor, ganz zerzauſt und mit Schweiß bedeckt, mit zitternder Hand reichte er dem Schmied einen Eimer voll Waſſer und ſagte:

„Da, nimm ... trink! ..."

„Gib ihm doch kein Waſſer, dem Mörder! 'nen Strick um den Hals verdient er", ſagte jemand halblaut.

Sſawel nahm den Eimer mit der linken Hand und trank lange, lange, und als er alles Waſſer ausgetrunken hatte, ſchaute er in das leere Gefäß und ſprach mit dumpfer Stimme:

„Ich hab' ſie gewarnt ... Laß es ſein, du Aas, ſagte ich, ſonſt ſchlag' ich dich tot! Ich hab' ihr verziehen! ... wievielmal hab' ich ihr verziehen! ... Aber ſie wollt's nicht laſſen ... na ... und da iſt's ſo gekommen! ... Mein Paſchka ... iſt jetzt eine Waiſe ... ſchau nach ihm, Großväterchen ... dich liebt der Herr ... ſchau hin nach dem Jungen!"

„A—a—ach du—u!" klagte wehmütig der Greis und faßte mit ſeiner zitternden Hand den Schmied an der Schulter, während jemand aus der Menge rief:

„Hört mal den Böſewicht! ... Er redet noch von Gott!!"

Da warf der Schmied den Umſtehenden einen fürchterlichen Blick zu und brüllte plötzlich wie ein wildes Tier auf:

„Was wollt ihr? Packt euch alle!"

Sein Aufſchrei wirkte wie ein Peitſchenſchlag auf die Menge. Sie murrte dumpf und wich von ihm zurück. Der Schmied erhob ſich und ſchritt auf ſein totes Weib zu, machte jedoch ſogleich wieder kehrt und wandte ſich kerzengerade, in ganzer Höhe aufgerichtet, der Schmiede zu. Alle ſahen, wie er dort, in ſeiner Werkſtatt, ſich auf

den Amboß ſetzte, mit den Händen nach dem Kopfe griff, wie wenn er plötzlich einen unerträglichen Schmerz darin fühlte, und den Oberkörper langſam auf und nieder bewegte. Ilja empfand Mitleid mit dem Schmied; er ſchritt wie im Traum von der Schmiede hinweg und irrte im Hofe herum, von einer Gruppe zur andern, ohne von den Geſprächen, die er vernahm, etwas zu begreifen. Vor ſeinen Blicken ſchwamm es wie ein großer, roter Fleck, und das Herz in der Bruſt war ihm ſo beklommen.

Die Polizei erſchien an der Mordſtätte und trieb die Leute vom Hofe. Dann nahmen ſie den Schmied feſt und führten ihn ab.

„Lebt wohl . . . leb' wohl, Großväterchen!“ ſchrie Sſawel, als er aus dem Tore ſchritt.

„Leb' wohl, Sſawel Iwanytſch, leb' wohl, mein Lieber!“ rief der alte Jeremej mit ſeiner dünnen Stimme — haſtig, wie wenn er ihm nacheilen wollte.

Niemand außer dem Alten nahm Abſchied von dem Schmied . . .

In kleinen Gruppen ſtanden die Leute noch immer auf dem Hofe, beſprachen das Ereignis und ſchauten mit düſterem Blick dahin, wo der Körper der Erſchlagenen unter einer Baſtdecke lag. In der Tür der Schmiede, an der Stelle, wo Sſawel geſeſſen hatte, machte ſich jetzt ein Polizeiwachtmann mit der Pfeife im Munde breit. Er rauchte, ſpuckte zur Seite aus, ſchaute mit ſeinen trüben Augen den alten Jeremej an und hörte ihm zu.

„War er's denn, der gemordet hat?“ ſprach leiſe, ge-

heimnisvoll der Alte. „Die ſchwarze Macht hat's getan, ſie allein! Der Menſch kann den Menſchen nicht morden ... Der Menſch ſelbſt iſt gut, er trägt Gott im Herzen ... Nicht er iſt's, der mordet ... glaubt das ja nicht, meine guten Leute!"

Jeremej legte ſeine Hände auf die Bruſt und wehrte mit ihnen gleichſam etwas von ſich ab, wobei er fortfuhr, den Umſtehenden die Bedeutung des Ereigniſſes darzulegen.

„Schon lange hat der Schwarze es ihm ins Herz geflüſtert: Schlag' ſie doch tot!" ſprach er, zu dem Wachtmann gewandt.

„Schon lange — ſagſt du?" erkundigte ſich dieſer mit wichtiger Miene.

„Schon lä—ängſt! Sie gehört doch dir, ſagte er ... Und das iſt nicht wahr! ... Ein Pferd — das gehört mir ... Ein Hund — gehört mir ... Aber ein Weib — gehört Gott! ... Sie iſt — ein Menſch! ... Sie hat alle Mühen und Laſten vom Herrn im Paradies übernommen und trägt ſie mit uns Männern gemeinſam ... Der Schwarze aber bohrt und ſtichelt in einem fort: Schlag' ſie tot, ſie iſt dein! ... Ihm liegt daran, daß der Menſch wider Gott ſtreite ... Er ſelbſt ſtreitet wider Gott und ſucht im Menſchen einen Genoſſen ..."

„Aber mit der Zange hat doch nicht der Teufel, ſondern der Schmied geſchlagen", meinte der Polizíſt und ſpuckte aus.

„Wer hat's ihm aber eingegeben?" ſchrie der Alte.

„Das zieh' mal in Betracht! Wer hat's ihm eingegeben?"

„Sag' mal," verſetzte der Poliziſt, „in welchen Beziehungen ſtehſt du denn zu dem Schmied? Iſt er dein Sohn?"

„Nicht doch, bewahre! . . ."

„Aber verwandt biſt du ſicher mit ihm, was?"

„Nein. Ich hab' gar keine Verwandten . . ."

„Sag' mal — was regſt du dich dann ſo auf?"

„Ich? Ach Gott . . ."

„Ich will dir mal was ſagen", ſprach ſtreng der Poliziſt. „Aus Altersſchwäche ſchwatzeſt du ſo . . . Mach' lieber, daß du fortkommſt!"

Der Wachtmann ſtieß eine dichte Rauchwolke aus ſeinem Mundwinkel hervor und wandte dem Alten den Rücken. Jeremej aber ließ ſich dadurch nicht abſchrecken, ſondern ſprach immer noch weiter, raſch, weinerlich, mit den Händen fuchtelnd.

Ganz blaß, mit weitgeöffneten Augen war Ilja im Hofe herumgegangen und bei einer Gruppe ſtehen geblieben, in der ſich der Kutſcher Makar, der Schuſter Perfiſchka und Matiza mit ein paar anderen Weibern aus den Dachſtuben befanden.

„Sie hat ſich ja ſchon vor der Hochzeit mit anderen abgegeben, meine Lieben!" meinte eins von den Weibern. „Ich weiß es ganz genau. Wahrſcheinlich iſt auch Paſchka nicht Sſawels Sohn, ſondern eines Gymnaſiallehrers, der beim Kaufmann Malaſſjejew wohnte . . . er war immer betrunken . . ."

„Meinſt du den, der ſich erſchoſſen hat?“ fragte Perfiſchka.

„Ganz recht ... Sie hat ſich mit ihm eingelaſſen ...“

„Dafür hätte er ſie doch nicht gleich totſchlagen ſollen“, bemerkte der Kutſcher Makar gewichtig. „Das iſt wirklich ein bißchen ſtark. Wenn er ſein Weib totſchlägt, und ich das meinige, und jeder ſo dächte ...“

„Da würde die Polizei ſchöne Arbeit haben“, ſagte der luſtige Schuſter Perfiſchka. „Meine Alte iſt auch ſchon längſt zu nichts mehr gut, und ich trag's doch ...“

„Schön trägſt du's! ... Satan du!“ höhnte Matiza finſter.

Auch Perfiſchkas gelähmte Frau war aus dem Keller hervorgekrochen und ſaß, ganz mit Lumpen umwickelt, an ihrem gewohnten Platz im Kellereingang. Ihre Arme ruhten unbeweglich auf den Knien, ſie hatte den Kopf emporgehoben und ſchaute mit ihren ſchwarzen Augen zum Himmel auf. Ihre Lippen waren feſt zuſammengepreßt, die Mundwinkel nach unten verzogen. Ilja ſchaute bald in die dunkeln Augen der Schuſtersfrau, bald gleichfalls, wie ſie, zum Himmel empor, und er dachte bei ſich, daß Perfiſchkas Weib vielleicht dort oben den Herrgott ſehe und ihn ſchweigend um etwas bitte.

Bald hatten ſich alle Kinder des Hauſes gleichfalls an dem Kellereingange zuſammengefunden. Sie hüllten ſich feſter in ihre Kleider, ſaßen dicht beieinander auf den Stufen der Kellertreppe und horchten in angſtvoller

Neugier auf das, was Sſawels Sohn von der Untat erzählte. Paſchkas Geſicht war verſtört, und ſeine ſonſt ſo kecken Augen ſchauten unſicher und verwirrt drein. Doch fühlte er ſich als Held des Tages: noch niemals hatten die Leute ihm ſo viel Aufmerkſamkeit geſchenkt wie heute. Wohl zum zehnten Male erzählte er immer wieder dasſelbe, und ſeine Erzählung klang nun ſchon ganz gleichgültig, mürriſch.

„Wie ich vorgeſtern wegging," berichtete er, „da hat der Vater ſchon mit den Zähnen geknirſcht, und von der Zeit an war er in einem fort wütend und brüllte immer. Mich zog er jeden Augenblick an den Haaren ... Ich ſah ſchon was voraus — jawohl! Und endlich kam ſie. Die Wohnung war feſt verſchloſſen — wir waren in der Schmiede, ich ſtand beim Blaſebalg. Mit einem Male ſeh' ich, wie ſie näher kommt und in der Tür ſteht. Gib den Schlüſſel, ſagt ſie. Der Vater aber nahm die Zange und ging auf ſie los ... Ganz leiſe ging er, ſchleichend ... Ich machte ſogar die Augen zu — ſchrecklich war's! Ich wollt' ſchon rufen: Lauf weg, Mutter! Aber ich rief nicht ... Wie ich die Augen aufmachte, ging er immer noch auf ſie zu. Und ſeine Augen brannten ſo! Da will ſie zurückweichen ... Sie dreht ihm den Rücken, jedenfalls wollte ſie weglaufen ..."

Paſchkas Geſtalt erzitterte, und ſein magerer, eckiger Körper begann zu zucken. Tief aufſeufzend ſog er die Bruſt voll Luft, atmete dann langſam wieder aus und ſprach:

„Da ſchlug er ſie mit der Zange auf den Schädel!...“

Die Kinder, die bisher unbeweglich geſeſſen hatten, kamen in Bewegung.

„Sie ſtreckte die Arme von ſich und fiel hin ... wie wenn ſie ins Waſſer plumpſte ...“

Er verſtummte, nahm ein Spänchen auf, betrachtete es aufmerkſam und warf es dann über die Köpfe der Kinder hinweg. Sie ſaßen alle gleichfalls ſchweigend und unbeweglich, wie wenn ſie von ihm noch irgend etwas erwarteten. Aber er ſchwieg und ſenkte den Kopf tief auf die Bruſt.

„Hat er ſie ganz totgeſchlagen?“ fragte Maſcha mit ihrer feinen, zitternden Stimme.

„Dummes Ding!“ verſetzte Paſchka, ohne den Kopf aufzuheben.

Jakow legte den Arm um die Kleine und zog ſie dicht an ſich heran, während Ilja näher an Paſchka heranrückte und ihn leiſe fragte:

„Tut ſie dir leid?“

„Was geht's dich an?“ verſetzte Paſchka böſe.

Die Kinder ſchauten ihn an — ſchweigend, alle zugleich.

„Sie hat ſich immer 'rumgetrieben ...“ ließ ſich Maſcha vernehmen, aber Jakow fiel ihr ſogleich eifrig ins Wort·

„Rumgetrieben!... Was war das auch für'n Menſch, der Schmied!... Immer ſo ſchwarz und brummig — Angſt mußte man vor ihm haben!... Und ſie war ſo luſtig, wie Perfiſchka ... Langweilig war's ihr eben... bei dem Schmied.“

Paſchka ſchaute ihn an und ſprach ernſt und düſter, wie ein Großer:

„Ich ſagte ihr immer: Mutter, ſagt' ich, nimm dich in acht! Er wird dich totſchlagen ... Aber ſie hörte nicht. Sie bat mich nur immer, ich ſollte ihm nichts ſagen. Dafür kaufte ſie mir Naſchwerk. Und der Feldwebel ſchenkte mir jedesmal einen Fünfer. Bracht' ich ihm 'nen Brief von ihr, gleich bekam ich meinen Fünfer ... Er iſt ein guter Kerl! ... Und ſo ſtark ... und 'nen mächtigen Schnurrbart hat er ..."

„Hat er auch einen Säbel?" fragte Maſcha.

„Und was für einen!" ſagte Paſchka, und mit Stolz fügte er hinzu: „Ich hab' ihn mal aus der Scheide gezogen. Ganz ziſeliert iſt die Klinge!"

„Jetzt biſt du alſo auch eine Waiſe, wie Iljuſchka ..." meinte Jakow nach einer Weile nachdenklich.

„Mag ich's doch ſein!" verſetzte Paſchka unwirſch. „Meinſt wohl, ich werde auch unter die Lumpenſammler gehen?! Da ſpuck' ich drauf!"

„Das meine ich nicht! ...."

„Ich werde jetzt leben, wie mir's paßt", verſetzte Paſchka ſtolz, indem er den Kopf erhob und ſeine Augen grimmig funkeln ließ. „Ich bin gar keine Waiſe ... ich ſtehe nur ſo ... allein in der Welt. Und ich will auch ganz für mich bleiben. Der Vater wollt' mich nicht in die Schule ſchicken — und jetzt werden ſie ihn ins Gefängnis ſperren ... Und ich werde einfach in die Schule gehen und lernen ... noch mehr als ihr!"

„Woher wirſt du denn die Kleider nehmen?" fragte

Ilja, indem er Paſchka triumphierend anſah. „In zerriſſenen Sachen darfſt du da nicht hinkommen!“

„Kleider? Ich werde ... die Schmiede verkaufen.“

Alle blickten reſpektvoll auf Paſchka, und Ilja fühlte ſich beſiegt. Paſchka bemerkte den Eindruck, den ſeine Worte hervorgebracht hatten, und verſtieg ſich noch höher.

„Auch ein Pferd werde ich mir kaufen, ein lebendiges, richtiges Pferd! ... Und ich werde in die Schule reiten ...“

Dieſer Gedanke gefiel ihm ſo gut, daß er ſogar lächelte, wenn es auch nur ein ganz, ganz ſchüchternes Lächeln war, das flüchtig um ſeinen Mund zuckte und ſogleich wieder verſchwand.

„Hauen wird dich jetzt niemand“, ſagte plötzlich Maſcha zu Paſchka, während ſie ihn voll Neid betrachtete.

„Werden ſich ſchon Liebhaber finden“, verſetzte Ilja in überzeugtem Tone.

Paſchka ſah ihn an, ſpuckte wegwerfend zur Seite aus und fragte:

„Was willſt du damit ſagen? Fang nur mit mir an!“

Von neuem miſchte ſich Jakow ins Geſpräch:

„Wie merkwürdig iſt es doch, Kinder! Da lebte alſo ein Menſch, ging umher und ſprach und ſo weiter ... war voll Leben, wie alle andern. — Und mit einem Male kriegt er eins mit der Zange über den Schädel — und iſt nicht mehr!“

Die Kinder ſchauten alle voll Spannung auf Jakow,

deſſen Augen mit lächerlichem Ausdruck unter der Stirn hervorquollen.

„Ja, darüber hab' ich auch ſchon nachgedacht", meinte Ilja.

„Es heißt immer: er iſt geſtorben", fuhr Jakow leiſe und geheimnisvoll fort. Aber was iſt denn das — — ‚geſtorben'?"

„Die Seele iſt fortgeflogen", erklärte Paſchka finſter.

„In den Himmel", fügte Maſcha hinzu, und während ſie ſich an Jakow anſchmiegte, ſchaute ſie zum Himmel empor.

Dort waren bereits die Sterne aufgeflammt, einer von ihnen — ein großer, heller Stern, der gar nicht flimmerte, war der Erde näher als die andern und ſchaute wie ein kaltes, unbewegliches Auge auf ſie nieder. Nach Maſcha hoben auch die drei Knaben ihre Köpfe empor. Paſchka blickte auf und lief gleich darauf irgendwohin weg. Ilja ſchaute lange und ſcharf hinauf, mit furchtſamem Ausdruck, immer nach einem Punkte, und Jakows große Augen irrten an dem blauen Himmel auf und ab, als ob ſie dort oben irgend etwas ſuchten.

„Jakow!" rief ſein Kamerad, indem er wieder den Kopf ſenkte.

„Was?"

„Ich denke immer darüber nach . . ." Ilja hielt inne in ſeiner Rede.

„Worüber denkſt du nach?" fragte Jakow ebenſo leiſe wie jener.

„Über die Menſchen hier . . .“

„Was denn?“

„Wie ſie . . . es will mir gar nicht gefallen! . . . Da iſt ein Menſch totgeſchlagen worden . . . und alle laufen hin und her und tun ſo wichtig . . . und reden allerhand . . . aber keiner hat geweint . . . nicht ein einziger! . . .“

„Ja—a . . . doch! . . . Jeremej hat geweint!“

„Der hat immer Tränen in den Augen . . . Aber Paſchka . . . wie der ſich aufführt! Als ob er ein Märchen erzählte . . .“

„Der ſtellt ſich nur ſo . . . Ihm tut ſie ſchon leid, aber er ſchämt ſich, vor uns zu weinen . . . Und jetzt iſt er irgendwohin gelaufen und heult, was das Zeug hält . . .“

Feſt aneinander geſchmiegt, ſaßen ſie noch ein paar Minuten da. Maſcha war auf Jakows Knien eingeſchlafen, das Geſicht noch immer zum Himmel gewandt.

„Haſt du Angſt?“ fragte Jakow ganz leiſe.

„Etwas Angſt hab' ich ſchon“, verſetzte Ilja ebenſo leiſe. „Jetzt wird ihre Seele hier umgehen . . .“

„Ja—a . . . Und Maſchka iſt eingeſchlafen . . . wir müſſen ſie in die Wohnung bringen . . . Ich habe ſogar Angſt, hier wegzugehen . . .“

„Gehen wir zuſammen!“

Jakow legte den Kopf des ſchlafenden Mädchens gegen ſeine Schulter, umfaßte ihren ſchmächtigen Körper mit den Armen und erhob ſich mit Anſtrengung, wobei er Ilja, der ihm im Wege ſtand, zuflüſterte:

„Wart, laß mich vorausgehen . . .“

Unter ſeiner ſchweren Laſt ſchwankend, ſchritt er die Kellerſtufen hinab, während Ilja, der ihm folgte, faſt mit der Naſe an ſeinen Nacken ſtieß. Es war Ilja, als ob er eine unſichtbare Geſtalt hinter ihm herſchliche, als ob ihren kalten Hauch an ſeinem Halſe fühlte und jeden Augenblick fürchten müßte, von ihr gepackt zu werden. Er ſtieß den Freund in den Rücken und rief ihm kaum hörbar zu:

„Geh ſchneller!“

Aus dem Roman: Drei Menſchen

Hugo von Hofmannsthal: Über Charaktere im Roman und Drama

Geſpräch zwiſchen Balzac und Hammer-Purgſtall in einem Döblinger Garten im Jahre 1842.

Hammer: Sie werden, Verehrteſter, eine Frage geſtatten, die mir ſeit langem auf der Zunge brennt. Verzeihen Sie meine Freiheit; Sie wiſſen, daß einer der glühendſten Bewunderer Ihrer ſtupenden Erzählungskunſt vor Ihnen ſteht: aber werden Sie uns nicht jetzt, in der Vollkraft Ihrer ſchöpferiſchen Phantaſie, eine gleiche, eine ähnliche Reihe von Werken für das Theater ſchenken?

Sie ſchweigen? Sie wollen mir nicht antworten? Soll ich vermuten, daß Sie die dramatiſche Form nicht lieben? daß Ihnen das Theater nichts bedeutet?

Balzac: Im Gegenteil, Baron!

Hammer: Bravo, bravo! Ich liebe das Theater grenzenlos und habe, als Deutſcher, an dem unſeren die größte Freude. Aber was könnte erſt aus dem franzöſiſchen werden, wenn Ihr Genius da die Zügel ergriffe und mit mächtigen Peitſchenhieben den verfahrenen Karren in neue Gleiſe triebe.

Balzac (verbindlich): Ich weiß, Sie haben Schiller, Sie haben den Verfaſſer der „Ahnfrau", Sie haben vor allem Raupach! O, das Theater! Ein ſchöner Traum.

Hammer: Ihre Träume, mein Herr, pflegen Wirklichkeit zu werden. Und was könnte Sie in dieſem Falle hindern? Verträge, Abmachungen mit Verlegern? Sie zerreißen ſie, wie der Löwe ſeine Netze. Die Möglichkeit eines Mißerfolges? Ein Mißerfolg Balzacs? Balzac nicht der ſouveräne Herr ſeines Publikums? Balzac ſchwächer als ein Saal von zwei- oder dreitauſend Menſchen? Ja ſind es denn nicht Ihre Geſchöpfe, die ihn füllen? Sehe ich nicht in jedem Rang die Phyſiognomien, die aus Ihrer Retorte hervorgegangen ſind? Nehmen ſie nicht alle Logen ein: die Herzogin von Maufrigneuſe und die Prinzeſſin von Cadignan und die Grandlieus mit ihren Töchtern und der Herzog d'Hérouville, dieſer Gnom, und der Baron Nucingen mit ſeiner Frau, und die Rhétorés, und die Navarreins und die Lenoncourts! Sehe ich nicht im Halbdunkel, in der Loge von Madame d'Eſpard, den ſchönen Rubempré hinter der vor Eiferſucht bleichen, nicht mehr jungen Madame de Bargeton? Steht nicht Raſtignac im Orcheſter, das

Genie des Ehrgeizes und der Rücksichtslosigkeit, und lorgniert Frau v. Nucingen? Tritt jetzt nicht de Marsay zu ihm, ihm die Hand zu drücken, de Marsay, der, wie er, einmal Minister und Pair de France sein wird. Und jetzt Bianchon, der Arzt, und Claude Vignon, der Journalist, und Stidmann, der Bildhauer, und die polnischen Emigrierten, Laginski und Paz und Stenbock. Zeigen sie einander nicht die halbverstellte Protzenumsloge, in der die märchenhafte Esther, die noch jetzt niemand kennt, von den ersten Schatten eines tragischen Kurtisanenlebens eingehüllt, auf Rubempré hinübersieht? Etablieren nicht zwischen den großen Damen andere Damen einen aufregenden, wie mit dem Fieber der Gegenwart imprägnierten Luxus: sehe ich nicht bei diesen, bei einer Josepha, einer Madame Schontz, einer Jenny Cadine, der Bixiou und de Lora aus- und eingehen, und erblicke ich nicht dort drüben, mit seiner schönen Tochter Victorine, Herrn Taillefer, den großen Industrielien, der einen Mord auf dem Gewissen hat, und sitzt dort unten nicht, verkleidet als spanischer Geistlicher, Haar, Bart, Haltung, Stimme, alles an ihm falsch, nur das unbezwingliche Auge lebendig, Vautrin, der Galeerensträfling? Ja, sehe ich denn irgend etwas anderes als diese Gestalten, die durch eine bewundernswerte Zauberei einander wie hundertfältige Spiegel ihr ganzes Leben, ihr Denken, ihre Leidenschaften, ihre Vergangenheit, ihre Zukunft tausendfach multipliziert zuwerfen?

Bei diesen Sätzen, bei dem so seltenen, wahren Enthusiasmus der Bewunderung, welche die Wangen des

großen Orientaliſten lebhafter färbte, bei dieſer ſo ſtarken, ſo ungezwungenen, faſt unter vier Augen dargebrachten Huldigung konnte Balzac ein Lächeln nicht unterdrücken. Es war das ſchöne ſeltene Lächeln reiner Befriedigung, das aus dem Geſicht nicht mit der Schnelligkeit des Wetterleuchtens, nicht zuckend, ſondern langſam, wie der ſchöne Sonnenuntergang eines reinen Sommertages, wieder verſchwindet. Es war das gleiche Lächeln, das den Mund Napoleons erleuchtete, als er, am Nachmittag von Auſterlitz, die Wirkung ſah, welche die nach ſeinem Befehl gerichteten Geſchoſſe auf die Eisdecke der Teiche machten, die von Tauſenden flüchtender Ruſſen und Öſterreicher bedeckt war. Und vielleicht, ja ſehr wahrſcheinlich hatte dieſes Lächeln in dieſen beiden, äußerlich ſo verſchiedenen Fällen den gleichen Urſprung: beide Male entſprang es der Seele eines großen Mannes, einer von Natur zur Eroberung beſtimmten Seele, in dem Augenblick, als dieſe Seele ganz nahe vor ſich die Möglichkeit ſah, den ſtumpfen Widerſtand Europas gegen ihr Genie übers Knie zu brechen wie ein Bündel dürrer Reiſer. Die furchtbare Energie ſeiner mit dem Leben ringenden Seele war für einen Moment entſpannt, ſeine Augen ſchweiften mit dem leichten Blick des Reiſenden über die Hänge des Kahlenberges hin, in ſeiner Haltung war die undefinierbare Veränderung, Läſſigkeit deſſen, der in einer fremden Atmoſphäre, unter dem Duft und Schatten fremder Bäume, mit fremden Menſchen, die er vielleicht nie wiederſehen wird, freundlich und unbedrückt ſpricht: ſo gab ſich Balzac dem Augenblick hin, in deſſen vagem

Inhalt etwas von der Raſt eines Eroberers an den Grenzen ferner bezwungener Länder war, gab ſich ihm ſo ſehr hin, daß er einige Sätze des Barons überhörte und nur dieſes Ende einer längeren Tirade auffing:

Wie! Alles was im Theater ſitzt, die ſchöne Welt der Logen und des Parketts und das Paradies, alles ſoll die Spuren der Löwentatze aufweiſen, und nur die Bühne nicht?

Balzac: O ja, ich liebe das Theater. Das Theater, wie ich es verſtehe. Das Theater, auf dem alles vorkommt, alles. Alle Laſter, alle Lächerlichkeiten, alle Sprechweiſen! Wie armſelig, wie ſymmetriſch iſt dagegen das Theater Victor Hugos. Meines, das, welches ich träume, iſt die Welt, das Chaos. Und es hat einmal exiſtiert, mein Theater, es hat exiſtiert. Lear auf der Heide, und der Narr neben ihm, und Edgar und Kent und die Stimme des Donners in ihre Stimmen verſchlungen! Volpone, der ſein Geld anbetet, und ſeine Diener, der Zwerg, der Eunuch, der Hermaphrodit und der Schurke! Und die Erbſchleicher, die ihm ihre Frauen und ihre Töchter anbieten, die ihre Frauen und Töchter bei den Haaren in ſein Bett ziehen! Und die dämoniſche Stimme der ſchönen Dinge, der verlockenden Beſitztümer, der goldenen Gefäße, der geſchnittenen Steine, der wundervollen Leuchter, ſo vermengt mit den Menſchenſtimmen, wie dort der Donner. Ja, es hat einmal ein Theater gegeben.

Hammer: Sie meinen das engliſche um Fünfzehnhundertneunzig?

Balzac: Ja, die haben es gehabt. Auch ſpäter noch. Es gibt nachzuckende Blitze. Kennen Sie das „gerettete Venedig“ von Otway?

Hammer: Ich glaube, es in Weimar geſehen zu haben.

Balzac: Mein Vautrin hält es für das ſchönſte aller Theaterſtücke. Ich gebe viel auf das Urteil eines ſolchen Menſchen.

Hammer: Ihre Lebhaftigkeit bei dieſem Thema iſt mir äußerſt erfreulich. Wir werden, nun weiß ich es, eine Comédie humaine auf der Bühne haben! Wir werden die Perücke von Vautrins Kopf fliegen und den entſetzlichen Schädel des Sträflings ſich enthüllen ſehen. Wir werden Goriot belauſchen, wie er einſam in eiskalter Kammer die Viſion ſeiner ſchönen Töchter ſich heraufbeſchwört. Was ſchütteln Sie den Kopf, mein Herr? Nichts kann nunmehr im Wege ſein.

Balzac: Nichts, ſcheinbar gar nichts. Auch in meinem Willen nichts, ſcheinbar. Auch fehlt es mir nicht an dramatiſchen Mitarbeitern. Sie können nicht von der Oper bis zum Palais Royal gehen, ohne deren einem oder zweien zu begegnen. Denn ich habe mir Mitarbeiter erſchaffen wollen. Ich wollte in einen andern hineinkriechen. Aber ich hatte unrecht. Man kann ſich nicht in die Haut eines Eſels verſtecken. Ich wollte etwas finden, was ich nicht in mir trug. Ich wollte eine Unehrlichkeit begehen, eine der verſteckten großen Unehrlichkeiten. Es liegt im Weſen der meiſten Schriftſteller, dergleichen Unehrlichkeiten in Maſſe zu begehen,

und ganz ſtraflos. Sie gleichen dem Reiter in Ihrer deutſchen Ballade, der, ohne es zu wiſſen, über den gefrorenen Bodenſee reitet. Aber ſie erfahren es auch nachher nicht, und fallen daher nicht tot um, wie dieſer Reiter. Eine Kunſtform gebrauchen und ihr gerecht werden: welch ein Abgrund liegt dazwiſchen! Je größer man iſt, deſto klarer ſieht man in dieſen Dingen. Mögen andere die Formen vergewaltigen, ich für mein Teil, ich weiß, daß ich kein Dramatiker bin, ebenſowenig wie —

(Hier nannte Herr v. Balzac die Namen aller ſeiner Landsleute, welche im vorhergehenden Jahrzehnt einen großen, zum Teil einen europäiſchen Ruf eben durch ihre dramatiſchen Produkte erlangt hätten, und fuhr fort:)

Den Grund davon? Den innerſten Grund? Ich glaube vielleicht nicht, daß es Charaktere gibt. Shakeſpeare hat das geglaubt. Er war ein Dramatiker.

Hammer: Sie glauben nicht, daß es Menſchen gibt? Das iſt gut! Sie haben deren etwa ſechs- oder ſiebenhundert geſchaffen, ſie auf die Beine geſtellt, da! und ſeither exiſtieren ſie.

Balzac: Ich weiß nicht, ob das Menſchen ſind, die in einem Drama leben könnten. Iſt Ihnen gegenwärtig, was man in der mineralogiſchen Wiſſenſchaft eine Allotropie nennt? Derſelbe Stoff erſcheint zweimal im Reich der Dinge, in ganz verſchiedener Kriſtalliſationsform, ganz unerwartetem Gepräge. Der dramatiſche Charakter iſt eine Allotropie des entſprechenden wirklichen. Ich habe in „Vater Goriot“ das Ereignis „Lear“, ich habe den chemiſchen Vorgang „Lear“, ich bin himmelweit ent-

fernt von der Kristallisationsform „Lear." — Sie sind, Baron, wie alle Österreicher ein geborener Musiker. Sie sind zudem ein gelehrter Musiker. Lassen Sie mich Ihnen sagen, daß die Charaktere im Drama nichts anderes sind als kontrapunktische Notwendigkeiten. Der dramatische Charakter ist eine Verengerung des wirklichen. Was mich an dem wirklichen bezaubert, ist gerade seine Breite. Seine Breite, welche die Basis seines Schicksals ist. Ich habe es gesagt, ich sehe nicht den Menschen, ich sehe Schicksale. Und Schicksale darf man nicht mit Katastrophen verwechseln. Die Katastrophe als symphonischer Aufbau, das ist die Sache des Dramatikers, der mit dem Musiker so nahe verwandt ist. Das Schicksal des Menschen, das ist etwas, dessen Reflex vielleicht nirgends existierte, bevor ich meine Romane geschrieben hatte. Meine Menschen sind nichts als das Lackmuspapier, das rot oder blau reagiert. Das Lebende, das Große, das Wirkliche sind die Säuren: die Mächte, die Schicksale.

Hammer: Sie meinen die Leidenschaften?

Balzac: Nehmen Sie dieses Wort, wenn Sie es vorziehen, aber Sie müssen es in einer noch nie dagewesenen Weite nehmen und dann wieder es so verengen, so ins Besondere ziehen, wie es noch nie gebraucht worden ist. Ich sagte die „Mächte". Die Macht des Erotischen für den, welcher der Sklave der Liebe ist. Die Macht der Schwäche für den Schwachen. Die Macht des Ruhmes über den Ehrgeizigen. Nein, nicht der Liebe, der Schwäche, des Ruhmes: seiner ihn umstrickenden

Liebe, ſeiner individuellen Schwäche, ſeines beſonderen Ruhmes. Das, was ich meine, nannte Napoleon ſeinen Stern: das war es, was ihn zwang, nach Rußland zu gehen; was ihn zwang, dem Begriff „Europa" eine ſolche Wichtigkeit beizulegen, daß er nicht ruhen konnte, bis er „Europa" zu ſeinen Füßen liegen hatte. Das, was ich meine, nennen Unglückliche, die ihr Leben in einem Blitz überſchauen, ihr Verhängnis. Für Goriot iſt es in ſeinen Töchtern inkarniert. Für Vautrin in der menſchlichen Geſellſchaft, deren Fundamente er in die Luft ſprengen will. Für den Künſtler in ſeiner Arbeit.

Hammer: Und nicht in ſeinen Erlebniſſen?

Balzac: Es gibt keine Erlebniſſe, als das Erlebnis des eigenen Weſens. Das iſt der Schlüſſel, der jedem ſeine einſame Kerkerzelle aufſperrt, deren undurchdringlich dichte Wände freilich wie mit bunten Teppichen mit der Phantasmagorie des Univerſums behangen ſind. Es kann keiner aus ſeiner Welt heraus. Haben Sie eine größere Reiſe auf einem Dampfſchiffe gemacht? Entſinnen Sie ſich da einer ſonderbaren, beinahe Mitleid erregenden Geſtalt, die gegen Abend aus einer Lücke des Maſchinenraumes auftauchte und ſich für eine Viertelſtunde oben aufhielt, um Luft zu ſchöpfen? Der Mann war halb nackt, er hatte ein geſchwärztes Geſicht und rote, entzündete Augen. Man hat Ihnen geſagt, daß es der Heizer der Maſchine iſt. So oft er heraufkam, taumelte er; er trank gierig einen großen Krug Waſſer leer, er legte ſich auf einen Haufen Werg und ſpielte mit dem Schiffshund, er warf ein paar ſcheue, faſt ſchwachſinnige

Blicke auf die schönen und fröhlichen Passagiere der ersten Kajüte, die auf Deck waren, sich an den Sternen des südlichen Himmels zu entzücken; er atmete, dieser Mensch, mit Gier, so wie er getrunken hatte, die Luft, welche durchfeuchtet war von einer in Tau vergehenden Nachtwolke und dem Duft von unberührten Palmeninseln, der über das Meer heranschwebt; und er verschwand wieder im Bauch des Schiffes, ohne die Sterne und den Duft der geheimnisvollen Inseln auch nur bemerkt zu haben. Das sind die Aufenthalte des Künstlers unter den Menschen, wenn er taumelnd und mit blöden Augen aus dem feurigen Bauch seiner Arbeit hervorkriecht. Aber dieses Geschöpf ist nicht ärmer als die droben auf dem Deck. Und wenn unter diesen Glücklichen droben, unter diesen Auserwählten des Lebens, zwei Liebende wären, die, mit verschlungenen Fingern, aneinandergelehnt, bedrückt von der Fülle ihres Innern, das Hinstürzen unermeßlich ferner Sterne, wie sie der südliche Himmel in Garben, in Schwärmen, in Katarakten aus dem Bodenlosen ins Bodenlose fallen läßt, nur wie den stärksten, bis an den Rand des Daseins fortgepflanzten Pulsschlag ihrer Seligkeit empfänden — auch an diesen gemessen, wäre er nicht der Armere. Der Künstler ist nicht ärmer als irgend einer unter den Lebenden, nicht ärmer als Timur der Eroberer, nicht ärmer als Lukullus der Prasser, nicht ärmer als Casanova der Verführer, nicht ärmer als Mirabeau, der Mann des Schicksals. Aber sein Schicksal ist nirgends als in seiner Arbeit. Er soll sich nirgends anders seine Abgründe und seine Gipfel suchen wollen:

ſonſt wird er einen erbärmlichen Sandhügel für einen Montblanc nehmen, ihn keuchend erklimmen, mit verſchränkten Armen droben ſtehen und das Gelächter aller ſein, die zwanzig Jahre ſpäter leben. In ſeiner Arbeit hat er alles: er hat die namenloſe Wolluſt der Empfängnis, den entzückenden Atherrauſch des Einfalls, und er hat die unerſchöpfliche Qual der Ausführung. Da hat er Erlebniſſe, für welche die Sprache kein Wort und die finſteren Träume kein Gleichnis haben. Wie der Geiſt aus der Flaſche Sindbads, des Seefahrers, wird er ſich ausbreiten wie ein Rauch, wie eine Wolke und wird Länder und Meeer beſchatten. Und die nächſte Stunde wird ihn zuſammenpreſſen in ſeine Flaſche, und, tauſend Tode leidend, ein eingefangener Qualm, der ſich ſelber erſtickt, wird er ſeine Grenzen, die unerbittlichen, ihm geſetzten Grenzen, ſpüren, ein verzweifelnder Dämon in einem engen gläſernen Gefängnis, durch deſſen unüberwindliche Wände er mit grinſender Qual die Welt draußen liegen ſieht, die ganze Welt, über die er vor einer Stunde brütend ſchwebte, eine Wolke, ein ungeheurer Adler, ein Gott.

Aber bis zu einem ſolchen Punkt, aber ſo ganz und gar iſt die Arbeit das ganze Schickſal des Künſtlers, daß er ringsum in der ganzen Welt nur die Gegenbilder der Zuſtände wahrzunehmen imſtande iſt, die er unter den Qualen und Entzückungen des Arbeitens durchzumachen gewohnt iſt. Die Dichter haben aus dem höchſten Weſen einen Dichter gemacht. Und ſo geſchickt ſind ſie, in das Auf und Nieder aller menſchlichen Seelen das

Spiegelbild ihrer eigenen Ekſtaſen und Abſpannungen hineinzudeuten, daß allmählich, mit der Zunahme der leſenden Menſchen und der unheimlichen Ausgleichung der Stände, an welcher wir leiden, die ſonderbarſten Erſcheinungen auftreten werden, und zwar nicht vereinzelt, ſondern in Maſſe. Um 1890 werden die geiſtigen Erkrankungen der Dichter, ihre übermäßig geſteigerte Empfindſamkeit, die namenloſe Bangigkeit ihrer herabgeſtimmten Stunden, ihre Dispoſition, der ſymboliſchen Gewalt auch unſcheinbarer Dinge zu unterliegen, ihre Unfähigkeit, ſich mit den exiſtierenden Worten beim Ausdruck ihrer Gefühle zu begnügen, das alles wird eine allgemeine Krankheit unter den jungen Männern und Frauen der oberen Stände ſein. Denn der Künſtler gleicht jenem Midas, unter deſſen Händen alles zu Gold wurde. Der gleiche Fluch erfüllt ſich, nur immerfort auf eine unendlich ſubtilere Weiſe. Benvenuto Cellini liegt im tiefſten Verlies der Engelsburg, er hat ein gebrochenes Bein, die Zähne fallen ihm aus den Kiefern, man läßt ihn ſeit Tagen ohne Nahrung, er meint zu ſterben: da verdichten ſich ſeine qualvollen Delirien zu einem ſchönen tröſtenden Traum: er ſieht die Sonne, aber ohne blendende Strahlen, als ein Bad des reinſten Goldes. Ihre Mitte bläht ſich auf und ſtrebt in die Höhe: es erzeugt ſich daraus ein Chriſtus am Kreuz aus derſelben Materie, dem Kruzifix zur Seite eine ſchöne heilige Jungfrau, in der gefälligſten Stellung und gleichſam lächelnd. Zu beiden Seiten zwei herrliche Engel, aus dem gleichen Material. Alles das ſah er wirklich und dankte beſtändig

Gott mit lauter Stimme. Er lag in der Agonie, aber er war der größte Goldschmied seines Jahrhunderts, und die Vision, in der ihm der Himmel seine Agonie versüßte, war die Vision einer Goldschmiedarbeit. Auf der Schwelle des Todes hingekrümmt, waren seine Träume aus keinem anderen Material als aus dem, in welchem seine Hände ein Kunstwerk zu schaffen vermochten. Und kennen Sie Frenhofer, den Maler?

Hammer: Den Helden des Chef d'oeuvre inconnu? Gewiß.

Balzac: Er ist der einzige Schüler des Mabuse. Er hat von seinem Meister das ungeheure Geheimnis der Form mitbekommen, der wirklichen Form, des aus Licht und Schatten modellierten menschlichen Körpers. Er weiß, daß die Kontur nicht existiert. Seine Studien haben die Leuchtkraft des Giorgione und das Inkarnat Tizians; und er verachtet diese Studien. Pourbus betet ihn an, und Nicolas Poussin, der ihn kennenlernt, zittert vor ihm wie vor einem Dämon. Dieser Mensch arbeitet seit zehn Jahren an einer nackten weiblichen Gestalt, und niemand hat das Bild zu Gesicht bekommen. Sie erinnern sich, wie die Geschichte weitergeht. Poussin ist so aufgewühlt, so umgeworfen von diesem Dämon der Malerei, daß er ihm seine Geliebte, ein entzückendes, zwanzigjähriges Wesen, als Modell anbietet. Man sagt, diese Gilette habe den schönsten Körper gehabt, auf den je die Augen eines Malers gefallen sind. Sie dem Alten anzubieten, war die rasendste Aufopferung der Liebe an die Kunst, an das Genie, an den Ruhm. Es war ein teuf-

liſcher Verſuch, das Teuerſte preiszugeben, um ſich einzukaufen in die unmenſchliche Herrlichkeit des Schaffens. Und der Alte? Er bemerkt ſie kaum. Seit zehn Jahren lebt er in ſeinem Bild. In einem Delirium, das kaum mehr Pauſen macht, fühlt er dieſen gemalten Körper leben, fühlt die Luft ihn umſpülen, fühlt dieſe Nacktheit atmen, ſchlafen, ſich beſeelen, dem Lebendig-Heraustreten ſich nähern. Was könnte ihm eine lebende Frau, ein wirklicher Körper noch geben? Er ſieht dieſen wirklichen Frauenkörper, er ſieht alle Formen und Farben, alle Schatten und Halbſchatten und Harmonien der Welt überhaupt nur mehr als Negativ, in einem geheimen, nur ihm begreiflichen Bezug auf ſein Werk. Die Welt iſt ihm die Schale eines ausgegeſſenen Eies. Was von der Welt für ſeine Seele exiſtiert, hat er in ſein Bild hinübergetragen. Wie vergeblich, ihm eine Frucht, und wäre es die entzückendſte, dieſer Erde anzubieten, gegen welche ſich die Tore ſeiner Seele für immer geſchloſſen haben. Welch ein groteskes und vergebliches Opfer. Da haben Sie den Künſtler, wenn er jung iſt, wenn er ſich der Kunſt gibt: Pouſſin — und wenn er reif iſt, wenn er nahezu Pygmalion iſt, wenn ſeine Statue, ſeine Göttin, das Gebilde ſeiner Hände, anfängt, ihm entgegenzuſchreiten: Frenhofer. Und Gilette: ſie iſt das Erlebnis, ſie iſt die Fülle der Erlebniſſe, ſie iſt die ſüße Fülle der Möglichkeiten des Lebens: und der eine, der junge, iſt bereit, ſie preiszugeben, der andere hat keine Augen mehr, ſie zu beobachten.

Das Leben! Die Welt! Die Welt iſt in ſeiner Arbeit,

und ſeine Arbeit iſt ſein Leben. Sprechen Sie einem Spieler, einem wirklichen, in dem Augenblick, wo pointiert wird, von der Welt. Sprechen Sie einem Sammler davon, daß ſeine Frau in Krämpfen liegt, daß man ſeinen Sohn arretiert hat, daß man ſein Haus anzündet, in dem Augenblick, wo ſeine Augen in der Butike eines Händlers ein Email des Nardon Penicaud aus Limoges entdecken, oder einen Wandſchirm des Genre, das man Pompadour zu nennen anfängt, deſſen Bronzen von Clodion modelliert ſind. Er wird Sie anſehen mit dem Blick, mit dem Lear auf der Heide jeden anſieht, der ihn davon abbringen möchte, daß es undankbare Töchter ſind, die Edgars Jammer und den Jammer jeder unglücklichen Kreatur veranlaßt haben. Jedes Auge findet manchmal dieſen erhabenen Blick der Seele, die nicht begreifen will, daß es außer ihrer Angelegenheit etwas auf der Welt geben könne.

Hammer (beſcheiden): Lear ſagt dies im dritten Akt, an dieſer Stelle darf er als wahnſinnig betrachtet werden.

Balzac: Das darf jeder Menſch, lieber Baron, und gerade in den ſchönen, in den erhabenen, in den wirklichen Momenten ſeines Lebens. Ebenſoſehr als Lear, meine ich natürlich, ebenſoſehr.

Hammer: Wie, Herr v. Balzac, Sie wollten Ihrem Genie ſo enge, ſo traurige Grenzen ziehen? Den Dunſtkreis der pathologiſch ſich ſelbſt verzehrenden Exiſtenzen, das gräßlich blinde Umſichfreſſen einer Manie, dieſes Finſtere und Beſchränkte wollen Sie ſich zum Gegenſtand Ihrer Darſtellung wählen, anſtatt ins bunte Men-

ſchenleben hineinzugreifen? Haben Sie nicht immer das Neue, immer das Intereſſante zu packen gewußt?

Balzac: Mein Schaffen, Baron, hat nie andere Geſetze gekannt als dieſe, die ich Ihnen hier entwickle. Aber ich habe, ſie mir ſelber zu entwickeln, nie den Drang geſpürt. Es ſcheint, das philoſophiſche Deutſchland ſteckt mich an. Allein ich fürchte, Baron, Sie mißverſtehen mich durchaus, wenn Sie vermuten, daß ich irgendein Ding zwiſchen Himmel und Erde als außerhalb meines Stoffkreiſes liegend betrachte. Ich weiß nicht, was Sie „pathologiſch" nennen: aber ich weiß, daß jede menſchliche Exiſtenz, die der Darſtellung wert iſt, ſich ſelbſt verzehrt und, um dieſen Brand zu unterhalten, aus der ganzen Welt nichts als die ihrem Brennen dienlichen Elemente in ſich ſaugt, wie die Kerze den Sauerſtoff aus der Luft auffrißt. Ich weiß, wer das Wort „pathologiſch" in bezug auf poetiſche Darſtellung in die Mode gebracht hat: es iſt Herr v. Goethe, ein ſehr großes Genie, vielleicht das größte, das Ihre Nation hervorgebracht hat, ein Mann, deſſen Kraft, Armeen von Begriffen und Erkenntniſſen aus einem Gebiet des Denkens ins andere zu werfen, nicht minder erſtaunlich iſt als diejenige, mit welcher Napoleon Armeen von Soldaten über den Po oder die Weichſel warf. Nur daß die Begriffe, mit denen er die ſtrahlenden Pfeile ſeines Geiſtes in die Welt ſchnellte, ſich von ſchwächeren Armen ebenſowenig ſpannen laſſen als der Bogen des Odyſſeus. Aber ich akzeptiere Ihr Wort: „pathologiſch", „maniakaliſch" — alle laſſe ich ſie mir gefallen. Ja, die Welt, die ich aus meinem

Hirn hervorhole, ist bevölkert mit Wahnsinnigen. Alle sind sie so wahnsinnig, meine Geschöpfe, so verrannt in ihre fixen Ideen, so unfähig, das in der Welt zu sehen, was sie nicht mit dem Flackern ihres Blickes in die Welt hineinwerfen, so von Sinnen wie Lear, da er einen Strohwisch für Goneril nimmt. Aber so sind sie, weil sie Menschen sind. Es gibt für sie keine Erlebnisse darum, weil es überhaupt keine Erlebnisse gibt. Weil das Innere des Menschen ein sich selbst verzehrender Brand ist, ein Schmerzensbrand, ein Glasofen, in welchem die zähflüssige Masse des Lebens ihre Formen erhält, entzückend blumenhafte, wie die Stengelgläser der Insel Murano, oder heldenhafte, von metallischen Reflexen funkelnde, wie die Töpfereien von Deruta und Rhodus. Weil jede Generation bewußter als die vorhergegangene ist; weil eine eigene, mit jedem Atemzuge des Lebens sich vollziehende Chemie das Leben immer mehr und mehr zersetzen wird, so daß selbst die Enttäuschungen, der Verlust der Illusionen, dieses unvermeidliche Erlebnis, nicht in einem Block in den tiefen Brunnen der Seele hineinstürzen wird, sondern zu Staub zerrieben, in Atomen, mit jedem Atemzug: so sehr, daß man um 1890 oder 1900 überhaupt nicht mehr verstehen wird, was wir mit dem Wort „Erlebnis" haben sagen wollen.

Pathologisch! Fassen wir nur gefälligst die Begriffe weit genug, und es werden die Hölle und der Himmel hineingehen. Ich gedenke wenigstens auf sie beide nicht zu verzichten.

Es ist in allem, in allem der Keim zu einem Fetisch,

zu einem Gott, zu einem allumſpannenden Gott. Laſſen wir die Treue dem, der aus der Treue ſeinen Gott gemacht hat. Ich ſehe auch den, der ſeinen Gott aus der Treuloſigkeit gemacht hat. Man muß Beethoven neben Caſanova oder Lauzun ins Auge zu faſſen verſtehen. Den, der keiner Frau bedurfte, neben dem, der alle Frauen brauchte. Alles iſt ein Reich, und jeder iſt der Napoleon in dem ſeinigen. Sie ſtoßen einander nicht, dieſe Reiche, es ſind geiſtige Sphären: glücklich, der ihre Muſik zu hören vermag.

Ja, es ſind Dämonen, alle meine Geſchöpfe, und ich habe das ſchwelende Feuer der Tollheit in ihre Köpfe geſetzt. Zugeſtanden, aber auch mir zugeſtanden, lieber Baron, daß Ihr deutſcher Muſaget, Ihr Olympier, daß dieſer Greis von Weimar ein Dämon geweſen iſt, und keiner von den mindeſt unheimlichen. Ich will ihn nicht an ſeinem „Werther" faſſen: er hat dieſes Fieber ſeiner Jugend verleugnet. Aber der ganze Menſch, aber der ganze Dichter, aber das ganze Weſen! Ich könnte meinen, ihn nicht gekannt zu haben: ſein Auge muß unheimlicher geweſen ſein, als das Klingſors, des Magiers, unheimlicher als das Merlins, von dem es heißt, er habe wie ein bodenloſer Schacht in die Tiefen der Hölle geführt, unheimlicher als das der Meduſa. Er konnte töten, dieſer ungeheure Menſch, mit einem Blick, mit einem Hauch ſeines Mundes, mit einem Zucken ſeiner olympiſchen Schultern: er konnte das Herz eines Menſchen zu Stein erſtarren laſſen, er konnte eine Seele töten und dann ſich abwenden, als ob nichts geſchehen wäre, und dann

hingehen zu ſeinen Pflanzen, zu ſeinen Steinen, zu ſeinen Farben, die er die Leiden und Taten des Lichtes nannte und mit denen er Geſpräche führte, ſtark genug, um die Sterne des Himmels zum Wanken zu bringen. Es waren Zeiten, in welchen man ihn verbrannt hätte, und es waren noch andere Zeiten, in denen man ihn angebetet hätte. Er ließ es geſchehen, daß ſein Schickſal, das ſein Weſen war, ſeinem Weſen, das ſein Schickſal war, alle Opfer darbrachte, deren die Dämonen bedürfen. Was Napoleon ſeinen Stern nannte, das nannte er die Harmonie ſeiner Seele. Und dieſes leuchtende Zauberſchloß, das er aufbaute aus unvergänglichem Material, meinen Sie, es hatte keine Verliese, in denen Gefangene einem langſamen Tode entgegenwimmerten? Aber er geruhte, ſie nicht zu hören, weil er groß war. Ja, wer hat denn Heinrich v. Kleiſts Seele getötet, wer denn? O, ich ſehe ihn, den Greis von Weimar. Ich werde ihn erzählen, ganz werde ich ihn erzählen. Er iſt größer und unheimlicher als das trojaniſche Pferd, aber ich werde die Tore meines Werkes einſtoßen und ihn hineinführen. Neben Seraphitus-Seraphita wird er ſtehen, wie auf dem Friedhofe von Piſa der ſchiefe Turm und das Baptiſterium nebeneinander daſtehen und einander anſchauen, ſchweigen gewaltig, den Jahrhunderten trotzend.

O ich ſehe ihn, und welch ein ſchauderndes Entzücken, ihn zu ſehen! Dort ſehe ich ihn, wo er lebt, wo ſein Leben iſt: in den dreißig oder vierzig Bänden ſeiner Werke, die er hinterlaſſen hat, nicht in dem Gewäſch ſeiner Biographen. Denn es kommt darauf an, die Schickſale dort zu

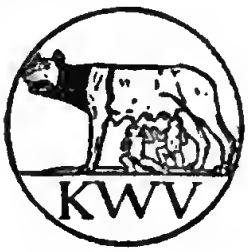
ſehen, wo ſie in göttlicher Materie ausgeprägt ſind. Ich kenne eine Frau, eine unberühmte Frau, die niemals berühmt ſein wird: ſie iſt die Tochter eines geknechteten Landes; ein Dämon an Phantaſie, ein Kind an Einfalt, ein Greis an Erfahrung: dem Hirn nach Mann, dem Herzen nach Weib; ihre Liebe, ihr Glaube, ihr Schmerz, ihre Hoffnung, ihre Träume ſind wie Ketten, ſtark genug, eine Welt über dem bodenloſen Abgrund zu halten: und Leben, ihr Schickſal, ihre Seele iſt zuweilen in ihrem Geſichte geſchrieben, für den, der es zu ſehen vermag: ſo ſteht Goethes Schickſal in ſeinen Werken.

Die Schickſale dort leſen, wo ſie geſchrieben ſind: das iſt alles. Die Kraft haben, ſie alle zu ſehen, wie ſie ſich ſelber verzehren, dieſe lebenden Fackeln. Sie alle auf einmal zu ſehen, gebunden an die Bäume des ungeheuren Gartens, den ihr Brand allein beleuchtet: und auf der oberſten Terraſſe ſtehen, der einzige Zuſchauer, und in den Saiten der Leier die Akkorde ſuchen, die Himmel, Hölle und dieſen Anblick zuſammenbinden.

In dieſem Augenblicke fuhr am äußeren Gartentor ein Landauer vor, in welchem Frau v. Hanska, geborene Rzewuska, ſaß. Mit einer Bewegung wie Mirabeau warf ſich Balzac herum, die Ankommende zwiſchen den Kaſtanien eintreten zu ſehen; und es hätte niemand gewagt, ein Geſpräch wieder aufnehmen zu wollen, welches eine ſo große Gebärde abgebrochen hatte.

Aus den: Unterhaltungen über literariſche Gegenſtände

Die neue Dichtung



Kurt Wolff Verlag / Leipzig

Inhalt

Seite

Der neue Roman 3
Eine Sammlung zeitgenössischer Erzähler

Neue Geschichtenbücher 20

Der jüngste Tag 27
Sammlung neuer Dichtungen

Die neue Lyrik 30

Neue Dramen 37

Die schwarzen Bücher 43
Mit originalgraphischen Illustrationen

Digitized by Google

Der neue Roman

Sammlung zeitgenössischer Erzähler

Jeder Band geh. M. 3.50, geb. M. 4.50

Die Bücherei „Der neue Roman", vor weniger als einem Jahre ins Leben gerufen, ist heute in rund

400000 Bänden

überall verbreitet, wo deutsche Sprache gesprochen wird. Der Erfolg des Unternehmens beweist, daß unser Programm, dem wir bei Erscheinen der ersten Bände Ausdruck gaben, richtig war: „Uns einzusetzen für neue Dichter, nicht bei einem kleinen Literatenkreis, sondern bei der großen Zahl derer, die der faden und flachen Alltagsliteratur müde geworden sind, für Dichtungen zu wirken, die uns den starken Atem unserer Zeit spüren lassen, Dichtern Gehör zu verschaffen, die Hirn und Herz haben für die Not der Gegenwart. — Nicht eingeengt durch Vorurteile literarischer, politischer, nationaler Art, will der Verlag diese Sammlung nur ausbauen unter Prüfung der Frage, ob ein Buch gut ist und ob es uns Menschen von heute angeht." Heute bedeuten die „gelben Romane" das Programm einer neuen bedeutsamen Bewegung, die sich unter Wahrung aller individuellen Willensrichtungen und Ziele bewußt von der naturalistischen Literatur-Epoche ablöst: neuen romantischen, tiefen, geistigen Zielen zu.

In der Sammlung „Der neue Roman“ sind bis jetzt 20 Bände erschienen:

Max Brod, Tycho Brahes Weg zu Gott. 26. bis 35. Tausend

Max Brod, Weiberwirtschaft. 3. bis 12. Tausend

Max Brod, Jüdinnen. 3. bis 12. Tausend

Ossip Dymow, Der Knabe Wlaß. 2. bis 11. Tausend

Kasimir Edschmid, Die sechs Mündungen. 6. bis 10. Tausend

Herbert Eulenberg, Katinka die Fliege. 6. bis 8. Tausend

Gustave Flaubert, November. 11. bis 15. Tausend

Anatole France, Komödiantengeschichte. Deutsch von Heinrich Mann. 2. bis 11. Tausend

Carl Hauptmann, Einhart der Lächler. 11. bis 15. Tausend

Heinrich Mann, Die Göttinnen oder die Romane der Herzogin von Assy: Diana. 20. bis 25. Tausend
Minerva. 20. bis 25. Tausend
Venus. 20. bis 25. Tausend

Heinrich Mann, Im Schlaraffenland. 41. bis 50. Tausend

Heinrich Mann, Die Jagd nach Liebe. 16. bis 25. Tausend

Heinrich Mann, Zwischen den Rassen. 15. bis 24. Tausend

Heinrich Mann, Professor Unrat. 10. bis 16. Tausend

Heinrich Mann, Die kleine Stadt. 7. bis 20. Tausend

Gustav Meyrink, Das grüne Gesicht. 41. bis 60. Tausend

Gustav Meyrink, Der Golem. 101. bis 110. Tausend

Arnold Zweig, Die Novellen um Claudia. 6. bis 9. Tausend

Jeder Band geheftet Mark 3.50, gebunden Mark 4.50

Kurt Wolff Verlag / Leipzig

Geheftet 3½ Mark **Der neue Roman** Gebunden 4½ Mark

Max Brod

Jüdinnen

3. bis 12. Tausend

Brods psychologische Charakterisierungsgabe ist hervorragend. Klarheit der Diktion, realistische Schärfe und Treffsicherheit im Erfassen des Milieus, der Personen und der einzelnen Etappen der Handlung gestalten die Lektüre dieses Buches außerordentlich genußreich. Daß er auch ein Dichter ist, dessen Entwicklung uns bedeutsame Antworten auf viele Fragen bringen wird, das beweist der Schluß seines Buches.

Tycho Brahes Weg zu Gott

26. bis 30. Tausend

Das Literarische Echo: Männer, die sich sonst schaudernd von der „schönen Literatur" abwandten, werden dieses Buch lieben. — Es ist tief und schwer und reich. Eine untergegangene Welt erschließt sich und wird unmittelbare Gegenwart. Es ist das Ideal des „historischen Romans". Max Brod tritt mit diesem Buch in der Hand in den hohen Bezirk der Meister.

Weiberwirtschaft

3. bis 12. Tausend

Inhalt: Weiberwirtschaft · Der Bürger u. die Frauen · Aus einer Nähschule

Neue Hamburger Zeitung: Als feinsinniger Darsteller der Frauenpsyche verdient Max Brod seit langem schon Beachtung. Das verworrene, chaotische, triebhafte Gefühlsleben durchaus nicht reflektierender, sondern naiv darauflos lebender Frauenwesen ist hier mit einer faszinierenden Kunst glaubhaft gemacht worden.

Selbstwehr: Dieses Buch ist der Höhepunkt Brodschen Schaffens.

Ossip Dymow
Der Knabe Wlaß

2. bis 11. Tausend

Mitleidslos leuchtet hier der Russe Dymow in das von Geheimnissen zerwühlte, traurige Schicksal einer Familie hinein; er deckt ihre verheimlichten Wundheiten auf und lauscht den verwirrten Lauten nach, die der Alpdruck von den Lippen löst. In dieses Elend mitten hineingestellt ist der Knabe Wlaß, die fremdartigste und uns doch zugleich am nächsten stehende Gestalt; ein zum Künstler Berufener, ein Verschlossener, ein einsam Träumender. Sein Gefühlsleben entwickelt sich mit jener eigensinnigen unentwegten Folgesicherheit, die bei so vielen Künstlernaturen zur Tragik und zur Auflösung geführt hat. Prahlerisches Großtun und schamvoll verhüllte Feigheit, unbestimmte Sehnsucht, höhnische Menschenverachtung, Qualen der Einsamkeit, Unverstandensein, Liebeswünsche, Erwachen der Sinne, Freundschaftsbedürfnis, verletzte Eitelkeit, Eifersucht – die ganze Skala keimender Menschenfreude und Menschenleides ist hier von sicherer, aber schonungsloser Hand aufgedeckt. Durchaus neu in einem aus dem Lande Gogols und Dostojewskis kommenden Werke ist der romantische Optimismus, der nichtsdestoweniger in allen Äußerungen des Knaben zum Ausdruck gelangt. – Das Buch ist in impressionistischem Stil geschrieben, der das Momentane, Unberechenbare, Abrupte der Vorgänge in der menschlichen Seele zu fassen sucht, der überrascht und überrumpelt, und dessen schlichte und ernste Sachlichkeit dabei das Bewunderungswürdigste bleibt, weil sie aus der tiefen Menschlichkeit des Dichters hervorgeht.

Kasimir Edschmid

Die sechs Mündungen

6. bis 10. Tausend

Wilhelm Herzog im ‚Forum': „Einer unserer Zukunftsreichsten."

Weserzeitung: „Dieses Buch ist neu, neuartig und ein Schritt, ein ganzer Weg nach vorn. Vielleicht wird jener Kommende, der die Geschichte unserer literarischen Entwicklung schreibt, ‚Die sechs Mündungen' die Einfallstore in die neue Kunst nennen."

Frankfurter Zeitung: „Als eine neue Erscheinung in der zeitgenössischen Dichtung, als ein Dichter von Gewicht, der gleich mit seinem Erstlingsbuch neben die ersten Dichter seiner Zeit tritt, stellt sich der Darmstädter Kasimir Edschmid mit einem Novellenbande ‚Die sechs Mündungen' vor."

Neue Würzburger Zeitung: „Ein neuer Dichter mit ganz eigener dichterischer Prägung, ganz anders als die alten Gesichter, wie sie uns immer wieder begegnen. Er selbst eine starke Persönlichkeit mit selbständigem Erleben und einer hinreißenden Gestaltungskraft. Sein epischer Bericht ist knapp und scharf umrissen und leuchtet von Anschauung und Bewegung. Der Autor verschwindet dahinter, um so stärker packt das Werk."

Literarisches Echo: „Die Darstellung erreicht eine Unmittelbarkeit von solcher Lebenswärme und mitreißender Gegenständlichkeit, daß man das Echte dieses Dichtertemperaments unzweifelhaft fühlen muß. — Dies Buch ist ein Ausgang, kein Zweifel, und der Name des Autors ist wohl zu merken."

Geheftet 3½ Mark **Der neue Roman** Gebunden 4½ Mark

Herbert Eulenberg

Katinka die Fliege

Ein zeitgenössischer Roman

6. bis 8. Tausend

Börsen-Courier: „Wir müssen uns wie die Marktschreier auf unseren Platz stellen und das Maul recht weit aufreißen: ‚He, ihr Leute! Hier ist eine entzückende Ware herausgekommen, eine Ware, die euch alle bösen Grillen vertreibt und alle Melancholika verjagt. Hier lernt ihr Geduld und Naturgeschichte, Philosophie und Lachen, romantisches Fühlen und moderne Ironie. Hier seht ihr, daß einer euerer besten Dichter sich einen Pfifferling daraus macht, wenn ihr ihm die lautesten Theaterskandale bereitet, daß er noch Laune und Humor genug übrigbehalten hat, um diese ‚Katinka' schreiben zu können. Habt ihr Sehnsucht nach Romantik, ihr Leute? In diesem Buche ist sie. Wollt ihr Aphoristisches? Es wird euch reichlich zuteil. Verdrehtes ist drin! Wollt ihr die Welt kopfstehen sehen? Schaut in dies Buch! Wenn ihr aber nicht den Zauberschlüssel findet, ohne den man das Buch nie in das Herz einschließen kann, so werdet ihr freilich Gähnkrämpfe bekommen, aber wenn ihr berufen seid, es zu lesen, so geht ihr durch das Buch wie durch einen lustigen Irrgarten, der voller konkaver und konvexer Spiegel hängt! Und wenn ihr euch noch so verzerrt seht und noch so verzogen — ihr seht immer euch selbst.'"

Geheftet 3½ Mark **Der neue Roman** Gebunden 4½ Mark

Gustave Flaubert

November

Ein Roman

11. bis 15. Tausend

Mit Lithographien von Ottomar Starke

Flaubert und Dostojewski sind die Väter und bis heute noch unübertroffenen Meister des neuen Romans. Ihre Werke sind in ihrer Art von Ewigkeitswert wie die Molières und Shakespeares. Ein glücklicher Zufall ermöglicht es, in der Sammlung „Der neue Roman" dem deutschen Leser erstmalig in Buchform Flauberts Jugendroman „November" zu bieten, der auch im Original erst kurz vor dem Kriege veröffentlicht wurde. Es handelt sich um ein Meisterwerk, dessen erstaunliche Kraft und wunderbare Naturschilderung schon die Goncourts und Baudelaire, die das Manuskript kannten, gerühmt haben. Der Grund der posthumen Veröffentlichung ist wohl nur in Flauberts Zurückhaltung in allem, was Selbsterlebtes anging, zu suchen: denn „November" ist ein Bekenntnisbuch. Es erzählt die schwere Jugend, das schmerzliche seelische und erotische Erleben eines jungen Menschen. Die erschütternden Nöte eines Heranwachsenden und Herangewachsenen, der nicht Spannkraft und Brutalität genug mit auf die Welt bekam, um die harten Realitäten des Lebens zu überwinden und zu ertragen, die schönere Existenz, die sich dem Gequälten in dem Erträumen einer farbigen, unbeschwerten Phantasiewelt schenkt, haben hier ergreifende Gestalt angenommen.

Geheftet 3½ Mark **Der neue Roman** Gebunden 4½ Mark

Anatole France
Komödiantengeschichte

Deutsch von Heinrich Mann

Mit einem Vorwort von Georg Brandes

2. bis 11. Tausend

Anatole France gilt heute nicht nur für den feinsten Psychologen des modernen Frankreich, sondern auch für den besten lebenden Stilisten, der das Gewagteste sagen kann, ohne zu verletzen. Seine „Komödiantengeschichte" führt uns mitten unter die Schauspieler des Pariser Odéon. Wir sehen, wie hier alles nebeneinander liegt: Gemeinheit, Begeisterung, tiefstes Gefühl und profunde Weisheit, und wie sich aus diesen Elementen jene eigenartige Atmosphäre ergibt, die uns das Theatervolk so anziehend und reizvoll erscheinen läßt. — Die Geschichte der kleinen Schauspielerin Felicie Nanteuil ist einfach, unkompliziert: Sie bricht das Verhältnis mit dem Schauspieler Chevalier, weil sie sich in Herrn von Ligny verliebt hat. Der Verschmähte tötet sich und macht es Felicie dadurch künftig unmöglich, dem neuen Liebhaber anzugehören, denn stets und ständig taucht das Gespenst des Toten auf und nimmt ihre Sinne gefangen. Meisterhaft schildert France die Seelenzustände des jungen Mädchens, diese Visionen und Qualen. Alle Beruhigungen des Doktors Trublet erweisen sich als zu schwach. Und doch — gerade auf die Ausführungen dieses alten Theaterarztes kommt es France vor allem an. Durch ihn läßt er aussprechen, was er selbst gern mitteilen möchte. So begegnen wir hier nicht nur einem Roman von unnachahmlicher Grazie und Feinheit der Darstellung, sondern auch einer so funkelnden, oftmals beißenden Ironie der Dialoge, daß dies seltsame Buch unzweifelhaft einen starken Nachhall auslösen muß.

Geheftet 3½ Mark **Der neue Roman** Gebunden 4½ Mark

Carl Hauptmann
Einhart der Lächler

Ein Roman

Neue Ausgabe in einem Bande

11. bis 15. Tausend

Die Leipziger Zeitung über Carl Hauptmann: „Manchem wird es jetzt wie eine Offenbarung aufgegangen sein, daß wir hier vor einem wirklich großen Dichter stehen. Vielleicht vor ‚dem Dichter unserer Zeit'."

Der Kunstwart über „Einhart der Lächler": „Carl Hauptmann hat für das Primitive die Technik des Impressionisten. Am vollendetsten in dem unerhört reichen Künstlerroman ‚Einhart der Lächler'. Wer schreibt das heute neben ihm?"

Dresdner Neueste Nachrichten: „In seinem, Einhart der Lächler', einem Bekenntnisbuche von ergreifender Reinheit der Empfindung, stieg Carl Hauptmann wieder ganz zu dieser einen kleinen Erde nieder und gab damit das Größte, was er geben konnte. Dieser Roman gehört zu den seltenen Büchern. Es ist ein fortreißender Glaube an das Leben in diesem Träumer und Lächler, der ihn mit sicherer Hand durch alle Stürme und Zweifel gesättigt und reich zu sich selbst führt. Die liebe Gestalt des Bruders Gerhart mag dem Dichter vor der Seele gestanden haben. So wurde der Roman ein Buch voll Liebe und stiller Heiterkeit: Carl Hauptmanns eigenstes Buch."

Durch diese zeitgemäße einbändige, dabei aber doch ungekürzte Ausgabe wird Carl Hauptmanns reifstes Werk nunmehr überall zugängig gemacht, wo der dreimal höhere frühere Preis der Anschaffung bisher hinderlich war.

Geheftet 3½ Mark **Der neue Roman** Gebunden 4½ Mark

Heinrich Mann
Im Schlaraffenland
Ein Roman unter feinen Leuten

20. bis 50. Tausend

Der Tag: „‚Im Schlaraffenland' ist ungefähr die frechste Satire, die sich seit etlichen Jahren ans Tageslicht gewagt hat; daß sie sich gegen die Riesenkreise richtet, die dem Witzbold so lange Tabu waren, macht sie noch frecher. Die in Grund und Boden verderbte Gesellschaft, die sich auf den Wellen der Hausse und Baisse wiegt: diese Großspekulanten, die heimlichen Kaiser unserer Tage, mit ihren Mätressen und Schmarotzern, diese Dunstschicht von geilem Streber- und Zuhältertum, — alles das ist mit scheinbarer Objektivität dargestellt und doch mit einem Witz karikiert, der dadurch wahrlich nicht minder schlagend wirkt, daß ihm Aufdringlichkeit und Absichtlichkeit fast völlig fehlen."

Heinrich Mann / Professor Unrat
oder: Das Ende eines Tyrannen

10. bis 16. Tausend

Frankfurter Zeitung: „‚Professor Unrat' von Heinrich Mann ist der typische moderne Schulmeisterroman und mit gutem Grund satirisch, tragikomisch eingestellt, und zwar als künstlerische Leistung entschieden bis jetzt der beste seiner Art!"

Berliner Morgenpost: „Der Roman ist ein in humoristische Formen gekleidetes Zeit- und Kulturgemälde großzügigster Art. Die Figur des Titelhelden, eine Gestalt, würdig des Pinsels eines Hogarth, ist eine Charakterstudie, die Heinrich Mann das Zeugnis eines Menschenschilderers ersten Ranges verleiht.

Geheftet 3½ Mark **Der neue Roman** Gebunden 4½ Mark

Heinrich Mann

Diana

Ein Roman

18. bis 27. Tausend

Minerva

Ein Roman

18. bis 27. Tausend

Venus

Ein Roman

18. bis 27. Tausend

Die drei Romane zusammen bilden Heinrich Manns große Romantrilogie: „Die Göttinnen oder die drei Romane der Herzogin von Assy"; jeder Band ist ein in sich völlig abgeschlossenes Buch.

Heinrich Mann

Das Literarische Echo: „Heinrich Manns Romantrilogie ist eine Dichtung von unerhörter Gewalt, die aus unserer epischen Literatur einsam emporragt; es ist eine Kunst ohne Vorfahren ... das Meisterwerk eines ganz Großen."

Felix Salten in der ‚Zeit': „Es ist schon lange kein Buch geschrieben worden, das der Herzogin von Assy gliche. In Deutschland vielleicht überhaupt noch keines .... Von Anfang an reißt einen dieses Buch im Taumel mit sich fort. Es steigt einem zu Kopf. Man genießt es, vertrauensvoll, wie edlen, alten Wein, der die Lippen kühlt und süßer Düfte voll ist, der aber, kaum getrunken, heiß ins Blut schießt und es wild durch die Adern jagt. Man ist bezaubert und berauscht."

Dresdner Volkszeitung: „Heinrich Mann steht unter den zeitgenössischen Epikern an einer der ersten Stellen. An künstlerischer Formkraft übertrifft ihn keiner; an Geistigkeit wird er nur von wenigen erreicht."

Bohemia: „Heinrich Manns Stellung als die eines unserer ersten Epiker ist festgelegt und bedarf keiner Würdigung mehr. Jeder seiner Romane ist nicht nur ein Kunstwerk hohen Ranges, sondern verbindet mit dieser Wertung auch alle Eigenschaften eines durch Inhalt, Form und Technik spannenden Buches."

Hermann Bahr im ‚Neuen Wiener Tagblatt': „... ein wunderbares Buch, so reich, so fein, so klug ... Diese Gestalten stehen unleugbar da, in jedem Worte, in jedem Zuge. Ihr Autor weiß an ihnen jeden Zoll zu verteidigen und zu beweisen. Er könnte nichts ändern, wenn er selbst wollte. Und das ist doch vielleicht das Höchste, was einer seinem Talent abzuringen vermag."

Heinrich Mann
Die Jagd nach Liebe
Roman
16. bis 25. Tausend

Die Propyläen, München: „Wer das Münchner Quartier Latin und seine Typen kennt, der wird an dem Münchner Roman seine helle Freude haben. Das ganze Münchner Maler- und Literatenvölkchen und alles, was drum und dran hängt, ist da mit einer Treue und eingehenden Liebe gezeichnet, daß man so und so oft auf den Kopf zusagen möchte: das ist der und das ist jener. Auf diesem Hintergrunde spielt sich eine Herzensgeschichte ab."

Heinrich Mann
Zwischen den Rassen
Roman
10. bis 25. Tausend

Königsberger Allgemeine Zeitung: „Ein Bildwerk und Bauwerk, hochragend aus Tiefen und über Höhen emporweisend, hat Heinrich Mann in seinem Roman ‚Zwischen den Rassen' geschaffen."

Neue Hamburger Zeitung: „Man darf sagen, daß Mann mit diesem Werke eine Höhe virtuoser Technik und eine Energie im Ergreifen des Gegenstandes erreicht hat, wie sie in Deutschland gegenwärtig wohl unerreicht dasteht."

Digitized by Google

Geheftet
3½ Mark

Der neue Roman

Ge
4½

Heinrich Mann
Die kleine Stadt

Roman

7. bis 20. Tausend

Wenn in eine italienische Landstadt, die sich langweilt, eine Operntr
einzieht, wenn nun alle Herzen aufwallen, Liebe, Ehrgeiz, Kla
haß und Verehrung der Größe, alles sich auf einmal über
Platz und die Gassen ergießt, wenn die aus Musik geborenen Lei
schaften bis zum Bürgerkrieg fortwirken, bis zu Katastrophen
Führer und des Volkes und weiter zur Versöhnung, zu ei
großen Freudenfest: mit stürmischem Impressionismus auf die B
gestellt und durcheinander gewirbelt, vermöchte alles dies, di
Brausen der Massenpsyche in einem engen Gefäß, den Zusch
wohl zu fesseln, auch wenn es weiter nichts bedeutete. Die Ken
der „Herzogin von Assy" und des „Professor Unrat" werden d
noch in einem Roman von Heinrich Mann nach geistigen Absich
suchen. Sie werden bemerken, daß den Bewohnern dieser St
von der Eitelkeit bis zur Ränkesucht keine der Schwächen fe
die man menschlich nennt, und daß gleichwohl etwas von jener Mil
jener Hilfsbereitschaft, jener Brüderlichkeit aus ihnen herausdrän
die auch wieder Menschlichkeit heißen. Diese kleine Stadt steht
eine große, sie steht für eine durch Liebe geadelte Menschheit. Unr
erhält hier, wer sich besser glaubt als die Gesamtheit, sich ihr all
und stolz gegenüber sieht. Das Talent, der Geist selbst geben h
kein Recht auf einsame Größe, sie verpflichten zu dienen. Das Ge
gehört dem Volk, es kommt aus ihm, es ist eins mit seiner Wärm
seiner Liebe. Was hier klingt, ist das Hohelied der Demokratie. Die
Roman, so weitab er zu spielen scheint, ist im höchsten Sinne aktue

Digitized by Google

Gebunden
4½ Mark

Gustav Meyrink

Der Golem

Ein Roman

101. bis 110. Tausend

März: „Zu sagen, daß Gustav Meyrinks Roman ‚Der Golem' ...tes Buch ist, sagt gar nichts. Ja, es ist ein gutes Buch und gleich- ...jene aufreizende und nicht loslassende ‚Lektüre', die dazu angetan ...die Masse zu dringen. Schon das ist ein seltener Zusammen- ...Aber der Klang kommt aus der Tiefe, nicht aus dem Tag. ...hn fassen? Der Dichtergeist Meyrinks hat selber etwas von der ...alt eines legendären Golem, der alle dreiunddreißig Jahre im ...Prag auftauchen soll und dessen seelische Macht körperlich wirkt, ...unsichtbar bleibt."

...Schaubühne: „Ein Roman, der glänzend geschrieben, in ...Darstellung von ausgezeichneter Kraft und Phantastik ge- ...en ist, der als beste und spirituelle Unterhaltung anspruchsvollern ...chmackes gelten kann, und der, nach all der herzklopfenden ...annung der Lektüre, nicht Verdruß, sondern nachdenkliches ...umen zurückläßt."

...andus M. F. Martens im ‚Weltmarkt': „Ist man mit der ...üre zu Ende, so faßt man sich wohl selbst an den Kopf und sinnt, ...man nicht auch träume. — Mir war der Golem in Umrissen be- ...nt, als ich an die Lektüre dieses Buches ging, und ich wollte mich ...ht fangen lassen. Ganz tapfer kämpfte ich gegen die heimlichen ...hauer an, aber als das Gespenst an mich herantrat, da war es ...mich geschehen, und ich mußte mich schnell in die Gemeinschaft von ...enschen begeben, um nicht am hellen Tage dem Spuk zu verfallen. — ...ieses seltsam-mystische Buch ist ein großes, reifes Kunstwerk."

Gustav Meyrink
Das grüne Gesicht

Roman

41. bis 60. Tausend

Bohemia, Prag: Vom „Golem" zum „Grünen Gesicht" gehe deutliche Fäden. Fast scheint es, als ob der Dichter Vieles un Ergänzendes, das im „Golem" keinen Platz fand und das nac Gestaltung schrie, hier in neuem Rahmen aussprechen wollte Wohl ist auch „Das grüne Gesicht" reich an äußerem Geschehen wie der „Golem" Spiegelbild einer Zeit und einer Stadt, ja über reich an Schicksalen und Menschen, aber mehr als je ist i diesem Buche Meyrinks das Tiefste, Geheimnisvollste, da Mystische und Metaphysische in den Mittelpunkt gestellt Keinem Menschen wird deshalb dieses Buch gleichgültig sein dürfen

Münchener Neueste Nachrichten: Wer echte Weisheit auch i der Dichtung sucht, uralte Weisheit des Orients, umgeschmolzen fü uns Europäer des 20. Jahrhunderts, Weisheit in künstlerisch Form gegossen, vorgetragen ohne Pathos, ohne trockene Schulfuchserei und Gelehrtendünkel, sondern bei all ihrem unerbittlichen Ernst nic ohne Geist und Laune, der wird Gustav Meyrinks Werk von d Erweckung des Menschen neben dem „Golem" in seiner Büche sammlung respektvoll dort aufbewahren, wo die Reihe der al Mystiker endet und die einer neudeutschen Gedankenepik, phantas reich und glaubenswillig, vielverheißend beginnt.

Pester Lloyd: Manchmal ist es einem, als ob hunde Türen aufsprängen, und ein Meer von Licht strömt hervor und erfüllte die Seele. Durch dieses Buch ge es wie ein Flügelschlagen einer künftigen Zeit.

Geheftet 3½ Mark **Der neue Roman** Gebunden 4½ Mark

Arnold Zweig

Die Novellen um Claudia

Ein Roman

6. bis 9. Tausend

Das Hauptwerk des mit dem Kleistpreis ausgezeichneten Dichters!

Hamburger Korrespondent: „... ein reifes, ausgeglichenes Buch. Die Sprache ist vornehm, patrizierhaft, genau so die Menschen, genau so die Vorgänge. Man muß das alles bewundern. Das stärkste Stück dieses Romans aus Novellen ist ‚Die keusche Nacht', die mit einer herrlichen Überlegenheit geschrieben ist."

Badische Neueste Nachrichten: „Es sind Erlebnisse rein seelischer Art, durch die Walter und Claudia hindurchschreiten müssen, um sich innerlich und äußerlich ganz zu finden, aber eben Erlebnisse, wie sie Menschen von feinster Seelenkultur beschieden sind."

Breslauer Morgenpost: „Das Buch eines ehrlichen jungen Dichters, der auf der Sprache spielt wie auf einem edlen Instrument, der die große heiße Liebe und den Glauben noch hat, die frühreife Kindlichkeit des wahren Dichters! In sieben, innerlich zu einem Romanganzen verbundenen, novellenartigen Einzelstücken wird das Verhältnis zweier geistig wie gesellschaftlich hochstehender, sensibler und moderner Menschen zueinander vor und in der Ehe mit filigranster Seelenmalerei abseits von sonst betretenen Gedankenpfaden in eigentümlich gesättigter Sprachkunst geschildert."

Neue Geschichtenbücher

Die „neuen Geschichtenbücher", unter gleichem Gesichtspunkt ausgewählt wie die Sammlung zeitgenössischer Erzähler „Der neue Roman", unterscheiden sich von dieser in der literarischen Qualität ebensowenig wie in der Ausstattung. Der ein wenig geringere Textumfang der einzelnen Bände ermöglichte es dem Verlag jedoch, den Preis der Bücher erheblich niedriger anzusetzen.

Jeder Band geh. M. 2.50, geb. M. 3.50

Kasimir Edschmid, Timur. Drei Novellen. 1. bis 3. Tausend

Herbert Eulenberg, Sonderbare Geschichten. 4. bis 6. Tausend

Hermann Kesser, Die Stunde des Martin Jochner. Roman. 1. bis 3. Tausend

Gustav Meyrink, Fledermäuse. Sieben Geschichten. 21. bis 30. Tausend

Hermann Harry Schmitz, Der Säugling und andere Tragikomödien. Vierte Auflage.

Hermann Harry Schmitz, Das Buch der Katastrophen

Ernst Sylvester, Peter van Pier, der Prophet. 2. Auflage

Neue Bände neuer Dichter
in Vorbereitung

Digitized by Google

Geheftet 2½ Mark

Neue Geschichtenbücher

Gebunden 3½ Mark

Kasimir Edschmid

Timur

Drei Novellen

1. bis 3. Tausend

Neue Zürcher Zeitung: Die Lektüre des „Timur" ist gewissermaßen der Übertritt aus einem lauen Klima in die Glut der Tropen. Mit Grauen und Ergriffenheit zugleich bohrt sich unser Auge in dieses Leben der Wonnen und Qualen, der Verklärung und der Gemeinheit. Nach diesem Leben zielt der Dichter nicht mit Steinen, sondern mit einer Sprache von betörend schöner Jugendpracht. Diese Kunst in ihrer hinstürmenden epischen Gebärde hat etwas Sieghaftes, weil sie Flügel hat wie Nike von Samothrake.

Berliner Börsenzeitung: Die Kunst Kasimir Edschmids ist traditionell, selbstbewußt und ohne Furcht. Nie gesehene Überraschungen, flammende Sätze und plastische Worte, gefühlsanpeitschende Stimmungen, Schlachten, Menschen, vom Schicksal belastet, blutdürstig und grausam — und doch vom Guten bestrahlt, begegnen uns. In unheimlicher Kraft sind Wahnsinn, sinnliche Bewegtheit und Symbole zusammengerafft zu mannigfachen Lösungen. Aber dies verleiht den Erzählungen nicht allein die spezifische Note: Was die drei Novellen unlösbar miteinander verknüpft und ihnen den gemeinsamen Wert gibt, das ist das Gottnahe, das Gottbesinnen, von dem mit bezwingender Inbrunst gesprochen wird. Ganz Deutschland, alle Gaue deutscher Zunge sollten das Buch lesen, immer wieder lesen, um einzudringen in das Geheimnis, in das Wertvolle, das sich in den Geschichten findet, gleichsam versteckt hinter Wucht und Grauen.

Schlesische Zeitung, Breslau: Daß Kasimir Edschmid eines der stärksten dichterischen Talente im heutigen Deutschland ist, läßt sich nicht leugnen und wird durch dieses neue Werk wieder laut bestätigt.

Herbert Eulenberg
Sonderbare Geschichten

Heidelberger Anzeiger: Diese Geschichten sind abseits vom breiten Strom geschrieben. Von einem Dichter, in dem das Leben vergoren ist, und der mit lächelnd-verstehenden Augen dem Lauf der Geschehnisse zuschaut. Aus den Schlacken der Wirklichkeit lösen sich ihm die Erlebnisse als Erinnerungen, von einem gütigen, duftigen Schleier behängt. „Sonderbare Geschichten" heißen diese Erzählungen, die von den Seltsamkeiten des Alltäglichsten berichten, und die das Absonderliche aus dem Werkelkram des Seins herausheben. Das Sonderbare liegt darin, daß der Dichter Menschen zeigt, wie sie sind, während wir sie nur sehen, wie sie sich geben. Das ist das Unterscheidende. Und so folgen wir dem Dichter willig und mit verhaltenem Atem, wenn er uns hinter die Tapete der Geschehnisse führt, wenn er uns hineinlauschen läßt in die verborgenen Kammern, wo sich die Mosaiksplitter des Daseins zum Ganzen reihen. Manchmal fühlt man sich unwillkürlich an die tiefe Durchgestaltung Flaubertscher Menschen erinnert.

Karlsruher Zeitung: Eulenberg ist, rein dichterisch betrachtet, wohl das tiefgründigste, eigenartigste und entschiedenste Talent, das wir in Deutschland besitzen, einer der nicht allzu vielen, die es uns auch heute zum Bewußtsein werden lassen, daß wir im Lande Goethes, Kleists und Hebbels leben.

Leipziger Tageblatt: Alle diese Studien muten wie flotte, mühelose Skizzen an und sind doch so überaus bedeutsam und inhaltreich. Man wird über dieser Lektüre vollends inne, daß Eulenberg ein wahrer Dichter ist, der auch die andere uns Alltagmenschen unbekannte Seite des Lebens sieht, und man weiß nicht, ob man seine Kunst zu schildern und zu charakterisieren, oder seinen Mut, die Schleier von den Idolen wegzureißen, mehr bewundern soll.

Hermann Kesser

Die Stunde des Martin Jochner

Roman

1. bis 3. Tausend

Leipziger Tageblatt: Kesser tut hier einen Sprung in die Gegenwart, versucht in die treibende, pulsende, jagende Seele unserer Zeit hineinzugehören. Daß er Martin Jochner journalistischen Politiker sein ließ, ermöglichte ihm einen gesteigerten Typus zu schaffen, noch zu weiterer Spannung hinaufgetrieben, insofern er die Vorgänge in die lastende Zeit um Beginn des Krieges verlegt. Mit Freude und innerster Teilnahme ist in Jochner ein Typ vielfältiger, geistiger Beweglichkeit geschaffen, jeder Nerv durchbebt von fieberndem Erlebnis des Tages.

Kölnische Zeitung: Die Weltstadtkultur der Überreizung wird durch einen Darstellungsstil gekennzeichnet, dessen stürmisch jagender Rhythmus mit blitzartigem Aufleuchten der Erscheinungen den Vergleich mit der Kraftwagenbewegung unmittelbar nahelegt. Nicht um Skizzenhaftes handelt es sich dabei, sondern um rasches Erfassen, knappe Kennzeichnung einer Situation, zum Teil durch grelle, schreiende Ausdrucksform ... Kesser aber gibt in dieser Stilart ein sorgfältig ziseliertes Kunstwerk von teilweise blendender Wirkung. Meisterhaft bringt er das gewollte Bild auf seine einfachste Form und verleiht mit jenem blitzartigen Striche der Zeichnung die deutlichste Charakteristik.

Zürcher Post: Ein Werk, das wie wenige Bücher des Tages die Entwicklung unserer jüngsten Gegenwart künstlerisch umschließt und dem ernsthafte Beachtung zukommen muß; denn es ist viel mehr, als ein Roman im üblichen Sinne dieses weitmaschigen Wortes.

Bremer Weser-Zeitung: Ich kenne keinen Dichter, dem es in gleichem Maße gelungen wäre, die aus einer gegebenen Situation emporwachsenden seelischen Strömungen zu einer solchen überwältigenden Macht anschwellen zu lassen wie Kesser.

Geheftet 2½ Mark

Neue Geschichtenbücher

Gebunden 3½ Mark

Gustav Meyrink

Fledermäuse

Sieben Geschichten

21. bis 30. Tausend

Leipziger Tageblatt: Meyrink findet das Seltsame in dem Gewöhnlichen, oder er schafft den fremden Zauber dunkler Geschehnisse zu einem Erleben um, das wir greifen zu können glauben. Er schwelgt in den leidenschaftlichen Freuden geheimnisschweren Grauens; es ist das Geisternde, Gespenstische gebannt wie nur bei E. Th. A. Hoffmann. Wir spüren das Atmen des Verhüllten in Menschen und Dingen. Seine Psychologie bohrt sich ein und belichtet wie mit einem grellen, phosphoreszierenden Strahl.

Berner Intelligenzblatt: Fesselnd und spannend, dabei in einer Art geschildert, die auch den strengsten Kunstanforderungen gerecht wird, ziehen in diesem doch neu gearteten Buch grelle Bilder vorüber, so eindruckstief, daß sie keiner je wieder vergessen kann.

Neue Zürcher Zeitung: Es geschieht hier noch viel Merkwürdigeres als etwa im „Goldenen Topf" E. Th. A. Hoffmanns. Menschen verlieren nicht nur ihr Spiegelbild wie Anselmus, sondern es kommt vor, daß hier z. B. ein Magister Wirtzhig sich jahrelang mit seinem eigenen Kammerdiener verwechselt, daß Menschen wie Scheintote oder Automaten einem neuen Leben ihres „Ich" zuschauen, oder daß einer in der Stadt als sein eigener „Enkel" gilt.

Der Bund: Die sieben Geschichten „Fledermäuse" sind eine Kraftleistung menschlicher Phantasie.

Heidelberger Zeitung: Ein Buch, das tiefste Erschütterungen birgt und den Glauben an Meyrink rechtfertigt.

Hermann Harry Schmitz

Der Säugling

und andere Tragikomödien

Berliner Börsen-Kurier: Die etlichen zwanzig Geschichten, die Schmitz hier darbietet, sind vom Standpunkte des Zwerchfells aus entschieden großartig; man lacht sich krank und wieder gesund, unsere Phantasie schlägt die tollsten Purzelbäume, und man schreit zuweilen auf vor Lachen. Ich habe das Buch von Schmitz in einer entsetzlichen Stimmung zu lesen begonnen. Aber bald war nicht nur mein Kopf bei dem Buche, sondern auch mein Herz. Mir wurde behaglich warm, und ich vergaß, daß ich ein Buch las, und ich lachte mir alle Sorgen und Betrübnisse von der Seele.

Hermann Harry Schmitz

Das Buch der Katastrophen

Münchener Zeitung: Dieses Buch der Katastrophen erzählt mit jenem gottergebenen Humor, dessen nur ein Rheinländer (und am besten aus einem Klubsessel heraus) fähig ist, von den zahllosen, grotesken Tücken des Objekts, von den Dingen, die — man weiß es im voraus — immer schief gehen oder, wie Operettenschlager klebrig, in Köpfen Unheil anrichten, die von morbidester Trotteldelhaftigkeit pendeln; Eulenberg hat dieses Buch des Frühverstorbenen stilgetreu, weil ihm verwandt, also aufs beste eingeleitet.

Die Tägliche Rundschau sagt von H. H. Schmitz: Er packt seine Stiere immer bei den Hörnern. Um tolle Einfälle ist er nie verlegen. Und immer weiß er, ein geborener Zwerchfellerschütterer, die Zwiespalte in Lachen aufzulösen.

Ernst Sylvester

Peter van Pier, der Prophet

2. Auflage

Wiener Allgemeine Zeitung: Ein kristallklares, durchsichtiges Buch. Ein Eindruck, gemalt mit feinen hohen Gefühlen. Und mit einer seltenen Distanz zu allen Dingen. Und mit einer Helligkeit und Freudigkeit, die einen lesenden Künstler erquickt. Die Sprache ist stark und von bunter Fülle. Festlich ohne Absicht. Festlich aus Natur. Und zugleich sanft, trotz der reinen satten Farbe. Es ist kein Blicken in die Welt nur unter der dunkeln Hutkrempe. Es ist Licht, das einen trifft. Man muß aufschauen und hinschauen an einen fernen Horizont.

Weser-Zeitung: Im ersten Griff verrät sich die leidenschaftliche Hand, das starke Talent eines erwählten Epikers mit der fruchtbar-furchtbaren Auseinandersetzung von Haß und Liebe. Es ist ein legendenhaft erzähltes, ganz vom Augenblick getriebenes Spiel der Bilder, Farben, Töne und Gefühle, das ungebrochen über die beendete Erzählung hinaustreibt und tönt, in unseren Schlaf und in unsere Träume.

März, München: Prachtvoll gesteigert und von erstaunlicher Bildkraft, ist „Peter van Pier" ein glänzendes Werk epischer Gestaltungsgabe, ursprünglich, gebändigt und tiefeindrücklich in seiner maßvoll verhaltenen Triebkraft. Das eigenartige Werk eines bedeutenden Dichters.

Der jüngste Tag

Sammlung neuer Dichtungen

Jeder Beitrag erscheint einzeln zum Preise von M. –.80 geheftet, M. 1.50 gebunden. (Doppelhefte M. 1.60 geheftet, M. 2.50 gebunden.)

„Der jüngste Tag" stellt eine Sammlung von kleineren Werken jüngerer Dichter dar, die als charakteristisch für unsere Zeit und als zukunftweisend zu gelten haben.
Die Dichtungen des „jüngsten Tages" sind gleich weit entfernt von lebensfremder Literatenliteratur wie von populärem Kitsch. Aus diesen Werken soll das Lebens- und Weltgefühl unserer Zeit strömen, ihre Entzückungen, Schmerzen, Begeisterungen, Reizsamkeit und Kraft. Menschliche Gefühle werden in knapper Form ausgedrückt und sollen menschliche Gefühle erwecken.
„Der jüngste Tag" wird, getreu dem Spiegel seines Wortes, versuchen, alles Notwendige zu sammeln, das ihm aus der Stärke des Zeitlichen heraus ewiges Dasein verspricht. Dies Unternehmen soll nicht mehr an der Gebundenheit von Zeitschriften leiden. So soll „Der jüngste Tag" mehr als ein Buch sein und weniger als eine Bücherei.

Der Zwiebelfisch: Auf die Reihe sehr schön gedruckter Bändchen der besten jüngsten Dichter sei wiederholt aufmerksam gemacht. Namen wie Werfel, Hasenclever, Kafka, Paul Boldt, Marcel Schwob, Hardekopf u. v. a. m. zeigen, daß hier nur die strengste Auswahl getroffen wurde.

Professor Witkowski (Zeitschrift für Bücherfreunde): Ein neues verheißungsvolles Unternehmen. Der Gesamteindruck ist der einer kultivierten, nach starkem Leben verlangenden Dichterjugend.

Der jüngste Tag

Sammlung neuer Dichtungen

Jeder Band geh. 80 Pf., geb. M. 1.50 (Doppelbände M. 1.60, bzw. M. 2.50)

Bd. 1. Franz Werfel: Die Versuchung. Ein Gespräch
„ 2. Walter Hasenclever: Das unendliche Gespräch. Eine nächtliche Szene
„ 3. Franz Kafka: Der Heizer. Eine Erzählung
„ 4. Ferdinand Hardekopf: Der Abend. Ein Dialog
„ 5. Emmy Hennings: Die letzte Freude. Gedichte
„ 6. Carl Ehrenstein: Klagen eines Knaben. Skizzen
„ 7/8. Georg Trakl: Gedichte
„ 9. Francis Jammes: Gebete der Demut. (Deutsch von Ernst Stadler)
„ 10. Maurice Barrès: Der Mord an der Jungfrau. (Deutsch von H. Lautensack)
„ 11. Paul Boldt: Junge Pferde! Junge Pferde! Gedichte
„ 12. Ottokar Březina: Hymnen
„ 13. Berthold Viertel: Die Spur. Gedichte
„ 14. Carl Sternheim: Busekow. Eine Novelle
„ 15. Leo Matthias: Der jüngste Tag. Ein groteskes Spiel
„ 16. Marcel Schwob: Der Kinderkreuzzug. Erzählung. (Deutsch von Arthur Seiffhart)
„ 17. Gottfried Kölwel: Gesänge gegen den Tod
„ 18. Paul Kraft: Gedichte
„ 19. Carl Sternheim: Napoleon. Eine Erzählung

Digitized by Google

Der jüngste Tag

Sammlung neuer Dichtungen

Jeder Band geh. 80 Pf., geb. M. 1.50 (Doppelbände M. 1.60, bzw. M. 2.50)

Bd. 20. Kasimir Edschmid: Das rasende Leben. (Das beschämende Zimmer. Der tödliche Mai.) Zwei Novellen

„ 21. Carl Sternheim: Schuhlin. Eine Erzählung. Mit drei Lithographien

„ 22/23. Franz Kafka: Die Verwandlung. Eine Novelle

„ 24. René Schickele: Aïssé. (Aus einer indischen Reise)

„ 25. Johannes R. Becher: Verbrüderung. Gedichte

„ 26. Carl Sternheim: Meta. Eine Erzählung

„ 27/28. Albert Ehrenstein: Nicht da, nicht dort. Novellen

„ 29/30. Franz Werfel: Gesänge aus den drei Reichen

„ 31. Mynona: Schwarz-Weiß-Rot. Grotesken

„ 32. Max Brod: Die erste Stunde nach dem Tode. Eine Gespenstergeschichte

„ 33. Ludwig Rubiner: Das himmlische Licht. Gedichte

„ 34. Franz Kafka: Das Urteil. Eine Geschichte

„ 35. Gottfried Benn: Gehirne. Novellen

„ 36. Ernst Wilhelm Lotz: Wolkenüberflaggt. Gedichte

Weitere Bände in Vorbereitung. Jeder Band erscheint einzeln zum Preise von M. —.80 geheftet, M. 1.50 gebunden. (Doppelhefte M. 1.60 geheftet, M. 2.50 gebunden)

Digitized by Google

Johannes R. Becher, An Europa. Neue Gedichte.

Geheftet M. 2.50, in Pappband gebunden M. 3.50, Halblederband M. 4.50

Berliner Börsencourier: Seine eckigen Strophen sind mit einer herrischen Wucht hingehauen, Wort an Wort wie Quader an Quader, kantig und roh. Man fühlt, verblüfft, etwa: hat dieser Mensch zwischen seinen Schädelwänden statt eines Gehirns deren drei? Ist eines verrückt? Eines genial? Und eines nüchtern? Wurden hier mechanisch Urformen ersonnen? Oder intuitiv aus quellender Trächtigkeit geboren? Es wäre vermessen, das vorschnell zu entscheiden. Gesagt nur sei, daß hier Töne erwuchsen, die erst nach dem Erlöschen des Weltbrandes ihr Echo finden können. In diesen Versen wird das Leid der Gegenwart ein ekstatischer Krampf. Blutige Schreie entquellen verknoteten Leibern. Aus chaotischen Satzklumpen, deren Gesetz und Struktur nicht leicht zu ergründen ist, die vielleicht nur der Dichter selbst restlos zu entwirren vermag, zuckt plötzlich, wie eine helle Fahne: ein schneidendes Wort. Ein funkelndes Bild. Bis sich wieder Strudel darüber werfen. Leichter zu durchdringen waren Verse, in denen Friedenssehnsucht sich brünstig enthüllt, eine Sucht, alle Planeten zu umfassen: zu einer harmonischen Einheit zu verschmieden. Johannes R. Becher steht schroff in dieser Gegenwart; einsam wie ein erratischer Block. Wird er zu den Säulen gehören, die die azurene Herrlichkeit des kommenden Reiches auf den Schultern tragen?

Ernst Blaß, Gedichte von Trennung und Licht.

Geheftet M. 2.50, Pappband M. 3.50, Halbleder M. 4.50

B. Z. am Mittag: Ist das nicht Robert Schumann, der aus der Nacht erklingt? Ist die innig bezwingende Melodie dieser Verse mir nicht von je vertraut und teuer? „Ich hätt niemals jetzt gedacht, daß die Nacht so herzlich wär!" Da wird die Genesung aus einer unfreudigen und qualbringenden Liebe, die Einkehr zur eigenen Persönlichkeit und die Beruhigung im erstarkten Selbst erlebt, und

es geschieht in Klängen tiefer und keuscher Reinheit, es wird kein Erzittern verschwiegen, und das Bekenntnis – fernab von der dröhnenden und aufdringlichen Fanfare, die Gewohnheit schien – ist klaräugig und voll Hingabe. – Eichendorff kommt mir in den Sinn und das Innigste deutscher Seele. –

Max Brod, Das gelobte Land. Ein Buch der Hoffnungen. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50, Halbleder M. 4.50. Erscheint demnächst.

Max Dauthendey, Die Ammenballade. Acht Liebesabenteuer, gedichtet von acht Ammen. Neun Pariser Moritäten. Vom Dichter neu durchgesehene zweite Auflage. Geheftet M. 2.–, gebunden M. 3.50

Max Dauthendey, Reliquien. Gedichte. Neue Ausgabe. Dritte Auflage. Buchausstattung von E. R. Weiß. Geheftet M. 2.50, Halblederband M. 4.–

Max Dauthendey, Singsangbuch. Liebeslieder. Vom Dichter neu durchgesehene zweite Auflage. Einbandzeichnung von E. R. Weiß. Geheftet M. 2.–, Halblederband M. 3.50

Albert Ehrenstein, Der Mensch schreit. Gedichte aus den Jahren 1914 und 1915. Mit einer Original-Lithographie von Oskar Kokoschka. Einmalige Luxusausgabe in 300 numerierten Exemplaren für Subskribenten gedruckt. In Halbleder gebunden M. 10.–

Zeitschrift für Bücherfreunde: Schopenhauer stieg herab und segnete seinen liebsten Sohn. Dem aber, aus Wien gebürtig, ward in weicher Seele der Segen fühlbar in früher Jugend als Fluch, so daß sein erstes Gedicht ist wie sein letztes: Leid, Klage, Fluch, Hohn, Vernichtung . . .

Die neue Lyrik

Herbert Eulenberg, Deutsche Sonette. Dritte Auflage. Ausstattung von Walter Tiemann. Fest geheftet M. 2.50, Pappband M. 3.50, Halblederband M. 4.50. Luxusausgabe: 30 Exemplare auf Strathmore-Japan, in handgearbeitetem Ganzlederband M. 30.—. (Vergriffen.)

Walter Hasenclever, Der Jüngling. Gedichte. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50, Luxusausgabe: 15 numerierte Exemplare in Ganzlederband M. 15.—

Frankfurter Zeitung: Bei Hasenclever ist eine Lust zu wirken da, eine heilige Propaganda, das Agitatorische des jungen Schiller.

Walter Hasenclever, Tod und Auferstehung. Neue Gedichte. Geheftet M. 2.50, Pappband M. 3.50, Halblederband M. 4.50

Carl Hauptmann, Dort, wo im Sumpf die Hürde steckt. Sonette. Geheftet M. 2.50, in Pappband M. 3.50, in Halbleder M. 4.50

Zeitschrift für Bücherfreunde: Hier ist ein Stück von der eigensten Seele des Dichters zeitlose und absolute Form geworden. Alles Gefühl wird hier Bild. Und alles Bild ist rückhaltlose Hingabe und Andacht zur Natur. Die Seele wird Natur, und die Natur wird Seele. Ein Hymnus, der einklingt in die beseligende Harmonie Goethes.

Georg Heym, Der ewige Tag. Gedichte. Geheftet M. 3.—, Halbpergament M. 4.—. Zweite Auflage.

Der Bücherwurm: Seine Verse sind von der unheimlichen, motorischen Kraft der Großstadt bewegt und von einer Optik, die an Goyas entsetzliche Capriccios gemahnt. Georg Heyms Tod hat Deutschland getroffen wie eine verlorene Schlacht.

Georg Heym, Umbra vitae. Gedichte aus dem Nachlaß. Zweite Auflage. Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—.

Hans Bethge im „Berliner Lokalanzeiger": Hier regt sich ein Starker, hier weht der Atem eines Genius, Heym ist einer unserer schmerzlichsten Verluste in letzter Zeit. In ihm vereinte sich die bildnerische Kraft eines Künstlers mit einem großen, souveränen Temperament.

Max Pulver, Selbstbegegnung. Gedichte. Geheftet M. 2.50, Pappband M. 3.50, Halblederband M. 4.50

Berliner Börsen-Courier: Hier ist die Ruhe und die Reinheit, die ganz unbewußt solchen Werken eigen, welche den Ruhm des Tages nicht begehren und auf ihrer makellosen Stirn — ihnen selbst unbewußt — den Stern der Zukunft tragen, mit dem Gott seine liebsten Söhne zeichnet.

Rabindranath Tagore, Der Gärtner. Liebesgedichte. Dritte Auflage. Einzig autorisierte deutsche Ausgabe. Nach der von Rabindranath Tagore selbst veranstalteten englischen Ausgabe ins Deutsche übertragen von Hans Effenberger. Mit einem Vorwort des Dichters und Anmerkungen des Übersetzers. Geheftet M. 2.50, Pappband M. 3.50, Halblederband M. 4.50, Ganzlederband M. 9.—. Vorzugsausgabe: 100 Exemplare der ersten Auflage, zweifarbig auf Kaiserl. Japan gedruckt, in Ganzleder gebunden und handschriftlich numeriert M. 35.—. (Die Vorzugsausgabe ist zur Zeit nicht erhältlich.)

Tägliche Rundschau: Es geht ein Duft von diesen Liedern aus, der aus großen, vielverschlungenen, königlichen Gärten kommt. Ein einziges kurzes, süß fragendes, bang staunendes, stolz junges Motiv — aber in hundert Abwandlungen, Kreuzungen, Überschneidungen, Umkehrungen: Der Frühling aller Welt sprießt aus tausend Zweigen, die früheren Schauer, die keuschen Sehnsüchte, die ersten unend-

Digitized by Google

lichen Ahnungen erregten Jugendblutes ertönen uns in einer Unmittelbarkeit und Reinheit, daß wir uns von einem singenden Blütenstrom überrieselt glauben, der keinen Anfang und kein Ende hat, so unergründlich ist sein Quell.

Rabindranath Tagore, Gitanjali. (Sangesopfer.) Zehnte Auflage. Einzig autorisierte deutsche Ausgabe. Nach der von Rabindranath Tagore selbst veranstalteten englischen Ausgabe ins Deutsche übertragen von Marie Luise Gothein. Geheftet M. 2.50, Pappband M. 3.50, Halblederband M. 4.50, Ganzlederband M. 9.—. Luxusausgabe: 200 Exemplare zweifarbig auf kaiserl. Japan gedruckt, in Ganzleder gebunden und handschriftlich numeriert M. 35.—. (Zur Zeit nicht erhältlich.)

Frederik van Eeden in der „Frankfurter Zeitung": Tagore ist ein Dichter im höchsten Sinne; er ist in erster Reihe Ethiker, Prophet, Tatenmensch und Gottsucher. Seine höheren Harmonien in Vision, in Stimmung und Gedanken sind prachtvoll und vollendet. Die höchste Schönheit dabei ist die ethische Schönheit. Man denkt an das „Hohe Lied" in der Bibel. Dieselbe orientalische, duftende Pracht, dieselbe Wucht der Sprache, dieselbe Innigkeit. Von Tagores Leben wissen wir noch wenig — doch das wenige zeugt uns Wahrhaftigkeit und Einklang, und in seinen frommen Weiheliedern klingt von Anfang bis Ende der sonore Wohllaut, Bild und Gedanke, der nur durch tiefe Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit zu erreichen ist. Da ist keine Pose, keine Heuchelei, keine Affektiertheit ...

Rabindranath Tagore, Der zunehmende Mond. (Mutter und Kind.) Einzig autorisierte deutsche Ausgabe. Nach der von Rabindranath Tagore selbst veranstalteten englischen Ausgabe ins Deutsche übertragen von Hans Effenberger. Mit Anmerkungen und Nachwort des Übersetzers. Einbandzeichnung von W. Tiemann. Geheftet M. 2.50, Pappband M. 3.50, Halblederband M. 4.50.

Digitized by Google

Die neue Lyrik

Das Literarische Echo: Nach den Liedern über Gott und die Welt, nach denen über Liebe und Weib bringt der ferne und uns doch nahe Indier ein Kinderbuch. Wieder empfinden wir jenen Urlaut innerster Erlebnisse in fremdartigem Gewand, wieder bewundern wir die der Tiefe entsteigende Zartheit. Mit leichtester Hand setzt er seine Glanzfarben hin, er gibt keine Schilderungen, er gibt Andeutungen, die in uns leise verklingen.

Rabindranath Tagore, Chitra. Ein dramatisches Gedicht. Einzig autorisierte deutsche Ausgabe. Nach der von Rabindranath Tagore selbst veranstalteten englischen Ausgabe ins Deutsche übertragen von Elisabeth Wolff-Merck. Mit einer Vorbemerkung und Anmerkungen. Einbandzeichnung von Walter Tiemann. Geheftet M. 2.50, Pappband M. 3.50, Halblederband M. 4.50. Vorzugsausgabe: 100 Exemplare, zweifarbig auf Kaiserl. Japan gedruckt, in Ganzleder gebunden und handschriftlich numeriert M. 35.—. (Zur Zeit nicht erhältlich.)

Weser-Zeitung: ... In Chitra wird uns eine Liebesfabel nach einem Motiv aus dem Mahabharata in lyrisch-dramatischem Spiel gelöst. Im Technischen entspricht es den aristotelischen Forderungen, im Geist aber und im Wort ist es eine elementare Auseinandersetzung, etwa ein Märchen, in dem die Härten der Gegenwart wirklich berührt und doch zu einem glücklichen Ende geführt werden. Eine wundervolle Klarheit rankt sich um das klassische Gebäude seiner Sprache. Hier ist das „Klassische" neu geworden, weil es die Ewigkeitsharmonien, unbeschwert vom kämpferischen Geiste der abendländischen Literaturen, in stiller, großer Schönheit tönt. Was er gibt, ist natürlich wie das Lied, in dem sich für den Frohen die Freude löst. Manier und Krankheit, von denen unsere Dichtungen oft aussätzig sind, sind weit von ihm.

Georg Trakl, Sebastian im Traum. Gedichte und Prosa. Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.50. Vorzugsausgabe: 25 Exemplare auf Stratfordbütten abgezogen, zweifarbig gedruckt und in Ganzleder gebunden M. 25.—.

Die neue Lyrik

Die Neue Rundschau: Ein Dichter! Dieses mißbrauchte Wort muß zuvor in seinem alten Sinne wieder hergestellt sein, ehe es würdig von dem Entschlafenen gesagt werden darf. Er war der Einsame, der „Edle, dessen weiße Stirn Lorbeer ziert", der Magier, der singende Hirte. Die Süße dieses Saitenspiels ist dahin, mögen andre selbst noch süßer sein. Eines Tages wird Georg Trakls Erscheinung auferstehen und unter uns wohnen bleiben. Fern zwar, doch heilig unser wie Hölderlin.

Franz Werfel, Einander. Oden – Lieder – Gestalten. Zweite unveränderte Auflage. Geheftet M. 2.50, Pappband M. 3.50, Halblederband M. 4.50. Vorzugsausgabe: 100 Exemplare auf Büttenpapier abgezogen, numeriert und in Ganzleder gebunden M. 35.–.

Camill Hoffmann in der „B. Z. am Mittag": Werfels Gedichte sind musizierte Ethik. Seine Melodie ist Üppigkeit, die alles in lyrischen Zauber auflöst. Was er in stets bestrickenden Arien singt, ist von einem Ernst, ja von einer Erhabenheit, die an die letzten, unsagbaren Dinge rührt und im religiösen Gefühl mündet. Daß dieses Buch in dieser Zeit in deutscher Sprache entstehen und erscheinen konnte, ist eine Genugtuung für immer.

Franz Werfel, Der Weltfreund. Gedichte. Dritte Auflage. Nur noch wenige Exemplare in Halblederband erhältlich M. 4.50. (Ein Neudruck kann zur Zeit nicht stattfinden.)

Franz Werfel, Wir sind. Neue Gedichte. Zweite Auflage. Mit einem Nachwort zur ersten Auflage. Geheftet M. 2.50, Pappband M. 3.50, Halblederband M. 4.50. Vorzugsausgabe: 15 numerierte, signierte Exemplare auf schwerem Japanbütten, in Ganzlederband M. 35.–. (Zur Zeit nicht erhältlich.)

Paul Zech im „März": Werfel ist Anstoß und Grundstein einer neuen Lyrik, die endlich wieder einmal Tempel und Wallfahrtsort der Mühseligen sein kann, die, vom Leben gehetzt, zerfetzt und weggeworfen, der Kunst als einem himmelnd aufgetürmten Grat zustreben.

Digitized by Google

Neue Dramen

Max Brod, Die Retterin. Schauspiel in vier Akten. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Paul Claudel, Der Tausch. Ein Drama in drei Akten. Zweite Auflage. Deutsch von Franz Blei. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Arno Dvorak, Der Volkskönig. Drama in fünf Akten. Deutsch von Max Brod. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Hermann Essig, Die Glückskuh. Lustspiel in fünf Aufzügen. Geheftet M. 2.50.

Hermann Essig, Die Weiber von Weinsberg. Lustspiel in fünf Aufzügen. Geheftet M. 2.50.

Herbert Eulenberg, Alles um Geld. Ein Stück in fünf Akten. Dritte Auflage. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Herbert Eulenberg, Alles um Liebe. Eine Komödie in fünf Akten. Zweite Auflage. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Herbert Eulenberg, Anna Walewska. Eine Tragödie in fünf Akten. Zweite, gänzlich umgearbeitete und mit einem Vorwort versehene Auflage. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Herbert Eulenberg, Belinde. Ein Liebesstück in fünf Aufzügen. Neunte Auflage. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50. Vorzugsausgabe: 100 Exemplare auf echtem Bütten, vom Autor signiert, in Ganzlederband M. 25.—. (Vergriffen.) Für dieses Werk erhielt der Dichter den Volks-Schiller-Preis.

Herbert Eulenberg, Dogenglück. Eine Tragödie in fünf Aufzügen. Geheftet M. 2.–, gebunden M. 3.–.

Herbert Eulenberg, Ernste Schwänke. Vier Einakter. Zweite Auflage. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50. Inhalt: Moderner Prolog / Die Welt will betrogen werden / Die Geschwister / Das Geheimmittel (Pansanabum) / Die Wunderkur.

Herbert Eulenberg, Der Frauentausch. Ein Spiel in fünf Aufzügen. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Herbert Eulenberg, Kassandra. Ein Drama in fünf Aufzügen. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Herbert Eulenberg, Münchhausen. Ein deutsches Schauspiel in fünf Akten. **Leidenschaft.** Ein Trauerspiel in fünf Akten. **Kurt von der Kreith (Ein halber Held).** Eine Tragödie in fünf Akten. Ausstattung von E. R. Weiß. Geheftet M. 4.–, gebunden M. 5.–, Halblederband M. 8.–. Vorzugsausgabe: 25 numerierte Exemplare auf echt Bütten, in Ganzleder gebunden M. 25.–.

Herbert Eulenberg, Der natürliche Vater. Ein bürgerliches Lustspiel in fünf Akten. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Herbert Eulenberg, Ritter Blaubart. Ein Märchenstück in fünf Aufzügen. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Herbert Eulenberg, Simson. Eine Tragödie in fünf Akten, nebst einem Satyrspiel. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Herbert Eulenberg, Zeitwende. Ein Schauspiel in vier Akten. Umschlagzeichnung von Wilhelm Wagner. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Digitized by Google

Neue Dramen

Rud. John von Gorsleben: Der Raſtaquär. Eine ernſthafte Komödie in drei Aufzügen. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Walter Haſenclever: Der Sohn. Drama in fünf Akten. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Carl Hauptmann: Die armſeligen Beſenbinder. Altes Märchen in fünf Akten. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Carl Hauptmann: Aus dem großen Kriege. Dramatiſche Szenen. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Carl Hauptmann: Krieg. Ein Tedeum. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Carl Hauptmann: Die lange Jule. Drama in fünf Akten. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Oskar Kokoſchka, Dramen und Bilder. Mit einer Einleitung von Paul Stefan. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Heinrich Lautenſack, Das Gelübde. Schauſpiel in vier Aufzügen. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Heinrich Mann, Die große Liebe. Drama in drei Akten. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Heinrich Mann, Madame Legros. Drama in drei Akten. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Heinrich Mann, Eine Schauſpielerin. Drama in drei Akten. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Digitized by Google

Max Pulver, Alexander der Große. Schauspiel in einem Vorspiel und fünf Aufzügen. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Max Pulver, Robert der Teufel. Drama in einem Vorspiel und fünf Akten. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Carl Sternheim, 1913. Schauspiel in drei Aufzügen. Einmalige Ausgabe mit Textzeichnungen von Ernst Stern. (Ein Neudruck dieser illustrierten Ausgabe findet nicht statt.) Geheftet M. 3.–, leicht gebunden M. 4.50, Halblederband M. 6.–. Die Luxusausgabe, 40 Exemplare auf echt Bütten gedruckt, kommt erst nach dem Kriege in den Handel.

Carl Sternheim, Der Kandidat. Komödie in vier Aufzügen. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50. Die Buchausgabe erscheint bei der Berliner Uraufführung im Deutschen Theater.

Carl Sternheim, Das leidende Weib. Drama in vier Aufzügen nach Friedrich Maximilian Klinger. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Carl Sternheim, Der Geizige von Molière. Neu bearbeitet. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Franz Werfel, Die Troerinnen des Euripides. In deutscher Bearbeitung. Mit einer Vorbemerkung. Geheftet M. 2.50, Pappband M. 3.50, Halblederband M. 4.50. Vorzugsausgabe: 100 Exemplare auf Büttenpapier abgezogen, handschriftlich numeriert und in Ganzleder gebunden M. 35.–.

Arnold Zweig, Abigail und Nabal. Tragödie in drei Akten. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Carl Sternheim

Tabula rasa

Ein Schauspiel

Liebhaber-Ausgabe in 1000 numerierten Exemplaren für Subskribenten gedruckt

Geheftet M. 6.–, in Halbpergamentband gebunden M. 8.–; Luxusausgabe auf Bütten in Halblederband gebunden unter Leitung von Professor W. Tiemann M. 25.–

Sein neues Schauspiel, das innere notwendige Unentschiedenheiten der sozialdemokratischen Partei durch Aufweisung der in ihr sich verflechtenden ungleichen Absichten und Interessen zeigt, will der Dichter derzeit nicht den Zufällen des freien Buchhandels überlassen, sondern die Leserzahl, die das Buch haben wird, begrenzen. Die vorliegende Luxusausgabe wurde in 1000 numerierten Exemplaren hergestellt. „Tabula rasa" wird selbst den intimen Kennern des Sternheimschen dramatischen Schaffens eine Überraschung bedeuten: hier wächst der Dichter völlig über den Rahmen, in dem andere ihn sehen zu können glaubten, hinaus, gestaltet mit leichter Hand, aber bitterem Ernst Dinge äußerster Aktualität, denen er doch so souverän und distanziert gegenübersteht, daß sie nicht für heute und morgen, sondern für immer Geltung und Bedeutung gewannen.

Fritz von Unruh

Ein Geschlecht

Tragödie

Preis des Exemplars (1–35) in handgearbeitetem Ganzlederband M. 100.–. Die Exemplare Nr. 36–750, auf feinstem Velinpapier gedruckt, kosten geheftet M. 14.–, in Halbleder gebunden M. 18.–

Zweifarbiger Druguline-Druck

Mit Einbandzeichnungen von Emil Preetorius

Nach langen Jahren, in denen Verbote der Zensur Fritz von Unruh die Möglichkeit der Äußerung und Wirkung durch Bühne oder Buch lähmten, ist das hier angezeigte Werk, das zunächst nur für Subskribenten in einer beschränkten Auflage als Luxusdruck hergestellt wird, des Dichters erste Veröffentlichung. Nicht nur ein äußerer Zeitraum inhaltsschwerer Jahre trennt das gegenwärtige Schaffen des Dichters von seiner letzten veröffentlichten dramatischen Arbeit: dem „Prinz Louis Ferdinand"; eine Zeit reichster innerer Entwicklung liegt heute hinter ihm, einer Entwicklung, die sich später verfolgen lassen wird, wenn man jene inzwischen entstandenen, durch die Ungunst der Zeit zurückgehaltenen Arbeiten kennengelernt hat, deren jüngstes, bedeutsamstes Glied jetzt einer beschränkten Öffentlichkeit dargeboten wird. Unruhs Tragödie, die als Dichtung in ihrer formalen und geistigen Gestalt, in der elementaren Wucht ihrer tragischen Größe und in erhabener Symbolik einsam aus der zeitgenössischen Produktion hervorragt, behandelt tiefste sittliche Probleme unserer Gegenwart, sie zukunftweisend deutend. In seiner metaphysischen Aktualität, die eine Überwindung alles materiellen Zeitgehaltes bedeutet, muß und wird dies Werk eines reichen und gereiften Dichters mit dröhnender Stimme zu den Geistigen des heutigen Deutschlands sprechen.

) i e ſchwarzen Bücher

i t originalgraphiſchen Illuſtrationen

Mit Illuſtrationen von Ottomar Starke

Ein Urteil aus Hunderten:
Hans von Weber im Zwiebelfiſch: Die Steindrucke von Starke gehören zu den beſten Illuſtrationen aller Bücher ſeit Menzel, und dieſes Buch iſt ſo ſchön, daß man auch 60 Mark ſtatt 6 Mark dafür ausgeben dürfte.

) t t o m a r S t a r k e

Schippeliana

n bürgerliches Bilderbuch. Mit einem Vorwort von Carl Sternheim. Gebunden M. 6.–; Halblederband M. 7.50

C a r l S t e r n h e i m

Die drei Erzählungen

lit 14 Originallithographien und Einbandzeichnung von Ottomar tarke. 9. bis 12. Tauſend. Gebunden M. 6.–, Halbpergamentband M. 7.50

C a r l S t e r n h e i m

Mädchen

)rei Erzählungen. Mit Originallithographien und Einbandzeichnung von Ottomar Starke. 1. bis 5. Tauſend. Gebunden M. 6.–, Halbpergamentband M. 7.50

Mit Illustrationen von Karl Thylmann

Frankfurter Zeitung über Thylmann: Hier ist ein Zeichner des grotesken Grauens und des übersinnlichen Humors, wie wir heute wenige haben.

Achim von Arnim
Die Majoratsherren

Eine Erzählung. Mit 8 Originallithographien von Karl Thylmann. 500 Exemplare. Gebunden M. 6.–, Halbpergamentband M. 7.50

Christian Dietrich Grabbe
Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung

Ein Lustspiel. Mit 12 Originalholzschnitten von Karl Thylmann. 500 numerierte Exemplare. Gebunden M. 6.–, Halbpergamentband M. 7.50

E. Th. A. Hoffmann
Der goldene Topf

Mit 14 Originallithographien von Karl Thylmann. 875 numerierte Exemplare. Gebunden M. 6.–, Halbpergamentband M. 7.50

Digitized by Google

Mechtild Lichnowsky

Götter, Könige und Tiere in Ägypten

Vierte Auflage

Mit zahlreichen Illustrationen nach Zeichnungen der Verfasserin

Geheftet M. 6.50, Pappband M. 7.50,
Halblederband M. 8.50, Ganzlederband M. 10.–

Ein Spiel vom Tod

Neun Bilder für Marionetten

Geheftet M. 3.50, Pappband M. 4.50,
Halbleder M. 5.50, Ganzlederband M. 10.–

Der Stimmer

Eine Erzählung

Geheftet M. 4.50, gebunden M. 6.–,
Ganzlederband M. 10.–

Alfred Kerr in der „Neuen Rundschau": Die Schriftstellerin Mechtild Lichnowsky: nicht mehr zu trennen von Träumen und Geistern dieser bluterfüllten Schattenfrist; kein Zunftglied, sondern eine Pflanzenkraft; Versteherin durch die Fingerspitzen, durch die Netzhaut, durch Ahnendes hinter der Netzhaut, durch ein Miterleben im Geblüt, aber nicht allzu versonnen, vielmehr voller Drang und Ungeduld; als ob sie wüßte: dies Hiersein ist kurz ...

Robert Walsers Dichtungen

Aufsätze

Mit 14 Vignetten und mehrfarbiger Einbandzeichnung
von Karl Walser

Geheftet M. 4.–, gebunden M. 5.–

Geschichten

Mit Zeichnungen von Karl Walser

Geheftet M. 5.–, gebunden M. 6.50

Luxusausgabe: 100 Exemplare auf Stratford abgezogen
und handschriftlich numeriert M. 35.–

Kleine Dichtungen

Einbandzeichnung von Karl Walser

Zweite Auflage

(Die erste Auflage wurde für den Frauenbund zur
Ehrung rheinländischer Dichter hergestellt)

Geheftet M. 4.–, gebunden M. 5.–

Zeitschrift für Bücherfreunde: ... Wir lesen Walser mit einer Anteilnahme, die eine melancholische Sehnsucht in sich birgt. Denn vielleicht hat so einst Gott die Welt geträumt.

Weser-Zeitung: ... Er verfügt, ohne Epigone zu sein, über den feinstilisierten Märchenton des großen Andersen und schreibt, nein, haucht Erzählungen ...

Carl Hauptmann
Neuere Prosadichtungen

in sechs Bänden M. 18.–

In einheitlicher Ausstattung in Karton gelegt. Einbände nach Entwürfen von Professor Walter Tiemann

Bd. 1/2. Einhart, der Lächler. Roman in zwei Bänden. Geheftet M. 7.–, gebunden M. 9.–

Bd. 3. Ismael Friedmann. Roman. Geheftet M. 3.50, gebunden M. 4.50

Bd. 4. Nächte. Novellen. Geheftet M. 3.–, gebunden M. 4.50

Bd. 5. Schicksale. Novellen. Geheftet M. 4.–, gebunden M. 5.–

Bd. 6. Rübezahlbuch. Neue Rübezahlabenteuer. Geheftet M. 3.–, gebunden M. 4.–

Leipziger Zeitung: Manchem wird es jetzt wie eine Offenbarung aufgegangen sein, daß wir hier wirklich vor einem großen Dichter stehen. Vielleicht vor dem Dichter unserer Zeit. Im Endlichen weht der Hauch des Unendlichen, die ganze tausendfältige Wirklichkeit ist nur der Mantel um das Göttliche. Das zu offenbaren war je und je das tiefste Wesen aller Kunst. Dieses ist es, was wir in allen den kleinen Bildern der „Schicksale" so stark erkennen, das aus den Erzählungen in den „Nächten" und im „Friedmann" so klar ersichtlich wird, das den „Einhart" zu einem erschütternden Erlebnis macht. – Dieser heilige Geist, eine glühende Lohe schlägt aus Carl Hauptmann, lebt in allen seinen Werken. Immer schon. Daß wir es nicht schon lange verspürten, war unsere eigene Blindheit... Carl Hauptmann ist ein Gestalter, wie uns nur ganz wenige geschenkt worden sind.

Digitized by Google

Heinrich Mann

Gesammelte Romane und Novelle in 10 Bänden

In 10 Halbleinwandbänden, nach Entwürfen von E. Preetorius, M. 40.–

Inhalt:

Schlaraffenland / Die drei Romane der Herzogin von Assy: Dian Minerva, Venus / Die Jagd nach Liebe / Professor Unrat / Zwisch den Rassen / Die kleine Stadt / Novellensammlungen: D Wunderbare / Flöten und Dolche / Stürmische Morgen / D Herz / Rückkehr vom Hades.

Aus Urteilen über die Gesamtausgabe:

Münchner Zeitung: Wir Deutschen haben, nach vielen Ansätz lange vergeblichem Bemühen, heute einen Roman. Wir haben i als Kunstwerk: im Gewande der Vollendung — Heinrich Ma ist unter seinen Vollendern. Mann hat für das Deutschland d beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts das geleistet, was Balza Flaubert und Zola zu ihrer Zeit für Frankreich: er hat das Zei alter dargestellt. Dieses Zeitalter der Hast, unbefriedigten Sein halber Hochstapelei und maßlosen Begehrens in der kurzen Spann der Zeitlichkeit. Heinrich Mann hat dieses Zeitalter mit schillern den, unendlichen Farben in den silbernen Spiegel seiner große unbestechlichen Kunst eingefangen.

Wilhelm Herzog im Berliner Tageblatt über Heinri Mann: Er ist der höchstgesteigerte Typus eines geistigen Deu schen. Die kommende Generation wird Heinrich Mann, den Künst ler und Kämpfer, als Repräsentanten eines neuen Deutschlands z werten haben.

Gramersche Buchdruckerei in Leipzig

YB 45819